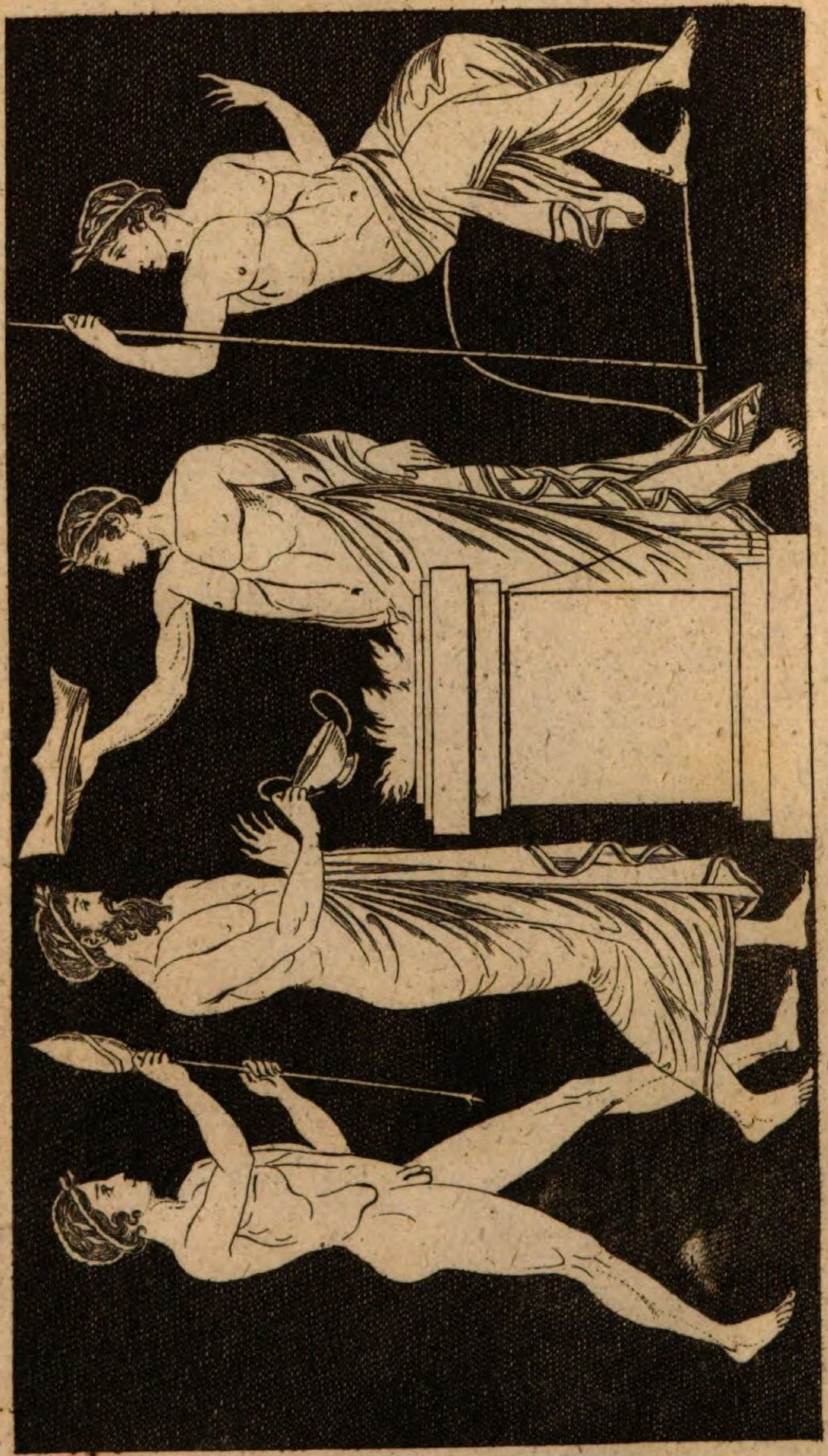
Ant. 476 f
(1

0

<36603433560019

<36603433560019

Bayer. Staatsbibliothek



I. B. Titelk.

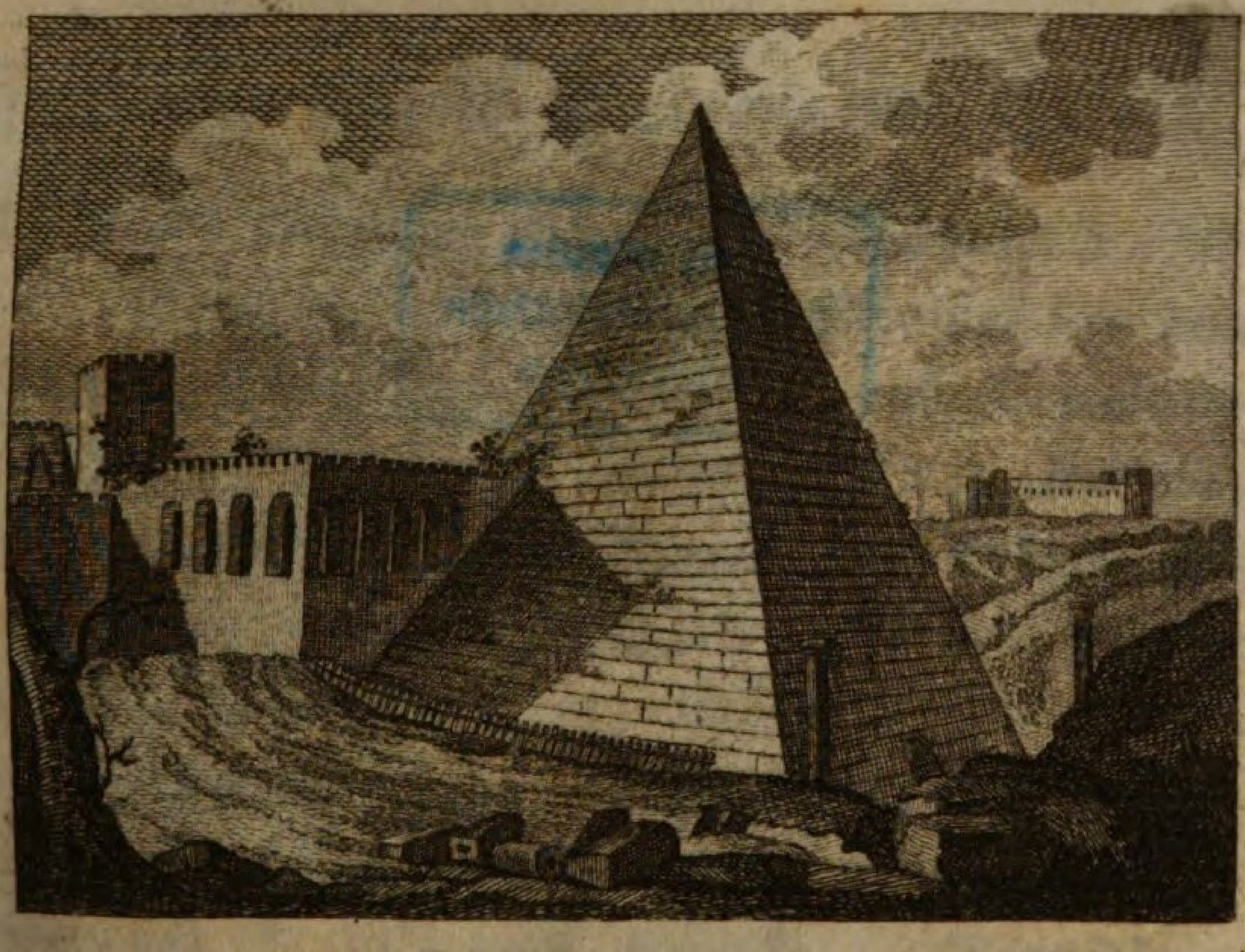
05043

ΑΝΘΟΥΣΑ
oder
Roms Alterthümer.

Ein
Buch für die Menschheit.

Von Karl Philipp Moritz.

Die heiligen Gebräuche der Römer.



Mit achtzehn in Kupfer gestochenen Abbildungen nach antiken geschnittenen Steinen und andern Denkmälern des Alterthums.

Erster Theil.

Wien und Prag
bey Franz Haas, Buchhändler.
1801.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Altbestand 4095

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zueignungsschrift

an

Se. Excellenz

Herrn

Friedrich Anton Freyherrn von Heinitz,

Wirklichen Geheimen Etats= und Kriegesrath, Vice=Präsidenten, und dirigirenden Minister bey dem General=Ober=Finanz=Krieges=und Domainen=Direktorio, Ritter des schwarzen Adler=Ordens, auch Amtshauptmann zu Ravensberg, Erbherr auf Dröschkau, Chef des Departements von Cleve, Meurs, Mark, Geldern, Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, desgleichen des Bergwerks= und Hütten=Departements, wie auch sämmtlicher Salz=und Münz=auch Porzellain=Manufaktur=Sachen, in allen Königlichen Provinzen; Kurator der Akademie der Künste.

Hochgebohrner Freyherr,

Hochgebiethender Herr Staatsminister,

Gnädiger Herr,

Meine sonntäglichen Vorlesungen, welche Ew. Freyherrl. Excellenz vor einem Jahre mit Hochdero aufmunternden Gegenwart beehrten, enthielten schon den Stoff zu diesem Werke.

Der gnädige Beyfall, womit Hochdieselben damahls meine Bemühungen in diesem Fache zu bemerken geruhten, flößt mir die Zuversicht ein, gegenwärtigen Versuch einer anschaulichen Darstellung der heiligen Gebräuche der alten Römer, Ew. Hochfreyherrl. Excellenz ehrerbiethigst zu widmen.

Mit dem sich selbst belohnenden Bestreben, nach meinen Kräften nützlich zu seyn, empfehle ich mich Ew. Hochfreyherrl. Excellenz gnädigem Wohlwollen, und bin ehrfurchtsvoll

Ew. Hochfreyherrl. Excellenz,

Berlin,
den 31. März 1791.

unterthäniger Diener,
Moritz.

Vorbericht.

Ich habe es versucht, die heiligen Gebräuche der alten Römer, in so fern sie bloß eine Religion der Phantasie voraussetzten, und eigentlich nur eine Weihung des wirklichen Lebens waren, durch eine Beschreibung ihrer Feste, anschaulich darzustellen. Ob

nun jene alten Gebräuche noch jetzt die Menschheit interessiren können, beruht auf einer Vergleichung, die sich sehr natürlich und von selbst darbiethet.

Inhalt.

Uiber den Werth des Studiums der Alterthümer. . . . . Seite 1
Die heiligen Gebräuche der Alten.
Einleitung. . . . . . — 8
Opfer. . . . . . . — 9
Altäre. . . . . . . — 11
Tempel. . . . . . . — 12
Bildsäulen der Götter. . . — 13
Haine der Götter. . . . — 13
Von den Festen der Römer. . . — 16
Von den Festen im Januar.
Das Janusfest. . . . . — 18
Die Karmentalien. . . . — 20
Die Einweihung des Tempels der Konkordia . . . . . — 22
Die Sementinen. . . . . — 24
Von den Festen im Februar.
Das Fest der Juno Sospita und die Lukarien. . . . . — 26

Die Faunalien. . . . Seite 27
Die Luperkalien. . . . — 31
Die Quirinalien. . . . — 37
Die Fornakalien. . . . — 39
Die Todtenfeyer. . . . — 40
Die Charistien. . . . — 43
Die Terminalien. . . . — 45
Die Königsflucht. . . . — 49
Die Equirien. . . . . — 50
Von den Festen im März.
Das Fest der Juno Lucina. . — 52
Die Matronalien. . . . — 52
Der Waffentanz der salischen Priester — 53
Das Vejovisfest. . . . — 54
Das Fest der Anna Perenna. . — 55
Die Liberalien . . . . . — 56
Die Quinquatrien. . . . — 59
Die Hilarien. . . . . — 62
Das Fest der Luna. . . . — 73
Von den Festen im Aprill.
Das Fest der Venus Vertikordia und Fortuna Virilis. . . . — 75
Die Megalesischen Spiele . . — 78
Die Cerealien . . . . — 81
Die Fordicidien. . . . — 90
Die Palilien. . . . . — 92
Die Vinalien. . . . . — 96
Die Robigalien. . . . — 97
Die Floralien. . . . . — 99

Das Fest der Palatinischen Vesta. Seite 101
Von den Festen im May.
Das Fest der Laren. . . . — 102
Das Fest der guten Göttin. . — 105
Die Lemurien. . . . — 106
Das Fest des rächenden Mars . — 107
Der Griechen Tod. . . . — 108
Das Merkursfest. . . . — 109
Die Flucht des Opferköniges. . — 111
Das Fest der Fortuna Publika. . — 112
Von den Festen im Junius.
Das Fest der Juno Moneta. . — 113
Das Fest der Göttin Carna. . — 114
Das Marsfest. . . . — 116
Die Versöhnung der Stürme. . — 117
Das Fest der Bellona. . . — 118
Das Fest des Herkules. . . — 120
Das Fest des Sankus. . . — 120
Das Fischerfest. . . . — 121
Die Verehrung des Mars. . — 121
Die Vestalien. . . . — 122
Die Matronalien. . . . — 135
Das Fest der Fortuna Virilis. . — 138
Das Fest der Konkordia. . — 143
Das Fest des unüberwindlichen Jupiter. . . . . . . — 144
Die kleinen Quinquatrien. . . — 144
Die Reinigung des Tempels der Vesta — 147
Das Fest der Aventinischen Pallas. — 148

Das Summanusfest. . . . Seite 148
Das Fest Fortunä Fortis. . . — 149
Das Fest des Jupiter Stator. . — 150
Das Fest des Romulus. . . — 154
Das Fest des Herkules und der Musen — 155
Von den Festen im Julius.
Die Apollinarischen Spiele. . — 156
Das Fest der Fortuna Muliebris. — 158
Die Kaprotinen. . . . — 161
Das Geburtsfest des Julius Cäsar. — 163
Das Fest des Kastor und Pollux. — 165
Die Neptunalien. . . . — 167
Von den Festen im August.
Das Fest der Hoffnung. . . — 168
Das Salusfest. . . . — 169
Das Fest der Diana. . . . — 171
Die Portumnalien. . . . — 172
Die Konsualien. . . . — 173
Die zweyten Vinalien. . . — 176
Die Vulkanalien. . . . — 177
Die Eröffnung der unterirdischen Welt — 178
Die Opekonsiven. . . . — 181
Von den Festen im September.
Die Einschlagung des Nagels. . — 182
Das Geburtsfest des Augustus. . — 184
Die Meditrinalien. . . . — 185
Von den Festen im October.
Die Augustalien. . . . — 186

Die Fontinalien. . . . Seite 187
Die Opferung des Pferdes. . — 188
Das Waffenfest. . . . . — 191

Von den Festen im November.

Die Götterspeisung. . . . . — 192
Die Volksspiele . . . . — 193

Von den Festen im December.

Die ländlichen Faunalien. . . — 194
Die Saturnalien . . . — 196
Die Opalien. . . . . — 224
Die Augeronalien. . . . — 225
Die Kompitalien. . . . — 226
Septimontium. . . . . — 228
Die Laurentinalien. . . . — 229

Von den Festen die zu keiner gewissen Zeit im Jahr gefeyert wurden.

Das Latiarische Bundesfest. . — 231
Die Ambarvalien . . . — 231
Die öffentlichen Ambarvalien . — 235
Die Amburbien. . . . — 241
Der Aufzug mit dem Hund und der Gans . . . . . . — 242

Von den Festen, die nach Verlauf einer bestimmten Anzahl Jahren wiederhohlt wurden.

Das Lustrum . . . . . — 243
Die Sekularischen Spiele. . . — 245

Von den Festen, welche man den Göttern außerordentlich feyerte und gelobte.

Das neuntägige Opferfest . Seite. 291
Das große Frühlingsopfer . . — 294
Von Opfern, Gebethen und Gelübden überhaupt . . . — 296
Vom Cirkus . . . . — 350
Anhang. Römischer Kalender . — 367

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erklärung der Kupfer.

Titelvignete: Die Pyramide des Cajus Cestius in Rom, bey welcher der Begräbnißplatz für die Protestanten ist.

S. 31. a. Ein Opfer des Pans. Ein alter Hirt sitzt auf einem Hügel, und spielt auf der Leyer; ein andrer hinter ihm spielt auf zwey Pfeifen. Unter einem Baume hat ein dritter zwischen den Beinen eine Ziege, deren Kopf er in die Höhe hält, und die er zu opfern im Begriff ist.

b. Ein Hirt steht vor einem kleinen Heiligthum oder Aedikula des Pans, und bläst auf zwey Flöten; unten ist ein Altar von Rasen errichtet, auf welchem ein Gefäß steht.

S. 51. a. Ein altes Werk, welches ein Opfer des Mars vorstellt. Man sieht im Tempel die Bildsäule des Kriegesgottes, dem ein Widder geopfert werden soll. Ein Alter führt das Opferthier und hat das Opfermesser in der Hand; diesem folgt ein Jüngling, der eine Schüssel über dem Haupte in der einen Hand emporträgt; ein Alter in langem Gewande beschließt den Zug.

Bayerische Staatsbibliothek München

b. Die Bildsäule der Minerva mit dem Schilde am linken Arm und dem Spieß in der rechten Hand, steht auf einem Postament, hinter welchem der dieser Göttin geheiligte Oelbaum hervorragt. Vor dem Postament steht ein kleiner Altar mit der lodernden Flamme, worauf eine Matrone Weihrauch streut. Auf der andern Seite gegenüber steht ein Pfeifer, der zu dem Opfer auf zwey Flöten bläst.

S. 74. a. Die Bildsäule der Flora steht auf einem Postament vor einem schönen Tempel, dessen Gebälke von Säulen und auf den Seiten von Koryatiden unterstützt wird; die Göttin hält in der Rechten einen Blumenkranz. Von den Weibern, welche bey dem Dienst der Flora beschäftigt sind, tragen einige auf den Köpfen Blumenkörbe herzu, andre reichen sie in demüthiger Stellung der Göttin dar, und die eine wirft sich bey dem dargebrachten Korbe auf ihr Antlitz nieder; in der Mitte der Opfernden sieht man ein Paar nackte weibliche Figuren in tanzender Stellung.

b. Die Bildsäulen der Venus und des Kupido stehen auf einem vielseitigen Altare vor einem prächtigen Tempel. Männer und Frauen bringen Blumen und Früchte zum Opfer dar.

Die Abbildungen in diesen drey ersten Kupfertafeln sind alle nach antiken geschnittenen Steinen aus der Lippertschen Daktyliothek. Die fünf folgenden Kupfertafeln enthalten Abbildungen nach in Kupfer gestochenen Denkmählern, die sich in dem

Werke des Onuphrius Panuvinius von den Circensischen Spielen befinden.

S. 175. a. Nach einer antiken Münze: Der Raub der Sabinerinnen. Die dreyfache Pyramide, welche beym Wettrennen im Cirkus zum Ziele diente, deutet hier auf die ersten Spiele dieser Art, welche Romulus anstellte, um die benachbarten Völker als Zuschauer herbeyzulocken, und den Raub der Jungfrauen zu vollführen.

b. Ebenfalls nach einer antiken Münze: Ein Opfer im Cirkus. Der Pontifex mit der Opferschaale und dem Oelzweige in der Hand. Ein kleiner Knabe, welcher dem Priester beym Opfer zur Hand ist, und hinter ihm der Opferschlächter mit dem Opferbeile.

S. 235. Die Suovetaurilien, oder das Opfer vom Stiere, Schaafe und Schweine, welche man geschmückt um die Grenzen führte, damit die Götter die Felder segnen möchten. Voran sind zwey Priester, welche durch Besprengung das Volk entsündigen.

S. 313. a. Die Bildsäulen des Jupiter, der Juno und Minerva auf einem erhabenen Postamente. Unten der Opferaltar mit der lodernden Flamme, in welche der mit Lorbeern umkränzte Feldherr die Opferschaale ausgießt, während daß der Kamillus oder Opferknabe mit dem eröffneten Weihrauchkästchen ihm gegenüber steht. Dicht am Altare hält der Opferschlächter mit dem Opferthiere;

neben dem Opfernden steht ein Pfeifer, der auf zwey Flöten spielt.

b. Das geschlachtete Opferthier liegt auf dem Opfertische, und die Haruspicen untersuchen die Eingeweide.

S. 350. Der Cirkus Maximus nach einer aus alten Denkmählern zusammengesetzten Abbildung desselben im Onuphrius Panuvinus.

S. 359. Ein Basrelief an einem antiken Marmorsarge, welches den Cirkus darstellet, in welchem Genien einen Wettlauf halten.

S. 360. Ein Tubicen mit der langen, ein Tibicen mit der doppelten Flöte. Ein Citherschläger u. s. w.

S. 362. Ein Augur. Ein Pontifex. Ein Flamen. Einer von den Funfzehnmännern, welche die Aufsicht über die Sybillinischen Bücher hatten. Eine Vestalische Jungfrau. Ein Opferschlächter.

Die Sitten und Gebräuche eines nicht mehr vorhandnen Volks verdienen nur in so fern der jetztlebenden Welt vors Auge gestellt zu werden, als dieß Volk selbst der nähern Betrachtung werth ist.

Denn es muß der Menschheit vorzüglich daran liegen, das Edelste, was in ihr entstanden ist, so lebhaft wie möglich vor ihr Gedächtniß zurückzurufen, und es vor ihre Einbildungskraft zu stellen, um das, wozu sie durch den Gebrauch ihrer Kräfte fähig ist, wieder fühlen zu lernen.

In sofern also die Griechen und Römer durch dasjenige, was sie gethan und hervorgebracht haben, die Ehre und der Stolz der Menschheit sind, müssen wir sie nothwendig erst als große und edle Menschen haben kennen lernen, ehe wir uns, als für Griechen und Römer, wegen ihres Eigenthümlichen, für sie interessiren können.

Denn die Aeußerungen der thätigen Kraft die einem Volke, welche die Geschichte uns aufbewahrt, sind nebst den noch vorhandnen Werken, die es

hervorgebracht, das Eigenthum der Menschheit geworden, und erhalten sich von einer Generation zur andern, durch die Reize der Einbildungskraft aufgefrischt, in ewiger Jugend.

Das individuelle Daseyn eines Volks hingegen, oder seine Sitten und Gebräuche, das vollständige Detail seines Lebens, ist in den Nebel des Alterthums zurückgewichen, und hat sich gänzlich unserm Blick entzogen; so daß wir es uns nur noch aus Bruchstücken, welche uns die Geschichte auf die Nachwelt gekommene Werke liefern, zusammengesetzt, vors Auge stellen, und unsre Phantasie damit unterhalten können — indem wir ein Volk, dessen aufgezeichnete Thaten wir noch jetzt bewundern, und dessen nachgelassene Werke der Kunst wir noch jetzt mit Ehrfurcht anblicken, aufs neue in seinen Häusern, und auf seinen Straßen und öffentlichen Versammlungsplätzen, vor uns leben und handeln sehen.

Die Geschichte eines Volks, mit dieser Darstellung zusammengenommen, kann sich, bey dem Interesse der Wahrheit, bis zu dem Reiz der Dichtkunst emporheben. —

Unsre lebhafte Theilnahme an der Lebensweise und an den Schicksalen eines nicht mehr vorhandnen Volks, läßt uns ein geheimes Band ahnden, wodurch die Nachwelt mit der Vorwelt, gleichwie die lebende Menschheit untereinander, verknüpft ist; durch welches die Einzelnheit allmählig in die

Gattung hinüberzogen wird, und das Vergehen und Werden der Geschlechter unmerklich ineinander sich verliert. —

Das Vergangne ist nicht vergangen, so lange es in jedes kommende Geschlecht sich noch mit unauslöschbaren Spuren drückt — und das Alte ist nicht alt geworden, so lange es noch in jeder neu aufkeimenden Einbildungskraft sich wieder verjüngen muß.

Rufen wir nun vor unsre Einbildungskraft ein Volk wieder ins Leben hervor, das einmahl alles war, was der Mensch durch vereinigte Kräfte seyn kann, so blicken wir dadurch in einen Spiegel, der unser eignes Bild weit vollständiger und wahrer, als unsre Zeitgenossenschaft, uns entgegenwirft.

Denn wir lernen doch unser eignes edelstes Wesen in den höchsten Aeußerungen seiner Kraft kennen, wozu es einst fähig war — und leben auf die Weise wenigstens in Gedanken das große Leben der Vorwelt noch einmahl, wenn es durch Thaten nicht mehr geschehen kann.

Nun kennt aber die Menschheit keine glänzendern Zeitpuncte ihrer Entwickelung, als die unter den Griechen und Römern. An diesen Zeitpuncten halten sich noch jetzt die Begriffe von jeder höhern Menschenbildung fest.

Man beruft sich darauf, es mag nun von den schönen Künsten, von der Philosophie des Lebens, oder von den Rechten der Menschheit die Rede seyn;

und man gewinnt sicher weit mehr an Bildung durch Anschließung an die schönsten Zeitpuncte, welche schon einmahl da gewesen sind, als durch eine gesuchte Originalität und einen beschränkten und ausschließenden Patriotismus, der alles aus sich selbst hervorbringen will.

Jene schöne Laufbahn, welche die Alten zurücklegten, läßt sich nicht noch einmahl von vorn anfangen, weil sich die günstigen Umstände, die dazu erforderlich waren, schwerlich so wieder zusammenfinden. — Wir können von jener Zeit noch immer Blumen pflücken; aber ein neuer Stamm scheint nicht mehr emporzukommen.

Denn bey den gebildeten Nationen sind die menschlichen Dinge zu verwickelt geworden, und hemmen sich einander zu sehr, als daß etwas zur gehörigen Reife kommen könnte, welches Dauer und Schonung zu seinem Wachsthum bedarf. Bey den ungebildeten Nationen aber fehlt die Macht zu einer originellen Entwickelung gänzlich.

Schon die Simplicität in dem öffentlichen und Privatleben der Alten, biethet demjenigen, welcher es darstellt, lauter große Massen dar, worauf man mit Vergnügen verweilt, da hingegen alles zu sehr verwickelte und ins kleine gehende, sehr bald den Geist ermüdet, und durch seine Darstellung kein Vergnügen erweckt.

Auch erhält selbst das Neue einen gewissen Reiz dadurch, wenn es mit dem Alten zusammenge-

dacht, und daran geknüpft wird. — Unsre junge Einbildungskraft wird zuerst mit den Vorstellungen von Rom und Griechenland genährt, und wenn man diese Geschichten aus dem Unterricht der Jugend verbannen wollte, so würde man nichts Gleichwichtiges und G r o ß e s an deren Stelle setzen können.

Die Ideen von Rom, Athen, und Sparta; von der Macht und Würde eines römischen Konsuls; von Cicero und Demosthenes; von Sokrates und Plato; sind einzig in ihrer Art, und lassen sich nicht mehr wegtilgen noch durch andre ersetzen.

Die Nahmen aus dem Alterthum sind zu allgemeinen Begriffen, oder zu einer Art von höhern Sprachen geworden. Man sagt: ein Demosthenes, ein Kato, ein Diogenes; und jedermann versteht diese Symbole, und denkt sich die Begriffe hinzu.

Die Feste, die Spiele der Alten hatten alle Bezug auf den wirklichen Genuß des Lebens, und dieser Genuß selbst war ihnen heilig und geweiht, so daß eine Darstellung von dem Leben der Alten, uns noch jetzt ein reizendes Schauspiel darbiethen kann, weil es durch ein eignes Gepräge von Einfachheit und Größe durchgängig bezeichnet wird.

Suchen wir nun von dem schönen Alterthum ein getreues Bild in uns zu entwerfen, so ist dieß ein nicht zu raubender Schatz, an den wir uns oft in stillen Stunden ergötzen, indem unser Geist sich unmerklich den Begriffen des höchsten Schönen nä-

hert, in welchem unser eignes Entstehen und Vergehen sich gründet.

Auf die Weise muß das Gebildete in dem Geiste des Menschen, dessen Tage dahin eilen, wieder abgebildet sich verjüngen, und wir müssen in der Flucht der Zeit von den Bildern, die vorüberrauschen, gleichsam nur die Umrisse stehlen.

Denn es scheint nun einmahl die Hauptabsicht der Natur zu seyn, sich soviel wie möglich in sich selbst zu spiegeln, und durch die betrachtenden Wesen sich noch einmahl verschönert in sich selber wieder darzustellen.

Woher käme sonst das unablässige Sterben des menschlichen Geistes, alles, auch noch so Entfernte, in den Kreis seines Wissens zu ziehen, wenn nicht dieß Wissen und in sich Darstellen, an sich selber schon den höchsten Reiz hätte, der alle andern Beweggründe überwieget.

Um nun aber den Geist nicht zu übertäuben, ist es demohngeachtet nöthig, immer so viel wie möglich, das Wissenswürdigste herauszuheben, und ihm seinen gehörigen Rang anzuweisen. Denn die Sammlung des Alten, und das Vergnügen am Alten, bloß deßwegen, weil es alt ist, bleibt doch immer nur ein Spielwerk, das kaum den Anfang vom ernsten Nachdenken in sich enthält.

Denn allenthalben, wo der Geist des Menschen in den Scenen der Vorwelt sich selber wieder findet, da müssen die ungeheuersten Zwischenräume von

Zeit verschwinden, und er findet das, was ihm zuerst entfernt schien, nahe mit sich verwandt.

Auf die Weise mit den Schatten der Vorwelt sich unterreden; ihre Gedanken, ihre Worte, und ihr Leben wieder vor unser Gedächtniß zurückzurufen: muß uns ein ehrwürdiges Geschäft seyn, dem wir von den Zerstreuungen des Lebens nicht ohne Nutzen eine wohlgewählte Stunde widmen.

Da sich nun aber die Ideen von dem Vergangenen gern an dem noch wirklich Bestehenden festhalten, und am liebsten davon ausgehen; so sind Roms Alterthümer dasjenige, woran so manches Große und Schöne der Vorzeit sich am leichtesten knüpfen läßt; weil hier so viele Denkmähler des Alterthums noch wirklich vorhanden sind, und selbst die übriggebliebenen Werke der griechischen Kunst sich hieher gerettet, und gleichsam eine Freystadt gefunden haben, wodurch Rom zuletzt der Mittelpunct des Schönen geworden und bis auf unsere Zeiten verblieben ist.

Die heiligen Gebräuche der Alten.

Einleitung.

Um nun die Sitten und Lebensart der Alten näher zu betrachten, machen wir den Anfang mit dem, was ihnen selbst am ehrwürdigsten und heiligsten war, mit ihren gottesdienstlichen Gebräuchen, welche in ihr ganzes öffentliches und häusliches Leben so verwebt waren, daß man sich jenes ohne diese weder deutlich noch lebhaft vorstellen kann.

Denn das ganze Leben der Alten drängte sich mehr in sich selbst zurück; auch der Genuß des Lebens war ihnen heilig, ihre Hausgötter waren Zeugen von ihren frohesten Stunden; und nichts war bey ihnen unheilig, was die Natur gebeut.

Ihre bestimmten Feste hielten größtentheils mit den abwechselnden Jahrszeiten gleichen Schritt; die Opfer, welche sie darbrachten, hatten Beziehung auf die Gaben, die sie aus der Hand der Natur

erhielten; und selbst durch die von der Einbildungskraft geschaffenen Wesen, welche sie verehrten, wurden ihre Begriffe immer wieder auf das wirkliche Leben zurückgeführt.

Betrachten wir nun die heiligen Gebräuche der Alten, nicht sowohl wie eine eigentliche Religion, nach unsern Begriffen, als vielmehr wie eine bloße Weihung des wirklichen Lebens in allen seinen mannigfaltigen Zweigen, und wie eine Art von erhöhten irdischen Lebensgenuß; so werden wir uns nicht enthalten können, diese Dinge, ob sie gleich nach unsern Begriffen nicht mehr anwendbar sind, dennoch in der Betrachtung oft schön zu finden.

Die Opfer,

welche man schon in den ältesten Zeiten den Göttern darbrachte, waren gleichsam eine kindliche Anerkennung ihrer Wohlthaten. — Man ließ die Wesen, denen man Dank schuldig zu seyn glaubte, auch an seinen frohen Mahlzeiten Theil nehmen. — Man goß ihnen Oel und Wein aus, und brachte ihnen die Erstlinge von den Früchten des Feldes dar.

Ein Opfer das man den Göttern zu Ehren veranstaltete, veranlaßte zugleich ein öffentliches oder häusliches Freudenfest. Man versammlete sich zu dem Opfermahle, wo selbst der Genuß von Speise und Trank geheiligt, und mit zu der gottesdienstlichen Feyer gerechnet war.

Das bloße Schlachten der Thiere wurde durch ihre Bestimmung zum Opfer gleichsam veredelt. — Es war nicht allein das Blut der Thiere, welches den Göttern zu Ehren vergossen wurde; sondern es war gleichsam die ganze Art, welche in dem Schönsten und Ausgesuchtesten, was sie besaß, den Göttern sich wiedergab.

Denn so wie einer jeden besondern Gottheit, irgend ein Baum, oder eine Pflanze vorzüglich heilig und werth war, so waren auch die Thiere nach ihren verschiedenen Arten und Geschlechtern, jedes irgend einer Gottheit vorzüglich geweihet.

Es war die sanfte Taube, die auf dem Altar der Venus blutete — der muthige Stier, der bey dem Altare des Jupiter geduldig seinen Nacken dem Opferbeile darboth — das zarte Lamm, das in der schönen, ganz im Geiste der Alten gedichteten Lessingschen Fabel, den Hirten bittet, er möge es selbst der Juno opfern, weil es weder Wolle noch Milch habe, die es zur Gabe bringen könne. Schon wallte der Opferrauch empor, so endigt diese schöne Dichtung, und dießmahl hätte Juno zum erstenmahl geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Zuweilen mußte das Opfer auch gleichsam den Frevel seiner Gattung büßen. Man schlachtete der Ceres ein Schwein, weil es die Saaten verwüstet, und dem Bachus einen Bock, weil er dem heiligen Weinstocke schadet.

Durch dieß alles kam eine reizende Mannigfaltigkeit in die religiösen Gebräuche — man suchte das Unsichtbare mit dem Sichtbaren auf alle Weise wieder zu verknüpfen — und alles bekam einen nähern Bezug auf die den Menschen wirklich umgebende Natur.

Die Altäre,

die man den Göttern weihte, schmückte man daher auch jedesmahl ehe man opferte, mit Zweigen von dem Baume, welcher der Gottheit, der man das Opfer brachte, vorzüglich heilig war. Wodurch man viele reizende Ideen aus der wirklichen Welt auf einmahl vor die Einbildungskraft brachte.

So schmückte man den Altar Apollo mit Lorbeerzweigen, welche den Helden und den Dichter krönen; mit Myrthen den Altar der Venus, und den Altar der Minerva mit Zweigen von dem Oelbaume, dessen Pflegung und Wartung sie die Menschen lehrte.

Nicht allein in Tempeln, sondern allenthalben, auch unter freyem Himmel, auf dem Felde fand man den Göttern geweihte Altäre. Freundschaftsbündnisse, Aussöhnungen und Heirathen wurden bey diesen Altären geschlossen, und versiegelt, indem man bey dem feyerlichen Versprechen das man that, mit der Hand den Altar berührte und die Gottheit, der er geweiht war, zum Zeugen rief. So mußten

obrigkeitliche Personen ihren Eyd ablegen, indem sie den Altar der Themis berührten.

Das Wahre wurde auf die Weise mit dem Sinnbildlichen stets verknüpft, und man kann daher sagen, daß die Religion der Alten, im eigentlichen Sinne, eine Religion der Einbildungskraft war.

Die Tempel

der Götter waren zum Theil schon durch den Ort bezeichnet, wo sie standen. Die Schutzgötter der Städte hatten gewöhnlich auf den höchsten Anhöhen, wo man die Stadt übersehen konnte, ihre Tempel; Apoll und Bacchus bey den Schauplätzen; Herkules bey der Rennbahn, und bey den Kampfplätzen wo die Körperkraft sich zeigte; die Tempel des Vulkans und der Bellona mußten eigentlich vor der Stadt gebauet seyn, insofern man es für Unglück bedeutend hielt, Krieg und Feuersbrunst innerhalb der Mauern durch diese Tempel zu bezeichnen.

Diese Tempel, welche allenthalben die Blicke auf sich zogen, luden zu feyerlichen Spielen und Wettkämpfen, zu Siegen und Triumphen, zur Vertheidigung des Vaterlandes, und zugleich zum frohen Genuß des Lebens ein. Sie ragten mitten aus den öffentlichen Lebensscenen empor, die dadurch geweiht, und an die religiösen Gebräuche angeschlossen wurden.

Die Bildsäulen der Götter

waren in dem schönen Alterthum dasjenige, was wegen des Ausdrucks von Hoheit und Würde in der veredelten Menschenbildung am stärksten die Aufmerksamkeit auf sich heften mußte: weil in den Götteridealen die erhöhte Jugendstärke, Körperkraft, und Schönheit im Grunde sich selber wiederfand, und die Menschheit eigentlich nur das Gepräge ihrer eignen Bildung in den Göttergestalten ehrte.

Wo diese Bildsäulen standen, in Häusern, in Tempeln, auf dem Felde, oder am Wege, da waren sie bezeichnend und bedeutend, indem sie durch ihren Anblick an irgend eine Wohlthat der Natur, an irgend einen Genuß des Lebens, oder an irgend einen der Vorzüge des Menschen erinnerten; und auf die Weise zu ausdruckvollen Symbolen wurden, woran eine Anzahl schöner Nebenideen sich reihen konnten, die alle auf das wirkliche Leben und den Genuß desselben einen unmittelbaren Bezug hatten. Ein vorzüglicher Gegenstand der Verehrung bey den Alten waren noch

Die Haine der Götter,

in welche kein Sonnenstrahl dringen konnte. Dieß waren die Tempel, welche der Natur gleichsam am nächsten lagen. An den Bäumen waren Hirschgeweihe, Löwenhäute, und Bogen und Pfeile der

Diana zu Ehren aufgehängt; und an festlichen Tagen schmückte man die Haine mit Blumenkränzen aus.

Es wurde für einen Kirchenraub gehalten, wenn jemand irgend einen Baum in einem heiligen Haine zu beschädigen wagte; so daß sogar Gebethe und Opfer vorher angestellt wurden, wenn die Aeste nothwendig mußten behauen werden.

Diese in die heiligen Gebräuche verwebte Ehrfurcht gegen das Leblose, hat an sich selbst schon etwas Schönes und Anziehendes; es ist, als ob das Band zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur dadurch gleichsam enger geschlungen würde.

Wir können diese Einleitung in die heiligen Gebräuche der Alten gewiß nicht besser schließen, als mit ein Paar Stellen aus den Briefen des sanften, menschenfreundlichen und zugleich helldenkenden jüngern Plinius, worin er seine Gesinnungen in Ansehung dieser Gegenstände äußert.

Er beschreibt nähmlich seinem Freunde die Gegend, wo in Italien der Fluß Klitumnus entspringt, und macht ihn zugleich auf einen alten Tempel aufmerksam, welcher hier dem Flußgotte geweiht ist.

Ein sanfter Hügel, sagt er, mit Cypressen bepflanzt, erhebt sich; unter diesem entspringt ein Quell, so klar, daß man die Kiesel auf dem Grunde zählen könnte. Dieser wird bald zu einem breiten Flusse, dessen Ufer von Pappeln beschattet sind.

Bey der Quelle steht ein Tempel, und in demselben die Bildsäule des Flußgottes Klitumnus.

Umher sind mehrere offene Tempelsachen, und in jedem ein kleiner Flußgott, weil hier noch mehrere kleine Quellen entspringen, die sich alle zu einem Fluße vereinigen. Der Klitumnus aber ist gleichsam der Vater der übrigen. Die Brücke über den Fluß macht die Grenze des Heiligen und Profanen. An den Säulen stehen häufige Inschriften, von denen, welche diesen Quell besucht haben, und wodurch sowohl dem Quell als den Göttern gehuldigt wird. Du kannst, sagt er, in diesen Inschriften ordentlich studiren; manches wirst Du loben, über einiges wirst du lachen, oder vielmehr auch nach Deinem theilnehmenden menschenfreundlichen Gefühl hier gar nichts lächerlich finden.

Und gewiß werden wir auch nichts Lächerliches hierin finden, wenn wir erwägen, daß ein klarer Fluß, der in Italien so etwas Seltenes ist und eben daher einen desto reizendern Anblick gewährt, den Sterblichen wohl eine Art von unmittelbarem Dankgefühl gegen die wohlthätige Natur einflößen konnte; das sie nun am liebsten auf der Stelle an den Tag legten, wo ihnen die Wohlthat selbst entsprang.

Eben so sanft und menschenfreundlich wie die obigen Worte des Plinius sind auch die folgenden, womit er in seinem Briefe den Maximus anredet, der als Statthalter nach Griechenland ging: Ver-

ehre die Götter der Griechen, und die Nahmen ihrer Götter; verehre ihre Alterthümer, ihre großen Thaten, und auch ihre Fabeln; erwäge, daß es Athen sey, wohin du gehst, daß es Lacedämon sey, das Du regierest.

Von den Festen der Römer.

Um uns mit desto mehr Theilnehmung in die Scenen der Vorwelt wieder zu versetzen, frischen wir zuerst die festlichen Tage der Alten in unserm Andenken wieder auf, und suchen den schönen Kreislauf eines Jahres, in unsrer Vorstellung, noch einmahl mit ihnen zu durchleben.

Wir machen mit den Festen der Römer den Anfang, in so fern wir Rom für das schöne Alterthum, dessen kostbarste Uiberreste es enthält, für jetzt einmahl zu unserm Hauptgesichtspuncte gewählt haben.

Was die einzelnen heiligen Gebräuche anbetrifft, so wird die Darstellung derselben bey der Beschreibung der Feste, wohin sie gehören, am natürlichsten ihren Platz finden.

Um aber an Festen, deren Feyer schon so lange verhallt ist, noch Theil zu nehmen, ist es nöthig,

sie in ihrer immerwährenden Beziehung auf das wirkliche Leben, und als eigentliche Weihungen des wirklichen Lebens und Momente eines erhöhten Lebensgenusses, zu betrachten.

Denken wir uns nun die Religion der Alten als eine bloße Religion der Einbildungskraft, so werden wir in ihren Verkörperungen und Bildungen nichts Anstößiges finden; sondern, selbst bey den Ausschweifungen der Phantasie, noch immer den Trieb bemerken, das Erhabene, das Schöne und Große, es sey unter welcher Gestalt es wolle, zu verehren.

Was nun die Feste der Römer insbesondere anbetrifft, so kann man sie in solche eintheilen, die gleichsam mit dem Wechsel der Jahrszeiten gleichen Schritt hielten, wodurch gewisse Wohlthaten der Natur, oder gewisse heilige Verhältnisse, die allen Völkern gemein sind, gefeyert wurden; und in solche, welche das römische Volk vorzüglich selbst angingen, worin es seine eigne Entstehung, und seine Schicksale jährlich gleichsam wieder las, und sie in seinem Gedächtnisse wieder auffrischte. Wir lassen aber die Beschreibung der Feste nach der Ordnung der Tage und Monathe auf einander folgen, um mit diesem uns aufbewahrten Kalender in der Hand die merkwürdigsten Scenen der Vorzeit zu durchwandern.

Von den Festen im Januar.

Am 1sten Januar.

Das Janusfest.

Janus, mit dem doppelten Antlitz, von welchem der erste Monath im Jahre noch jetzt seinen Nahmen führt, war das Bild des Anfanges — er bezeichnete durch das rückwärts gekehrte Antlitz die Erinnerung an das Vergangene, und durch das vorwärtsgekehrte den Blick in die Zukunft — es läßt sich kein bedeutenders Symbol von Vergangenheit und Zukunft denken.

Er wurde in allen Gebethen zuerst angerufen, denn er war gleichsam die Thüre, wodurch die Bitten zu den Göttern ihren Eingang fanden. — Der erste Monath im Jahre war ihm heilig, und man brachte ihm am ersten Tage des Jahres unblutige Opfer dar: einen Kuchen mit Honig und Milch bereitet, und geröstet Korn mit Salz bestreuet; die ältesten und einfachsten Opfer, welche den Göttern von den Menschen dargebracht wurden.

Denn man dachte sich den Janus, als einen König, der zu den Zeiten des goldenen Weltalters, gemeinschaftlich mit dem Saturnus in Italien auf einem Hügel herrschte, der noch jetzt von ihm der Janikulus heißt.

Man versetzte sich also beym Anfange eines jeden Jahrs gleichsam in jene Unschuldswelt zu-

rück, wo noch allgemeine Freyheit und Gleichheit, und wechselseitige Treue unter den Menschen herrschten.

Man theilte sich daher einander Geschenke aus, die mehr den guten Willen des Gebers, als seinen Reichthum bezeichnen sollten, als Datteln, getrocknete Feigen, ein Gefäß mit Honig, alte Münzen aus den Zeiten der Könige; denn auch dergleichen Geschenke sollten an ein unschuldiges Zeitalter, und an einfachere Sitten zurückerinnern.

Diese Gewohnheit erhielt sich lange; selbst die Kaiser nahmen und gaben noch dergleichen Geschenke; wodurch immer von einer Generation zur andern, noch ein Schatten von jener geselligen Vertraulichkeit unter den Menschen, die man sich in die ältesten Zeiten hindachte, übrig blieb.

Der Dichter Martial übersandte einen Zweig mit vergoldeten Datteln zum Neujahrsgeschenk, und schrieb dabey:

„Einen Zweig mit vergoldeten Früchten schenkt „auch der Arme am Feste des Janus."

Uibrigens war es auch schon damahls Gebrauch, sich am Neujahrstage Glück zu wünschen, und sich einander allerley Gutes von den Göttern zu erflehen.

Was nun aber der Feyer des ersten Tages im Jahre einen vorzüglichen Werth gab, war dieses, daß man das Fest nicht sowohl wie ein Fest der

Ruhe, als vielmehr wie ein Fest der Thätigkeit betrachtete.

Denn die Arbeit oder das Anfangen der Geschäfte war an diesem Tage gleichsam geweiht, und gehörte selbst mit zu der Feyer des Tages, der Fleiß war geheiligt, und wurde glückvorbedeutend für das ganze Jahr.

In dieser Rücksicht machte die Feyer des Jahresanfangs eine Ausnahme von allen übrigen Festen. Es durfte sogar Gericht gehalten werden, wobey aber dennoch heftige Streitigkeiten vermieden, und mit den leichtern Sachen der Anfang gemacht werden mußte.

Die beyden Konsuls, welche schon in dem verflossenen Jahre in der Versammlung des Volks gewählt waren, traten an diesem Tage erst ihr Amt an, indem sie dem Jupiter auf dem Kapitol einen weißen Stier opferten. Der Anfang der Verwaltung der Republik durch ihre auf ein Jahr gewählten beyden höchsten Oberhäupter, wurden also auch bis zu diesem Tage aufgespart; das wichtigste Staatsgeschäft sollte auch heilig und glückbedeutend für die Zukunft seyn.

Am 11ten Januar.

Die Karmentalien.

Diese waren ein Nationalfest der Römer, oder ein solches, welches eigentlich das römische Volk anging: Denn die Karmentalien wurden der Kar

menta zu Ehren gefeyert, welche eine arkadische Nymphe und die Mutter des Evander war, der aus Griechenland nach Italien kam, und vierhundert Jahre vor Roms Erbauung zuerst den palatinischen Berg bewohnte, auf dem er mit seinen Unterthanen eine Art von Hirtenleben führte, der nachher der Sitz von der Pracht der römischen Kaiser wurde, und jetzt nach diesem ungeheuren Zeitraume, fast wieder wie zu Evanders Zeiten, öde und zum Theil mit wildem Gesträuch bewachsen ist, aus welchem Ruinen, Klöster und ländliche Wohnungen emporragen.

Was Wunder, daß den Römern, deren Ahnherr seine Stadt zuerst auf diesem Hügel gründete, das Andenken an die ältesten Bewohner desselben heilig war. Daß sie in der Geschichte der dunkeln Vorzeit, welche sie selbst betraf, gern etwas Göttliches fanden, und der weissagenden Nymphe Opfer brachten, welche schon dem Herkules, da er auf seinen thatenvollen Zügen auch in diese Gegend kam, seine künftige Gottheit, als den Lohn seiner Arbeit, und seine Verehrung, auf diesem Fleck, wo ein mächtiges Reich entstehen würde, prophezeihet hatte.

Dieß Fest gab also den Römern eine immer wiederhohlte Rückerinnerung, an jene Zeiten, wo das, was nun alles wirklich geworden war, noch in dunkeln Prophezeihungen eingehüllt lag. — Und diese Vorstellungen waren es eben, welche den Reiz

des Wirklichen erhöhten, und dem römischen Volke seine eigne Geschichte so werth machten, das sich nichts lieber, als seine Entstehung im Verhältnisse mit seiner immer zunehmenden Größe, dachte.

Um nun das Andenken jener ältesten Zeiten desto vorzüglicher zu ehren, war nach dem Nahmen der Karmenta ein Thor der Stadt benannt, und bey diesem Thore war ihr ein Altar errichtet; sie hatte einen kleinen Tempel und einen eignen zu ihrem Dienste geweihten Opferpriester.

Man feyerte ihr am 15ten Januar noch ein zweites Fest, wo die glückliche Fortpflanzung des römischen Volks ihrem besondern Schutz empfohlen, und von den Müttern in ihrem Tempel erflehet wurde.

Am 16ten Januar.

Die Einweihung des Tempels der Konkordia.

Diese Einweihung, welche jährlich gefeyert wurde, war ein vorzüglich schönes Nationalfest der Römer, denn es erinnerte sie stets wieder an die nothwendigste Bürgertugend, welche allein einen freyen Staat erhält.

Dieß war nämlich eben der Tempel, den Kamillus, bey einem furchtbaren Tumult, wo das Schicksal des Staates auf der Spitze stand und er zum Diktator erwählet war, der Göttin Eintracht gelobte, wenn es ihm gelingen würde, die Gemüther zu versöhnen, und den Tumult zu stillen.

Die Erbitterung war daher entstanden, weil die Edlen oder Patricier zuerst dem Volke abschlugen, daß eben sowohl einer aus dem Volke, als einer von den Edlen fähig seyn sollte, die höchste Würde eines Konsuls zu begleiten.

Da nun dieser fürchterliche Streit durch wechselseitiges Nachgeben beygelegt, und das Verhältniß des Senats zum Volke, und des Volks zum Senat, aufs neue festgestellt war, wurde der Konkordia dieser Tempel errichtet, dessen Einweihung auf den sechzehnten Jänner fiel.

Zufälliger Weise wurde also beym Eintritt eines jeden Jahrs dieß schöne Fest gefeyert, das die Gemüther zu sanftern Empfindungen stimmte, und zugleich das römische Volk in seiner eignen Geschichte lesen ließ.

Der Tempel lag auf einer Anhöhe, wo er gleichsam die Stadt übersah, und diente zugleich zu den Versammlungen und Berathschlagungen des Senats in den wichtigsten Staatsangelegenheiten.

Von diesem Tempel der Konkordia, der am Abhange des kapitolinischen Berges stand, sind jetzt noch acht jonische Säulen mit dem Gebälke übrig, worauf die Inschrift steht: der Senat und das Volk haben diesen Tempel, der vom Feuer verzehrt war, wiederhergestellt.

Nichts ist reizender als der Anblick dieser Ruinen, wenn man den zum Theil grünbewachsenen Abhang des kapitolinischen Berges, zwischen einer Reihe von schattigen Bäumen hinaufgeht, und hin-

ter dem dunkeln Grün diesen Tempel der Eintracht hervorschimmern sieht, welcher einst, in dem römischen Senat die Könige der Erde in sich faßte, in welchem Cicero seine Reden gegen den Catilina hielt, wo das Schicksal von Nationen entschieden wurde, und der jetzt zu der Vormauer eines kleinen Gärtchens dient, den ein Privatmann besitzt, der hinter diesen Ruinen wohnt und auf die Säulenfüße seine Blumentöpfe hingestellt hat.

Am 25ten Januar.

Die Sementinen.

Eigentlich wurde dieß Fest erst nach vollendeter Aussaat von den Landleuten gefeyert, und fiel daher nicht immer auf denselben Tag; weil es aber doch am gewöhnlichsten auf den fünf und zwanzigsten fiel, so wurde dieser Tag im Kalender dazu angesetzt.

Dieß war also ein Fest das mit der Jahreszeit gleichen Schritt hielt, und auf das wirkliche Leben einen unmittelbaren Bezug hatte.

An diesen Festen feyerten alle Knechte und Mägde von ihrer Arbeit, und brachten den Tag mit Lustbarkeiten zu. — Die Stiere, welche bey der Bestellung des Ackers den Pflug gezogen hatten, waren mit Kränzen geschmückt.

Was dem Menschen Dienste leistete und nützte, zog er mit in den Kreis seines frohen Daseyns,

und verschmähte nicht, die ihn umgebende thierische und leblose Natur mit zu sich zu rechnen, und sie sich näher an ihn anschließend zu denken.

Man opferte der Tellus und der Ceres Kuchen. Es war die alles ernährende Erde selber und ihre Fruchtbarkeit, die man unmittelbar verehrte, gerade zu der Zeit, wo der ausgestreuete Keim nun wieder in ihrem Schooße schlummerte.

Tellus und Ceres waren die Mütter der Früchte, die der Erde entkeimen; die erstere dachte man sich als ihre Behälterin, und die letztere als ihre hervorbringende Ursach; indem man nun Wachsthum und Gedeihen für den ausgestreuten Samen erflehte, opferte man zugleich eine schadenstiftende ackerumwühlende Sau, welche gleichsam den Frevel büßen mußte, den sie an der heiligen Statt der Ceres verübt.

Man glaubte seine Ehrfurcht gegen die heilige Fruchtbarkeit der Erde nicht besser an den Tag legen zu können, als indem man ihr das Thier zum Opfer brachte, welches die zarten Anfänge, die sie mit mütterlicher Sorgfalt in ihrem Schooße bildet, am muthwilligsten zerstört.

Von den Festen im Februar.

Am 1sten Februar.

Das Fest der Juno Sospita und die Lukarien.

Die verschiedenen Beynahmen, welche die Alten ihren Göttern gaben, zeigen schon, daß sie sich dieselben mehr im Allgemeinen wie symbolische Darstellungen, als wie besondere wirkliche Wesen dachten: Man verehrte das Gute und Wohlthätige, Beschützende und Erhaltende, im Allgemeinen unter jeder Gestalt; nur gab man ihm gern einen bezeichnenden Nahmen, der auf irgend eine besondere Veranlassung Bezug hatte, und wobey man sich immer irgend einer wunderbaren Rettung oder Erhaltung wieder erinnern wollte.

So hatte nun auch einst ein römischer Consul in einem Treffen mit den Galliern, der Juno Sospita oder erhaltenden Juno einen Tempel gelobt, wenn die Römer den Sieg erhielten; und weil nun das Einweihungsfest dieses Tempels auf den ersten Februar fiel; so war dieser Tag vorzüglich der Juno Sospita heilig.

Auch dieß Fest gehörte also zu den eigentlichen patriotischen Festen, weil es an den Gedanken von Roms Erhaltung geknüpft war; woran sich noch ein andres Fest schloß, das an eben diesem Tage

zum Andenken des Asyls gefeyert wurde, welches Romulus, da es seiner neugebauten Stadt an Einwohnern fehlte, in einem Haine errichtet hatte, und wovon dieß Fest die Lukarien hieß.

Da nun das an Macht stets zunehmende römische Volk, immer gern auf seinen geringen Ursprung zurückblickte, um sich den Anwachs seiner Größe desto lebhafter vorzustellen; so war dieß letzte Fest, welches an die Zeiten erinnerte, wo man für Flüchtlinge eine Freystadt errichten mußte, um die neugebaute Stadt zu bevölkern, wiederum gleichsam ein Blatt, worin das Volk einen Theil seiner eignen Geschichte las, und ihn jährlich in seinem Gedächtniß wieder erneuerte.

Am 13ten Februar.

Die Faunalien.

Der dreyzehnte Februar, auf welchen die Faunalien fielen, hieß auch die Idus des Februar, und hierbey müssen wir gelegentlich bemerken, wie die Römer ihre Tage zählten. Der erste Tag im Monathe wurde nähmlich ausgerufen und bekannt gemacht, und hieß daher die Kalenden. Wenn es nun gegen das Ende des Monaths kam, so zählte man immer, wie viele Tage noch bis zu den künftigen Kalenden, oder bis zum ersten des künftigen Monaths wären.

Man zählte also, mit unsrer Art zu rechnen verglichen, gleichsam rückwärts, indem man z. B. sagte: es sind noch drey Tage bis zu den Kalenden des März, welches so viel hieß, als es ist der 27te Februar; denn weil der Februar 28 Tage hat, so fielen die Kalenden des März erst auf den dritten Tag vom 27ten Februar an gerechnet: der 26te Februar hieß also der 4te von den Kalenden des März, und so weiter zurück bis auf den 13ten, welcher die Idus hieß, und den Monath in zwey ungleiche Hälften theilte.

Wenn nun die Idus oder die Mitte des Monaths auf den 13ten fiel, so zählte man wieder neun Tage bis auf den 5ten zurück, welcher die Nonnen hieß. Der 12te Februar hieß also der Tag vor den Idus oder der 2te von den Idus an gerechnet, der 11te hieß der 3te von den Idus, und so weiter zurück bis auf den 5ten Februar, auf welchen die Nonen fielen.

Der 4te Februar hieß nun wieder der Tag vor den Nonen, oder der 2te von den Nonen angerechnet, der 3te Februar hieß der 3te von den Nonen, der 2te Februar, der 4te von den Nonen: und der 1te Februar hieß die Kalenden.

Der 31te Januar aber hieß wieder der Tag vor den Kalenden des Februar, oder der 2te von den Kalenden des Februar an gerechnet; der 30te Januar hieß der 3te von den Kalenden des Februar; und so weiter rückwärts bis auf den 15ten, auf wel-

chen im Januar die Idus fielen, wo alsdann auch die Nonen nicht auf den 7ten sondern auf den 5ten gerückt wurden.

Im Januar, März, May und Julius fielen nähmlich die Idus auf den 15ten und die Nonen auf den 5ten, in den übrigen Monathen aber die Idus auf den 13ten und die Nonen auf den 7ten.

Auf die Weise wird man sich nun leicht einen römischen Kalender verfertigen können, wenn man von den Kalenden bis zu den Idus, von den Idus bis zu den Nonen, und von den Nonen bis wieder zu den Kalenden immer vergleichsweise rückwärts rechnet, und immer von den Kalenden, Idus und Nonen selbst zu zählen anfängt.

Da im Junius die Nonen auf den 5ten fallen, so ist unser 2ter Junius, der 4te von den Nonen, und da in eben diesem Monath die Idus auf den 13ten fallen, so ist unser achter Junius, der 6te von den Idus, indem man nähmlich die Idus selber mitzählt.

Der Unterschied der römischen Tagrechnung von der unsrigen liegt also vorzüglich darin, daß sie nicht sowohl von irgend einer Zeit her, als vielmehr bis zu irgend einer Zeit hin, immer in die Zukunft rechneten, und so wie es oft die sehnsuchtsvolle Erwartung macht, gleichsam im Voraus die Tage zählten, die bis dahin noch verfließen mußten,

und deren also bey dem Fortzählen immer weniger wurden; so daß sie sagten, es sind nur noch 3 Tage bis zum künftigen Monath hin, statt daß wir sagen, es sind schon 29 Tage seit dem ersten dieses Monaths verflossen.

Unsere Art, die Tage zu zählen, ist offenbar einfacher, die römische aber erleichterte die Mühe, die Tage im Kopfe zu rechnen; denn weil die Kalenden, die Nonen und die Idus allgemein auffallende Tage waren, so wußte man immer, in welchem Zwischenraume zwischen diesen Haupteinschnitten man sich befand; und weil der bis zu dem folgenden Einschnitt noch zu rechnenden Tage immer weniger wurden, so erleichterte dieß ebenfalls die Mühe des Zählens.

Statt der Kalenden, Nonen und Idus haben wir zwar die Einschnitte in Wochen, welche aber lange nicht so bezeichnen, als jene Einschnitte in den Monathen der Römer sind, weil sie sich bloß durch das Fortrücken der Tage, und durch keine besondere Benennung oder Bestimmung von einander unterscheiden, da hingegen bey den Römern die Idus und Kalenden zugleich festliche Tage waren: die Idus waren nähmlich dem Jupiter, und die Kalenden der Juno heilig; an den Nonen aber versammelte sich das Landvolk in der Stadt, und der Opferkönig mußte ihnen die ländlichen Arbeiten anzeigen, welche in diesem Monathe zu verrichten, und die Feste, welche darin zu feyern waren.

I.B.S 31.

Die Feyer der Faunalien fiel also auf die Idus des Februar, und bestand darin, daß man eine junge Ziege, etwas Weihrauch und Wein opferte. Es waren die Faunen oder Waldgötter, die man sich durch diese Opfer geneigt zu machen und zu versöhnen suchte, und die man zuweilen in der mehreren, zuweilen in der einfachen Zahl sich dachte: so war dem Faunus auf der Tiberinsel in Rom ein eigner Tempel errichtet, und man verehrte unter dem Nahmen dieser Gottheit zugleich das Andenken des Königs Faunus, der in Latium die Menschen mit Güte und Weisheit regierte, und dessen Nahme sich aus der dunkeln Vorzeit erhalten hatte; so blieb dasjenige, was man göttlich verehrte, oft selbst in Ansehung des Nahmens schwankend und unbestimmt, weil man sich das Gute und Wohlthätige im Allgemeinen darunter dachte.

Am 15ten Februar.

Die Luperkalien.

Auch durch dieses Fest wurde das Andenken jener Zeiten gefeyert, wo noch Hirten den palatinischen Berg bewohnten, die unter der Anführung des Evander ihren Wohnsitz, und zugleich ihre einfachen Sitten und Gebräuche, aus Arkadien hierher verpflanzt, und lange vor Roms Entstehung, dem Pan zu Ehren, welcher die Heerden vor den Wölfen schützt, die Luperkalien gefeyert hatten.

Eine Grotte am Fuße des palatinischen Berges war schon vom Evander dem wolfverscheuchenden Pan geweiht, und hatte daher den Nahmen Luperkal erhalten. Nahe bey dieser Grotte stand ein Feigenbaum, unter welchen die ausgesetzten Zwillinge Romulus und Remus gefunden waren, und wo die Wölfin, die sich diesem heiligen Orte nahte, nach der reizenden Fabel, plötzlich ihre wilde Natur abgelegt, und die beyden Knaben mit ihrer Milch gesäugt hatte.

In eben dieser Gegend stand auch die Hütte des Romulus, die er als Hirt bewohnt hatte, und welche zum Andenken jener Zeiten beständig mit Schilf und Holz, als denselbigen Materialien, woraus sie bestand, wieder ausgebessert, und auf die Weise mehrere Menschenalter hindurch erhalten wurde.

Was Wunder, daß den Römern hier jeder Fleck heilig war, und ihnen immer werther werden mußte, je werther sie sich selber, und ihr Vaterland ihnen wurde.

Durch den immerwährenden Anblick dieser geweihten Plätze, und durch die jährliche Wiederkehr der Feste, zum Andenken der vergangenen Zeiten, wurde den Römern ihre eigene Geschichte stets versinnlicht und so nahe wie möglich vors Auge gebracht.

Die Lokalität mußte dadurch nothwendig einen Werth erhalten, welchen die Zeit bis jetzt noch nicht

hat

hat zerstören können, und welche noch gegenwärtig, da von jenen Zeiten kaum ein Nachhall übrig ist, etwas unwiderstehlich Anziehendes hat.

Man zeigt noch jetzt den Fleck, wo das Luperkal war, und wo eine Kirche der Maria liberatrice geweiht ist, wie die Legende sagt, dem heiligen Pabst Sylvester beystand, einen fürchterlichen Drachen, der sich hier aufhielt, zu verbannen.

Auf demselben Fleck, wo die Hütte des Romulus am Abhange des palatinischen Hügels stand, steht noch jetzt der runde Tempel, den man ihm in spätern Zeiten auf eben dieser Stelle errichtete, und welcher jetzt dem heiligen Theodor geweiht ist. Demohngeachtet steht beym Eingange dieses Tempels noch der antike Altar mit der Vertiefung für die Opferflamme, auf welche man den Weihrauch streute; eine neuere Inschrift an diesem Altar sagt, daß er ehemahls dem Romulus, einem heidnischen Abgott, gewidmet gewesen sey.

Das Velabrum, wo man auf der zu des Romulus Zeiten beständig ihre Ufer überschwemmenden Tiber mit Kähnen fuhr, führt noch jetzt diesen Nahmen; und von den ländlichen Wohnungen oder dem Dörfchen, welches Evander auf dem nahen Hügel erbaute und nach einer Stadt in Arkadien Palantium nannte, führte der palatinische Berg, und in der Folge der Sitz der Kaiser oder das Palatium, seinen Nahmen, der nun in Pallast verwandelt, jede prachtvolle Wohnung bezeichnet.

Auf diesem Flecke bildete sich aus einem so geringen Anfange der höchste Gipfel menschlicher Pracht und Herrlichkeit, die nun wieder in Schutt und Staub zerfallen ist.

Dennoch heißt eine Art von ländlichem Sitz oder Villa auf dem palatinischen Berge, die zwischen den Ruinen des ehemahligen Kaiserpallastes angelegt ist, noch jetzt die Kaiserville. Die Maler gehen hierher und zeichnen nach den mannigfaltigen interessanten Prospekten. Aber alles ist hier öde und still. Ein Paar alte Leute wohnen in einem kleinen Hause zwischen den Ruinen, und öffnen den Fremden, welche anklopfen, die Gartenthür.

Von der Seite des palatinischen Hügels, wo man nach dem Aventin hinüberblickt, sieht man in den Cirkus Maximus hinunter, dessen ganzen Umfang und längliche Form man noch sehr deutlich wahrnehmen kann, und in dessen Vertiefung auf dem flachen Boden lauter dicht aneinander grenzende Gartenbeete einen grünen Teppich bilden.

Einen sonderbaren Eindruck machen hierbey die Stellen aus den römischen Dichtern, welche zu den Zeiten des Augustus lebten, und sich mit ihrer Einbildungskraft in das entferntere Alterthum, in die Zeiten des Evander zurück versetzten; indem sie den Anblick und den damahligen Zustand dieser Gegenden, lange vor Roms Erbauung, schilderten, um dem Gegenwärtigen durch den Kontrast mit

dem Vergangenen, gleichsam eine lebhaftere Farbe zu geben; und wir blicken jetzt, indem wir diese Stellen lesen, in die Zeiten, wo jene Dichter lebten, und alles um sie her die frische Farbe der blühenden Gegenwart trug, wieder wie in ein entferntes Alterthum zurück, dessen noch nicht ganz erloschene Spuren uns heilig sind, und wo wir sie finden, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

So wurde nun auch bey den Römern durch das Fest der Luperkalien, die Erinnerung an das, was für sie schon Alterthum war, immer wieder erneuert. Der schnelle Pan, welcher von Bergen zu Bergen eilt, und allenthalben sogleich zum Schutz der Heerden da ist, wurde durch Geschwindigkeit im Laufen verehrt.

Selbst in Arkadien erinnerte man sich bey diesem Feste an jene rohen Zeiten zurück, wo die Menschen noch unbekleidet in Wäldern wohnten, von Kräutern lebten, und Wasser aus dem Quell mit der Hand zum Munde schöpften.

Darum mußten nackende Jünglinge dem Pan zu Ehren diesen Lauf anstellen, wobey in Rom zugleich das Andenken des Romulus und Remus mit gefeyert wurde, die als Jünglinge auf dem palatinischen Berge, wo sie erzogen waren, schon dieß Hirtenfest mit gefeyert hatten.

Es waren eigene Brüderschaften, die sich zu der Feyer dieses Festes verbunden hatten, und sich zu dem Ende am funfzehnten Februar beym Luper-

kal oder der dem Pan geweihten Grotte am Fuße des palatinischen Berges versammleten.

Ein jeder opferte hier dem Pan eine weiße Ziege, wovon er sich, wenn er entkleidet und zum Laufen bereit war, das Fell vorband.

Hierbey war ein besonderer Gebrauch, daß der Priester, welcher das erste Opfer schlachtete, zwey edlen römischen Jünglingen das blutige Messer an die Stirn streichen mußte, worauf ihnen ein Paar andere mit in Milch getunkter Wolle die blutige Spur von der Stirn wieder abwischten. Wahrscheinlich war dieß eine Art von Aussöhnung des ersten hier verübten Brudermords, wodurch man die Schuld gleichsam hinwegtilgen wollte, damit sie auf der schuldlosen Nachkommenschaft nicht haften möchte.

Uiberhaupt waren die Vorstellungen von einer glücklichen Nachkommenschaft, von der Fruchtbarkeit der Mütter und ihrer glücklichen Entbindung, den Römern vorzüglich heilig, und auch in die Feyer dieß Festes mit eingewebt.

Man erinnerte sich der Zeiten des Romulus, wo kurz nach dem Raube der Sabinerinnen die Unfruchtbarkeit der Mütter, eine allgemeine Trauer verursachte. Man flehte damahls die den Gebährerinnen helfende Juna an, welche in einem heiligen Haine und am Fuße des esquilinischen Berges verehrt ward, und deren geheimnißvoller Ausspruch so gedeutet wurde, daß die unfruchtbaren Weiber

sich bey der Feyer der Luperkalien den Laufenden in den Weg stellen, und mit einem aus dem Felle der geopferten Ziegen geschnittenen Riemen von ihnen geschlagen werden sollten, worauf sie bald glückliche Mütter werden würden.

Dieß wurde nun in der Folge bey der Feyer der Luperkalien beobachtet, und man sieht wenigstens hieraus, wie ernsthaft bey den Alten der Begriff von Fortpflanzung genommen wurde; wie wenig man sich dieses Begriffes wie in neueren Zeiten gleichsam schämte, und wie nichts für unanständig, und heiliger Gebräuche unwürdig gehalten wurde, was die Natur gebeut.

Am 17ten Februar.

Die Quirinalien.

Mit diesem Feste schreitet die römische Geschichte gleichsam weiter fort. Es war dem Andenken des Romulus geweiht, den man unter dem Nahmen Quirinus göttlich verehrte, und den Tag seiner Vergötterung durch die Quirinalien feyerte.

Man erinnerte sich an jene Begebenheit zurück, wo Romulus nach der alten Sage, mitten in seinem königlichen Geschäft, da er unter freyem Himmel, in der Versammlung des Senats und des Volks Befehle ertheilte, durch einen plötzlich entstandenen Sturm, von der Erde hinweggerückt, aus den Augen der Sterblichen verschwand.

Und wie er kurz nachher, da das Volk die Patricier wegen seiner Ermordung in Verdacht hatte, dem Julius Prokulus auf dem Wege von Alba, bey hellem Mondschein, in jugendlich schöner Gestalt und mehr als menschlicher Größe erschien, und den Römern statt der Trauer um seinen Verlust, die Feyer seiner Vergötterung und kriegerische Uibungen geboth.

Das Volk nahm willig und leicht den Eindruck der Unsterblichkeit seines Stifters an, woran der Gedanke seinen Muth erhöhte, und dessen es sich durch tapfere Thaten würdig zu machen verpflichtet war. Er weihte daher dem unter dem Nahmen Quirinus vergötterten Romulus auf einem der sieben Hügel Roms einen Tempel, von welchem dieser Hügel noch jetzt der Quirinalische heißt, und wegen seiner gesunden Luft die Sommerresidenz des Pabstes ist.

So wie nun Romulus Quirinus genannt wurde, nannten sich auch die Römer Quiriten, welches ihre eigentliche Ehrenbenennung war, deren man sich bey den öffentlichen Anreden an das versammlete Volk bediente.

In der Gegend, wo der Tempel des Quirinus stand, steht jetzt ein Kloster, hinter welchem ein Garten, mit seinen Terassen am Abhange des quirinalischen Hügels, wenn man aus dem Thale hinauf sieht, einen angenehmen Prospekt macht.

Die letzten Reste dieses Tempels wurden erst

vor zweyhundert Jahren hinweggenommen, um aus den Marmorsteinen die Stuffen zu der Kirche Ara Cöli zu bauen, die der Jungfrau Maria geweiht ist, und auf dem Gipfel des kapitolinischen Hügels steht.

Wie sehr das römische Volk sich die Verehrung seines Stifters angelegen seyn ließ, sieht man daraus, daß dem Quirinus, so wie den hohen Göttern, ein eigener Priester zugeordnet war. Das römische Volk fand gleichsam sich selbst in seinem vergötterten Stifter wieder, und verehrte in ihm eine eigene Tapferkeit und seine eigne Größe.

Die Fornakalien

wurden an keinem bestimmten Tage, sondern ohngefähr um die Zeit der Quirinalien der Göttin Fornax zu Ehren gefeyert, welche man, bey dem Dörren des Getreides in den Oefen, anflehte, daß sie hiezu Gedeihen geben und Schaden verhüthen möchte.

Dieß Dörren des Getreides war nähmlich bey den Römern in den ältesten Zeiten, wo die Kunst Brot zu backen ihnen noch unbekannt war, eine sehr wichtige Sache, auf deren sorgfältiger Behandlung, damit das Korn nicht verbrannte, die Ernährung und Erhaltung des Lebens beruhte.

Denn dieß gedörrte Korn, welches, weil man noch keine Mühlen hatte, in einem Troge gestampft, und alsdann zu Brey gekocht wurde, blieb bey den

Römern eine lange Zeit hindurch, nachdem schon die berühmtesten Helden unter ihnen sich ausgezeichnet hatten, noch immer das vorzüglichste Nahrungsmittel.

Der König Numa weihte daher schon dieß Dörren des Korns zu einer heiligen Handlung, worüber eine eigene besonders dieß Geschäft zu ihrem Augenmerk nehmende Gottheit waltete, welcher dieser Gegenstand nicht zu geringfügig war, und die man unter dem Nahmen der Göttin Fornax verehrte, und ihr jährlich darbrachte, wodurch man sie sich zu versöhnen und sich geneigt zu machen suchte.

Es war die Ehrfurcht für das Erhaltende und Ernährende selbst, was man in die Idee einer besondern Gottheit übertrug. Das einfache Nahrungsmittel selbst war dadurch geheiligt, und der Genuß desselben über den bloß thierischen Genuß erhaben.

Die Feyer dieses Festes wurde gemeiniglich noch vor den Quirinalien, durch einen Oberpriester dem Volke angekündigt, und wer es aus Unachtsamkeit versäumt hatte, pflegte es an den Quirinalien noch nachzufeyern.

Die Todtenfeyer

dauerte in der letzten Hälfte des Februar mehrere Tage hindurch, und von dieser Feyer führte der Monath Februar selbst seinen Nahmen; denn Fe-

brua hießen bey den Alten die heiligen Gebräuche, wodurch man die Seelen der Abgeschiedenen gleichsam zu versöhnen, oder dem umherirrenden Schatten Ruhe zu verschaffen suchte.

Man suchte durch Opfer und Versöhnungsmittel auch die leeren Schreckbilder zu verscheuchen, welche die Phantasie den Sterblichen im Schlaf und im Wachen zum öftern vormalt, wenn sie sich der Verstorbenen erinnern, mit denen sie lebten, sprachen und umgingen, und die nun ganz dahin geschwunden sind; zugleich wollte man auch die Beleidigungen gern wieder aussöhnen, welche man den Abgeschiedenen im Leben vielleicht möchte zugefügt haben, und die man ihnen nun auf keine Weise wieder vergüten konnte.

Blutschulden, die auf dem Staate hafteten, Verbrechen von allerley Art, welche die rächende Strafe der Götter nach sich ziehen, suchte man um diese Zeit durch Opfer, die man auf den Gräbern der Todten darbrachte, zu tilgen, und auf die Weise den Lauf der Dinge, und die unaufhaltsame Zeit gleichsam wieder in ihr ordentliches Gleis zu bringen.

Um diese Zeit vermied man aber auch, Ehebündniße zu schließen, Hochzeiten zu feyern, und gleichsam Zurüstungen zum Leben zu machen, die man gern mit glücklichen Vorbedeutungen anfing, wobey man die Ideen von Tod und Grab so wenig wie möglich zu berühren suchte; oder vielmehr

wollte man auch dem Andenken der Verstorbenen diese Momente, die ihnen einmahl gewidmet waren, nicht gerne rauben, und die obgleich gemäßigte Trauer durch keine zu fröhlichen Feste entweihen.

Diese Ehrfurcht für das Andenken an die Verstorbenen war bey den Alten eine heilige Pflicht, und es war ein altes Gesetz bey den Römern: Die Rechte der Todten sollen heilig seyn: man soll die Manen, oder die Seelen der Abgeschiedenen unter der Verehrung des Göttlichen mit begreifen; und die Trauer um sie vermindern.

Man dachte sich nähmlich, daß die Seelen der Verstorbenen, in so fern sie im Leben gerecht und gut gehandelt hatten, gleichsam in das Göttliche übergingen, und die Schutzgötter der Lebenden wurden, die man unter den Bildern der Hausgötter verehrte.

Diese Schutzgötter hießen Laren, und der ihnen im Hause geweihte Platz hieß das Lararium.

So wie nun diese guten Geister Laren hießen, benannte man die Schreckenbilder der Phantasie, nächtliche Erscheinungen furchtbarer Gestalten, die den Sterblichen Entsetzen und Grauen erwecken, mit dem Ausdruck Larven, worunter man sich gewisse schadenfrohe Wesen dachte, die einst als Menschen durch schändliche grausame Handlungen ihr Leben beflecket hatten. Dergleichen Schreckbilder nun von sich zu verbannen, und

auch dem strafbaren irrenden Schatten wo möglich Ruhe zu verschaffen, brachte man Gelübde und Opfer dar.

Auf dem Platze des erloschenen Scheiterhaufens streute man, unter frommen Gebethen, Früchte, Kränze und Blumen aus. So wurde das Andenken an die Verstorbenen mit jedem Jahre erneuert, und konnte bey den Uiberlebenden nicht so bald verlöschen.

Am 20sten Februar.

Die Charistien.

Dieses Fest hatte seinen Nahmen von Liebe und Eintracht, welche dadurch in den Familien bewirket werden sollten, die sich zu der Feyer desselben, eine jede in dem Hause des Aeltesten oder Vornehmsten aus der Familie versammleten.

Durch die vorher schon angegangene Todtenfeyer war dieses Fest auf das zweckmäßigste vorbereitet, weil das Andenken an die Verstorbenen und an die Kürze des Lebens, die Gemüther schon an sich zu Friede und Eintracht stimmte. Man überzählte, indem man sich des Verlustes manches geliebten Anverwandten erinnerte, die nun noch übrige Familie, und während daß man bey dem Andenken an die Verstorbenen, in die ungewisse Zukunft blickte, suchte man sich noch einmahl gemeinschaftlich des Lebens zu freuen.

Damit dieß nun auf eine würdigere Art geschehen konnte, machte man es sich zur Pflicht, jeden Familienzwist, der sich etwa entsponnen hatte, freundschaftlich beyzulegen; und weil nun selbst durch den Eindruck dieses Festes die Versöhnung erleichtert wurde, so sagte man, daß an diesem Tage die Göttin Konkordia sich den Bitten der Menschen vorzüglich geneigt erweise.

Während der Feyer des Andenkens an die Todten suchten sich also die Lebenden noch recht nahe zusammen zu finden. Die Begriffe von Tod und Leben grenzten bey diesem Feste so nahe aneinander, daß man die Süßigkeit des Lebens und Beyeinanderseyns nun erst recht empfand, jemehr man an diejenigen dachte, die nicht mehr daran Theil nehmen konnten.

Diese Vermischung der Ideen gibt einen gewissen Reiz, der durch nichts ersetzt werden kann. Es wird eine Art von wehmüthiger Freude dadurch erweckt, die das Gemüth veredelt, und zugleich das Rauschende der Vergnügungen mildert.

Nachdem man den Familiengöttern Weihrauch geopfert, und dieß Fest der Eintracht durch eine fröhliche Abendmahlzeit gefeyert hatte, goß man den Göttern Wein aus, und wiederhohlte dabey zum Schluß die Worte: es gehe uns wohl! wohl gehe es dem Vaterlande!

Am 21sten Februar.

Die Terminalien.

Die Besitzer der Aecker und Ländereyen feyerten dieß Fest bey den Grenzsteinen auf dem Felde. Die Gottheit, welche über diese Grenzsteine wachte, hieß Terminus, und ihr durfte nicht anders als unter freyem Himmel geopfert werden.

Numa hatte schon die Grenzen, wodurch einem jeden Besitz und Eigenthum gesichert wird, geweihet, und dieß Fest gestiftet, dessen jährliche Wiederkehr den Eindruck von der Heiligkeit dieser Sache immer wieder erneuerte, und das Andenken daran immer lebhaft erhielt.

Die Grenzsteine selber waren heilig, und wurden, ehe man sie aufrichtete, mit Oel gesalbt. Wer vor einem solchen Stein vorbey ging, bezeigte ihm seine Verehrung.

Und was war es anders, als ein Gefühl von Ehrfurcht für das Bestimmende und Ordnende im All der Natur, welches den ersten Grenzstein heiligte, indem die Einbildungskraft der Sterblichen die Sache an das Zeichen knüpfte, und sich das Erhabene, welches den Begriff übersteigt, zu einer wohlthätigen Gottheit schuf.

Uiberdem war der Grenzstein auch keine bloße Hieroglyphe, worunter man sich das Erhabne dachte, sondern Zeichen und Sache traf hier in eins zusammen: denn daß der Mensch seinem Eigenthum

bestimmte Grenzen setzen, dieselben heilig halten, und sich dadurch zu einem harmonisch geselligem Ganzen, zu einer ordentlichen Verfassung oder zu einem Staate bilden kann, ist in ihm selber etwas Göttliches und Hohes, wovon jedes Merkmahl an sich ehrwürdig ist, in so fern jene höhere Natur sich dadurch ausdrückt und offenbaret.

Dem Terminus wurde an seinem Feste ein Altar von grünem Rasen erbauet. Wenn auf diesem Altare die Flamme hell emporloderte, so warf man Weihrauch und die Erstlinge von Früchten hinein, und besprengte den Altar mit dem Blute des geschlachteten Opferthiers.

Durch dieß Fest wurde nun auch das gesellige Band zwischen den Menschen fester geknüpft; die Nachbaren mußten sie hier an ihren gemeinschaftlichen Grenzsteinen wiedersehen, und wurden durch die fröhliche Feyer des Tages zu erneuerter Eintracht und Freundschaft eingeladen.

Von jedem Nachbar wurde ein Kranz geflochten; und beyde Kränze schmückten gemeinschaftlich den Grenzstein. Dann wurden bey einer frohen Mahlzeit Lieder zum Lobe des Terminus gesungen, dem man so vieles verdankte; und so waren denn auf ein ganzes Jahr wieder die Grenzen aufs neue geheiligt, und der Schutz der Gottheit über dieselben erbethen.

Nun gab es aber auch eine öffentliche Feyer der Terminalien, wo nähmlich ein jedes Gebieth

oder ein jeder Staat an seinen Grenzen dem Gott Terminus opfern sollte. Dieß konnte indessen bey dem römischen Gebiethe, welches seine Grenzen unaufhörlich erweiterte, nicht wohl Statt finden.

Man brachte daher dem Terminus dieß öffentliche Opfer, in einer Entfernung von ungefähr anderthalb Meilen von der Stadt Rom, noch immer auf der alten Grenze des römischen Gebieths dar, während daß schon fremde Welttheile unter Roms Eroberungen begriffen waren.

Ein Dichter aus jenen Zeiten, der auch dieß Fest beschreibt, drückt sich daher sehr naiv aus: andern Völkern sind bestimmte Grenzen vorgeschrieben; aber Roms Gebieth hört mit dem Erdkreis auf.

Als der Tempel des tarpejischen Jupiters auf dem kapitolinischen Berge errichtet werden sollte, wagte man es nicht, die Altäre, welche hier den Göttern geweihet waren, hinwegzuräumen, bis man diese erst durch die Aguren befragt, und durch genehmigende Zeichen, ihre Einwilligung erhalten hatte, welche der Gott Terminus verweigerte, dessen Altar daher in dem Tempel des Jupiters stehen bleiben mußte.

Weil aber der Gott Terminus in keiner Umgebung eingeschlossen, nur unter freyem Himmel verehrt werden durfte, so mußte man gerade über dem Platze, wo sein Altar stand, in dem Dache des kapitolinischen Tempels eine Oeffnung lassen,

welche dem Terminus heilig war, der hier seinen Platz neben dem donnernden Jupiter hatte.

Daß er von diesem Platze nicht hatte weichen wollen, daraus schöpfte man die glückliche Vorbedeutung, Roms Grenzen würden, nie durch feindliche Macht erschüttert, fest und unbeweglich stehen.

In dieser Zuversicht erschütterte Rom die Grenzen aller übrigen Völker des Erdbodens, gleichsam als ob die Unbeweglichkeit des Gottes Terminus nur das Rückwärtsschreiten der Grenzen unmöglich machen, auf ihr Vorwärtsrücken aber weiter keinen Bezug oder keine Bedeutung haben müsse.

In den ältesten Zeiten Roms war der Januar der erste, und der Februar der letzte Monath im Jahre, wodurch das Fest des Terminus noch bedeutender wurde, indem es zugleich den Schluß des Jahres bezeichnete, das mit dem Janusfeste seinen Anfang genommen hatte.

Die Terminalien, die Charistien und die Todtenfeyer vereinigten sich am Schluß des Jahrs gleichsam zu einer einzigen rührenden Vorstellung, von der Kürze des Lebens, dem Wechsel der Dinge und der unaufhaltsamen Flucht der Zeit.

Am 23sten Februar.

Die Königsflucht.

Mit diesem Feste rückte die Geschichte Roms wieder weiter fort, und die Erinnerung an einen ihrer allerwichtigsten Zeitpuncte, wurde durch dieß Fest in dem Gedächtniß des Volkes alljährlich wieder aufgefrischt.

Die Rückerinnerung an jene Zeiten, wo das Volk zuerst das Joch der Knechtschaft von sich abgewälzt hatte, mußte schon bey einem jeden freyen römischen Bürger die lebhafteste Theilnehmung erwecken. Und dieß um so mehr, da die Geschichte der Befreyung Roms an sich so anziehend ist, daß sie selbst jetzt noch bey uns das lebhafteste Interesse erweckt.

Für jedes Zeitalter bleibt die Scene erschütternd, wie bey Lukreziens entseeltem Leichname Mann und Vater in starrer Betäubung stehen, und Brutus aus seiner verstellten Schlafsucht, wie plötzlich erwachend, den blutigen Dolch vom Boden hebt und schwört: bey diesem keuschen Blute gelobe ich, daß ich die königliche Gewalt nicht ferner dauren lassen, und den Tarquinius Superbus mit seinem Geschlechte aus Rom verbannen will.

Die Schnelligkeit, mit der die That auf diese Worte folgte, mußte einen unauslöschlichen Eindruck machen, der nun von den Aeltern auf die Kin-

der vererbt, und jährlich durch ein eigenes dazu bestimmtes Fest erneuert, immer gleich stark und lebhaft blieb.

Was Wunder also, daß der Haß gegen den Königsnahmen und gegen die königliche Gewalt bey dem Volke immer tiefer einwurzeln mußte, welches von der Verbannung der Könige an, sein edleres Daseyn rechnete.

Am 27sten Februar.

D i e E q u i r i e n.

Dieß Fest bestand in einem Wettrennen mit Wagen und Pferden auf dem Kampus Martius, welches eine Ebene war, die zwischen den dießseitigen Hügeln Roms und der Tiber lag, um welche noch jetzt, da sie ganz bebauet ist, eine Straße zum Wettrennen in sich faßt, die daher der K o r s o heißt.

Die Equirien waren schon vom Romulus dem Mars zu Ehren gestiftet, und machten gleichsam den Uibergang zu den Festen des folgenden Monathes, der vorzüglich dem Kriegesgotte heilig war.

Von den Festen im März.

Am 1sten März.

Das Fest der Juno Lucina. Die Matronalien, und der Waffentanz der salischen Priester.

Dieser Monath war dem Mars geweihet, von dem er seinen Nahmen Martius führte; weil nun aber auch die Jahrszeit fortgerückt war, und eine Art von Frühlingsfeyer um eben diese Zeit einfallen mußte, so machte die Mischung des Kriegerischen und Friedlichen bey den Festen in diesem Monathe einen angenehmen Kontrast.

Während daß die Priester des Mars, mit den heiligen Schilden in der Hand, durch die Straßen Roms ihren Waffentanz hielten, schmückte man die Thüren an der alten Kuria und an den Wohnungen des Opferkönigs, und der Priester des Jupiters, des Mars, und des Quirinus, mit frischen Lorbeerkränzen.

Auch im Tempel der Vesta wurde der vorjährige Lorbeerkranz mit einem neuen verwechselt. So wie die ganze Natur sich um diese Zeit verjüngte, mußte auch in den religiösen Dingen alles wieder neues Leben und eine frische Farbe erhalten.

Der Altar, worauf das immerwährende heilige Feuer im Tempel der Vesta brannte, wurde nur einmahl im Jahre, und zwar am ersten Tage des März, von der Asche gesäubert, und eine neue durch Reibung entzündete Flamme mußte grade um diese Zeit, wo die ganze Natur von erneuerter heiliger Wärme durchglühet wurde, auch wieder auf dem Altar der Vesta lodern.

Das Fest der Juno Lucina.

Die Mütter versammelten sich auf dem esquilinischen Berge, im Tempel der Juno Lucina, welcher an eben diesem Tage eingeweiht war; sie schmückten den Tempel mit Blumen und frischen Kräutern aus, und erfleheten sich eine glückliche und tapfere Nachkommenschaft, Fruchtbarkeit und eine leichte Entbindung.

Die Matronalien

wurden an eben diesem Tage und wahrscheinlich auch im Tempel der Juno Lucina zum Andenken jener schönen That gefeyert, wo die geraubten Sabinerinnen, die nun schon Mütter geworden waren, sich mit ihren Säuglingen im Arme zwischen die beyden fechtenden Heere der Römer und Sabiner warfen, und ihre noch über den Raub erzürnten Väter mit ihren Männern versöhnten, so daß von

der Zeit an beyde Völker sich zu einem Volke vereinigten.

Der Waffentanz der salischen Priester

dauerte mehrere Tage hindurch, ehe sie ihren Zug vollendet hatten. Die Priester selbst hatten ihren Nahmen von den Sprüngen oder hüpfenden Bewegungen (Saltus) die sie machten.

Die Veranlassung zu diesem Feste war ein Schild, von einer besondern Form, Ancile genannt, der sich zu den noch fabelhaften Zeiten des Numa vom Himmel gesenkt haben sollte, und als ein heiliges Unterpfand der Dauer des römischen Reichs betrachtet wurde.

Damit nun dieser kostbare Schild nicht verloren gehen, oder geraubt werden möchte, ließ Numa von einem künstlichen Schmidt, Nahmens Mamurius, nach dem Muster dieses Schildes noch eilf andere verfertigen, welche diesem so ähnlich wurden, daß es niemanden mehr möglich war, den rechten heraus zu finden.

Mamurius, der sich für dieß künstliche Werk eine Belohnung, welche er wollte, erbitten durfte, verlangte nur, daß in den Liedern, welche jährlich bey dem Waffentanze der salischen Priester gesungen würden, ganz zuletzt auch sein Nahme ertönen möchte, welches auch beständig am letzten Tage der Feyer dieses Festes geschahe.

Der Zug der zwölf salischen Priester nahm vom palatinischen Berge, wo die Ancilien aufbewahrt wurden, seinen Anfang; sie tanzten in voller Rüstung, und machten mit den Schilden, die sie zusammenschlugen, ein Getöse, wozu eine kriegerische Musik ertönte. Ein Vortänzer ging voraus, dessen Sprünge und Wendungen die übrigen nachmachten. Sechs Liktoren oder römische Gerichtsdiener gingen vor den Priestern her. Die vornehmsten Römer achteten es ihrer nicht unwürdig, unter die Zahl dieser Priester des Mars aufgenommen zu seyn.

An jedem Abend nach geendigtem Waffentanze wurde für die salischen Priester eine kostbare Mahlzeit zubereitet. Jeder Schmaus, wobey man sich vorzüglich gütlich that, hieß daher ein saliarischer Schmaus.

Am 7ten März.

Das Vejovis-Fest.

Dieß Fest hatte eine geheimnißvolle Beziehung auf dem geringen Anfang der römischen Macht.

Auch der mächtige Donnerer Jupiter war zuerst auf der Insel Kreta von Nymphen erzogen und von einer Ziege gesäugt. Sein Antlitz war einst jugendlich, und seine Hand noch nicht mit dem Blitze bewaffnet.

Unter dieser Abbildung hieß er Vejovis, der jugendliche oder unbärtige Jupiter, und gerade da, wo die römische Macht ihren geringsten Anfang nahm, bey dem vom Romulus errichteten Asyl, war ihm ein kleiner Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest auf die Nonen des März fiel.

Gewiß konnte keine ehrenvollere Vergleichung als diese Statt finden, um den Anwachs einer Macht zu bezeichnen, die von eben diesem Hügel aus, wo sie einst eine Freystadt für Verbrecher errichten mußte, Inseln und Königreiche beherrschte, die Grenzen der entferntesten Nationen erschütterte, und den Erdkreis sich unterwürfig machte.

Am 15ten März.

Das Fest der Anna Perenna.

Man verehrte unter der Benennung Anna Perenna etwas Immerdauerndes, Wohlthätiges, das man selber nicht genau zu bestimmen wußte. Das Volk feyerte dieß Fest unter freyem Himmel oder unter Zelten, und man trank sich so viele Becher Wein zu, als Jahre man sich einander zu leben wünschte.

Die Idee von Fortdauer des Guten wurde auch schon durch den Nahmen dieser Gottheit, die man durch frohen Genuß des Lebens ehrte, bezeichnet.

Das Volk erneuerte aber bey diesem Feste noch ein besonderes Andenken an eine Begebenheit, die ihm vorzüglich wichtig war. Er zog nähmlich einstmahls, da es sich vom Senat bedrückt glaubte, aus der Stadt, und lagerte sich in einiger Entfernung von Rom auf dem heiligen Berge, so lange bis ihm die verlangten Tribunen oder Volksvorsteher, die es aus seinem eigenen Mittel wählen konnte, vom Senat bewilligt wurden.

Da nun während der Zeit die Lebensmittel, womit man sich versehen hatte, aufgezehrt waren, brachte eine alte Frau, Nahmens Anna, aus dem Flecken Bovillä bey Rom gebürtig, alle Morgen früh mit freygebigen Händen Kuchen dar, die sie selbst zu dem Ende gebacken hatte, und sie noch warm unter dem Volke austheilte.

Dankbar erinnerte man sich nun immer noch dieser Wohlthat, und feyerte unter der Benennung der Anna Perenna zugleich das Andenken dieser guten Alten, welcher das Volk schon damahls, als es wieder in die Stadt zurückkehrte, eine Denksäule errichtet hatte, und die also durch jene wohlthätige Handlung gleichsam unsterblich geworden war.

Am 17ten März.

Die Liberalien.

Weil um diese Zeit der Weinstock zu treiben anfing, so feyerte man dieß Fest dem Bacchus zu

Ehren, der auch Liber genannt wurde, weil er den Zwang verscheucht, und das Gemüth von Sorgen befreyet.

Auf den Straßen der Stadt; saßen an diesem Tage alte Weiber, mit Epheu bekränzt, welche Honigkuchen verkauften, und gleichsam die Priesterinnen des Bacchus vorstellten, dem man auch die Erfindung des Honigs zuschrieb.

Jede hatte zugleich ein Becken mit Kohlen neben sich stehen, worauf man Weihrauch streute, und dem Bacchus zu Ehren ein Stückchen von dem Kuchen warf, dessen honigsüßen Geschmack man ihm verdankte.

Durch die Verehrung des Bacchus sowohl als der Ceres heiligte man den Genuß der Nahrungsmittel, durch deren künstliche Pflanzung und Zubereitung der Mensch sich vom Thiere unterscheidet, und seinen höhern, nicht bloß den unmittelbaren Befehlen der Natur blindlings gehorchenden Ursprung, verräth.

An diesem Feste des ewig jungen Bacchus legten auch die Jünglinge von edler Abkunft, wenn sie funfzehn Jahre alt waren, die männliche weiße Toja an.

Bis zu diesem Alter trugen sie, gleich den obrigkeitlichen Personen, eine mit Purpur umsäumte Toja; dieß Kleid der Jugend war heilig, und gleichsam ein zweyter Wächter über die Unschuld

des werdenden Jünglings, der es trug, und den es vor der Verführung zum Laster sichern sollte.

Eben ein solches Zeichen war die goldene Kapsel oder Bulle, welche die Knaben am Halse trugen, und an dem Tage, wo sie die purpurumsäumte Toja ablegten, dem Hausgott zum Geschenk aufhingen.

An diesem Tage traten die erwachsenen Söhne nun gleichsam eine freyere Laufbahn des Lebens an; sie mischten sich in die Gesellschaft der Bürger auf den öffentlichen Plätzen, mit denen sie anfingen, sich bekannt zu machen, indeß die strenge Herrschaft der Väter allmählig aufhörte.

Auf dem Lande wurde an den Liberalien dem Bacchus ein Bock geopfert, auf dessen aufgeblasenem schlüpfrigen Eingeweide man umher tanzte, gleichsam um den Schaden, den er dem heiligen Weinstock zugefügt, zu rächen, und zugleich durch freywilliges Fallen Gelächter und Lustigkeit zu erwecken, zu welchem Ende man sich auch Larven aus Baumrinden schnitt, und sich damit entstellte.

Eine vorzügliche Lustbarkeit bey diesem Feste, und zugleich eine Art von gottesdienstlichem Spiele war, sich an einem Thaue zu schwingen; welches Spiel noch jetzt in Italien in der Weinlese, vorzüglich des Sonntags, gebräuchlich ist.

Auch findet doch noch jetzt eine Art von Bacchanalien Statt, wo ein Haufe junger Mädchen oder Weiber, die von der Weinlese zurückkehren,

mit einer Art kleiner Trommeln oder Kastagnetten ein Getöse machen, und dabey von Zeit zu Zeit eine Art von wilden unmelodischem Gesang anstimmen, dessen Inhalt sich auf gegenwärtige Vorfälle bezieht, und wozu sie die Worte gleich selber zusammensetzen.

Am 19ten März.

Die Quinquatrien.

Auf die Liberalien folgte, nach dem Zwischenraume eines Tages, das Fest der Minerva, welches von seiner fünftägigen Feyer den Nahmen führte. —

In diesem dem Mars geweiheten Monathe, wurde auch Minerva, welche sowohl den Geschäften des Krieges, als den friedlichen Künsten vorsteht, durch Opfer und Gebethe, in dem kriegerischen Rom verehrt.

Am ersten Tage wurde die Geburt der weisheitschenkenden Göttin, aus Jupiters Haupt, mit stiller Verehrung in ihrem Tempel gefeyert; am andern Tage wurde ein weißer Stier, der noch kein Joch getragen hatte, oder ein weißes Lamm bey ihrem Altar geopfert.

Gelehrte und Künstler erflehеten sich an diesem Tage den Schutz der Minerva; und in den spätern Zeiten wetteiferten Redner und Dichter

mit einander um den Preiß, der in einem Kranze von Oelzweigen oder von Eichenlaub bestand.

Junge Knaben und Mädchen brachten der Pallas Geschenke dar, um mit Leichtigkeit zu lernen, und in ihren Arbeiten geschickt zu seyn. An diesem Feste wurde auch das jährliche Schulgeld für den Unterricht der Kinder an die Lehrer entrichtet, welches daher Minerval hieß.

In den Schulen selbst waren, so lange dieß Fest dauerte, Ferien, welche Horaz zum Beyspiel anführt, wie man sich, gleich dem Knaben an dem Feste der Qinquatrien, der schnell vorübergehenden angenehmen Tage des Lebens erfreuen solle, ohne sich über die Kürze desselben zu betrüben.

Da nun auch die Göttin auf eine kriegerische Weise verehrt würde, wurden ihr zu Ehren Fechterspiele angestellt, welche aber erst am zweyten Tage der Quinquatrien ihren Anfang nahmen: denn am ersten, wo ihr kein blutiges Opfer dargebracht werden durfte, mußte auch alles übrige Zerstörungbringende vermieden werden.

Am fünften Tage der Quinquatrien wurden die Flöten und Pfeiffen, die man bey den gottesdienstlichen Ceremonien brauchte, aufs neue durch ein Opfer eingeweiht, um alles Unheilige, was etwa bey ihrem Gebrauche könnte vorgefallen seyn, auszusöhnen und abzuwaschen, damit die Feste der Götter auch nicht durch das Geringste entweihet würden.

Man reinigte auf die Weise eigentlich seine Vorstellung, die man sich von heiligen Dingen machte, welche immer geweihet und ausgesondert, mit dem Gewöhnlichen unvermischt, von Unheil und Trauer entfernt, beständig glückvorbedeutend bleiben sollten, und wo man also durch das Aussöhnungsopfer jeden Flecken zu tilgen suchte, der von irgend etwas Unheiligem oder entweihenden darauf haften konnte.

Auf demselben Flecke, wo Pompejus nach seinen Siegen der Minerva in Rom einen Tempel erbauete, steht jetzt eine Kirche, welche den Dominikanern gehört und Maria sopra la Minerva heißt. In dem daneben liegenden Dominikaner Kloster ist die berühmte Bibliothek, welche auch alla Minerva heißt, und täglich zum Gebrauch für jedermann offen steht. Hier ist auch der Sitz der Censur über die zu erscheinenden Schriften, welche von einem Mitgliede des Dominikanerordens abhängt. In den unbewohnten Gegenden Roms stehen noch die Uiberreste eines Tempels der Minerva Medika, ganz einsam in einer Vigna; an diesem runden Tempel haben sich zum Theil noch Dach und Wölbung erhalten, die mit grünendem Moos überwachsen, in der Ferne und in der Nähe einen reizenden Anblick gewähren.

Am 25sten März.

Die Hilarien oder das Fest der Cybele.

Auch dieß Fest war eigentlich eine Frühlings=feyer unter einer sinnbildlichen Vorstellung, indem man die nun wiederum eintretende Verlängerung der Tage, und den damit verknüpften wohlthätigen Jahreswechsel, dem Einfluße des hohen geheimnißvollen Wesens zuschrieb, das man unter dem Nahmen, Cybele, die große Erzeugerin, oder die große Mutter, verehrte.

Die Hilaren selbst hatten ihren Nahmen von der Fröhlichkeit, welche allgemein dabey herrschen mußte: Denn an diesem Feste war es gleichsam eine Entweihung, zu trauren oder einsam zu seyn; es gehörte vielmehr mit zu der Feyer der Hilarien, sich gastfreundlich einander zu bewirthen, und die Stirn durch Scherz und Lachen aufzuheitern, um mit der fröhlichen Jahrszeit übereinzustimmen.

Unter dem Nahmen der Hilarien, wurde auch jedes häusliche Freudenfest begriffen, welches von einzelnen Familien, bey glücklichen Ereignißen in denselben, zu jeder Zeit gefeyert werden konnte, und mit dem öffentlichen jährlichen Feste dieses Nahmens darin übereinstimmte, das Bekümmerniß und Trauer dadurch gleichsam hinweggeweihet wurden.

Die Verehrung der großen Mutter aber nahm schon zwey Tage vor den eigentlichen Hila=

rien, am 23sten März, und also unmittelbar nach den Quinquatrien, ihren Anfang, und dauerte nachher noch zwey Tage fort, wo man am letzten Tage mit der feyerlichen Abwaschung des Götterbildes dieß Fest beschloß, das also eigentlich fünf Tage währte, wovon aber nur der 25ste März im Kalender zu der eigentlichen Feyer der Hilarien angesetzt war.

Daß man sich unter der Cybele oder großen Mütter etwas sehr Ehrwürdiges und Erhabenes müsse gedacht haben, erhellet schon aus der *tiefen* Verehrung, die man ihr erwies, indem bey den feyerlichen Umgängen, welche man ihr zu Ehren anstellte, die höchsten obrigkeitlichen Personen mit bloßen Füßen vor ihrem Wagen vorangingen.

Freylich war kein eigentlich deutlicher Begriff mit der Verehrung dieser Gottheit verknüpft, eben weil man ihr dasjenige verehrte, was man nicht deutlich begreifen konnte; die große Erzeugungskraft, die alle Naturen bändigt, den Löwen zähmt, den Schooß der Erde befruchtet; die Mutter aller Dinge; die Beherrscherin der Elemente, den Anfang aller Zeiten; die höchste Himmelsgöttin; die Königin der Unterwelt; das Urbild jeder Gottheit, welches unter mancherley Nahmen und Gestalten auf dem ganzen Erdkreis verehrt, und wegen der immerwährenden erzeugenden und gebährenden Kraft als weiblich dargestellt wurde.

So hieß auch die ägyptische Isis die Alte, Immerdaurende, auf deren Tempel geschrieben stand: Ich bin alles was da ist, was da war, was da seyn wird; und meinen Schleyer hat kein Sterblicher aufgedeckt.

Von welcher Inschrift der feinste Metaphysiker unsrer Zeit den Ausspruch thut, daß vielleicht nie etwas Erhabneres gesagt, noch ein Gedanke erhabner ausgedruckt worden sey.

Der Dienst der Cybelle aber, welche von dem Berge Ida, wo sie verehrt wurde, auch die idäische Mutter hieß, schrieb sich aus Phrygiën her, und die Veranlassung zu der Einführung ihres Dienstes in Rom war den Römern zugleich eine merkwürdige Rückerinnerung an einen wichtigen Zeitpunct in ihrer Geschichte, wo sie vom Hannibal aufs äußerste gedrängt, die sybillinischen Bücher zu Rathe zogen, und die Weissagung darin vorfanden, daß man den auswärtigen Feind würde überwinden können, wenn die idäische Mutter von Pessinunt nach Rom gebracht würde.

Der sinkende Muth der Römer richtete sich damahls an dieser Weissagung wieder auf; und um dieselbe in Erfüllung zu bringen, schickten sie sogleich Gesandten nach Asien, an den König Attalus, die unterweges noch das Orakel zu Delphos befragten, von welchem sie außer der Versicherung, daß sie die Göttin mit nach Rom bringen würden, noch den Befehl erhielten, daß dieselbe in dem

Hau-

Hause des besten Mannes in Rom sogleich bey ihrer Ankunft sollte aufgenommen werden.

Der König Attalus nahm die Gesandten freundlich auf, und führte sie nach Pessinunt, wo ein kleiner unebener spitziger Stein, von schwarzgrauer Farbe, an welchem die Idee von Gestalt und Form am wenigsten haften konnte, die verehrte Mutter aller Dinge bezeichnete.

Denn obgleich die Göttin Cybele auf einem mit Löwen bespannten Wagen, und mit einer Mauer oder Thurmkrone auf dem Haupte, abgebildet wurde, wodurch ihre alles bändigende Macht, und zugleich ihre Herrschaft über den mit Städten besäeten Erdkreis dargestellt werden sollte, so war doch diese Abbildung gleichsam nur eine äußere Uiberkleidung ihres unbegreiflichen gestaltlosen Wesens, welches man sich gerade unter dem Unförmlichen am ehrwürdigsten dachte.

Die Fichte mit ihrem ungehemmten himmelanstrebenden Wuchs war der Cybele geweiht; und man fällte nun den heiligen Baum zu einem Schiffe das bestimmt war, die Göttin über die Fluthen zu tragen.

Die Fahrt ging glücklich von statten, bis an die Mündung der Tiber, wo der Senat, das Volk, die römischen Mütter mit ihren Töchtern, und die vestalischen Jungfrauen der Göttin entgegen gingen. Hier gerieth das Schiff auf einen seichten Ort, und man versuchte vergeblich, es von der

Stelle zu bringen. Tugend und Frömmigkeit sollten gleich bey der Ankunft der Göttin geprüft werden. Sie wollte in dem Hause des beßten Mannes aufgenommen seyn, und eine keusche Hand sollte mit leichter Mühe das feststehende Schiff bewegen und den Strom hinaufziehen.

Dieß that die vestalische Jungfrau Klaudia Quintia, deren verleumdete Tugend sich hier vor allem Volke rechtfertigte, indem sie die Macht, das Schiff zu bewegen, zum Zeichen ihrer Unschuld von der Göttin laut erbath, welche auf der Stelle die gerechte Bitte erhörte, und leicht und willig dem Zuge der keuschen Jungfrau folgte.

Nun ergießt sich in einer kleinen Entfernung von Rom, vor dem ehemahligen kapenischen Thore, welches jetzt die Porta S. Sebastiano heißt, der kleine Fluß Almo in die Tiber. In diesem Flusse wuschen die Priester der Cybele, die Göttin und ihre Heiligthümer ab, um von dort mit ihr den feyerlichen Aufzug in die Stadt zu halten.

Diese Abwaschung wurde nachher jährlich, um die Zeit, wo man die Hilarien feyerte, wiederhohlt; und der kleine Fluß Almo bekam dadurch eine gewisse Heiligkeit, welche noch jetzt an ihm zu haften scheint, indem man seine Quelle aqua santa nennt, und ihr eine Kraft zuschreibt, die Räude der Thiere zu heilen.

Nachdem die Abwaschung geschehen war, wurden die Göttin und ihre Heiligthümer auf einem

von Kühen gezogenen Wagen, den man von allen Seiten mit frischen Blumen bestreuete, unter Opfern und Gebethen, in Begleitung des Senats und des Volks, nach Rom gebracht, wo Scipio Nasika, als der beßte Mann in Rom allgemein anerkannt, und einstimmig würdig befunden war, die Göttin aufzunehmen; die er, so lange bis ihr ein eigner Tempel erbaut werden konnte, in den Tempel der Siegesgöttin auf dem palatinischen Berge bringen ließ.

Da nun die Römer dieß Heiligthum im Besitz hatten, wurde ihr Muth von neuem belebt; ihre Tapferkeit hatte gleichsam eine neue Unterlage erhalten; es war eine geheimnißvolle ihnen bisher noch unbekannte Gottheit, die Mutter aller übrigen Götter, welche sie in Schutz nahm, und die sie dankbar durch Opfer, Spiele, und ihr wohlgefälligen Scherz und Lustbarkeit zu verehren, und sie sich geneigt zu erhalten suchten.

Bey den öffentlichen Umgängen, die man ihr zu Ehren hielt, gehörten daher allerley scherzhafte Verkleidungen, wie man sie noch jetzt bey dem römischen Karneval sieht, selbst mit zu der frohen gottesdienstlichen Feyer.

Einige stellten obrigkeitliche Personen mit allen Insignien ihrer Würde vor; andere gingen im philosophischen Mantel einher; Weiber kleideten sich wie Männer, Männer wie Weiber; irgend ein schwacher Greis hatte einen Esel mit Flügeln neben

sich gehen, welcher den schnellen Pegasus, so wie der Greis den jungen muthigen Reuter desselben, darstellen sollte, um über beydes ein frohes Gelächter zu erregen, welches zu der Feyer des Festes gehörte, und für nichts weniger, als unheilig gehalten wurde.

Dieser der großen Göttin zu Ehren aufgestellte feyerliche Umgang hatte schon an sich etwas Malerisches und Schönes: nach der Beschreibung, welches uns ein Schriftsteller aus den letztern Zeiten des Alterthums davon gibt, war nähmlich der obige Aufzug von verkleideten Personen gleichsam das Vorspiel der ganzen Feyerlichkeit, worauf alsdann der Zug der Matronen folgte, die in weißen Kleidern vorangingen, und den Weg vor sich her mit Blumen bestreueten.

Diese wandten sich zum öftern um, und suchten durch allerley Bewegungen, die sie gegen die kommende Göttin machten, die Bereitwilligkeit zu ihrem Dienste zu bezeichnen, indem sie sich stellten, als ob sie im Begriff wären, mit den gebogenen Fingern das Haar der himmlischen Königin in Locken zu schlagen, oder als ob sie überhaupt bereit wären, sie wie eine Gebietherin zu schmücken.

Hierauf folgte die festliche Musik, von dem Chor weißgekleideter Knaben und Mädchen begleitet, welche der Göttin zu Ehren die heiligen Lieder absangen. Alsdann folgten diejenigen, welche das Opfergeräthe und die Heiligthümer trugen; wäh-

rend daß die Priester der Göttin selbst mit Trommeln und Pfeiffen ein lärmendes Getöse machten.

Wenn man nun erwägt, wie wenig Scherz und Laune durch das Heilige und Ehrwürdige bey diesen sowohl als andern Festen der Alten, ausgeschloßen wurde, so scheint es, als ob sie gewußt hätten, das Ernsthafte und Komische gleichsam an seinen beyden Enden zu fassen, und es in einem glücklichen Vereinigungspuncte zusammen zu knüpfen, der uns vielleicht entschlüpft seyn mag, weil wir bey dem Heiligen und Ehrwürdigen das Komische immer nur auf eine solche Art dulden, als ob es nicht recht mit gutem Gewissen geschehen könne; so wie man denn auch das jetzige Karneval in Rom als eine Sache betrachtet, die gleichsam wieder abgebüßt werden muß.

Das rasende Getümmel, welches bey dieser Feyer von den Priestern der Cybele gemacht werden mußte, ist etwas ganz ausgezeichnetes bey diesem Feste und läßt den Ursprung desselben aus dem tiefsten Alterthum vermuthen.

Die Göttin Cybele führte nähmlich auch den Nahmen Rhea, und war die Vermählte des Saturnus, welcher gleich der zerstörenden Zeit, deren Sinnbild er auch war, seine eigenen Kinder verschlang.

Als nun Rhea den Jupiter gebohren hatte, wickelte sie einen S t e i n in Windeln, und gab diesen Stein dem Saturnus statt des neugebohrnen

Götterkindes, und also das Ungebildete statt des Gebildeten, zu verschlingen: Den Jupiter aber ließ sie heimlich auf der Insel Kreta in einer Grotte erziehen, wo eine Ziege ihn säugte, und die Bienen ihm Honig brachten, und wo schon damahls die Korybanten, eine Art Priester der Cybele, ein immerwährendes Getöse machen mußten, damit Saturnus nicht etwa die Stimme des weinenden Kindes vernehmen möchte.

Es war die Mutter aller Dinge, welche die zerstörende Obermacht zu täuschen, und das zarte Gebildete aus dem Rachen des Allverschlingenden zu retten, es heimlich und sorgsam zu pflegen, und zur Reife zu bringen wußte, so wie die allbefruchtende Natur es mit dem Keime macht, den sie im Schooß der Erde vor Wind und Stürmen schützt.

So verehrt nun die große Göttin selber war, so verächtlich waren größtentheils ihre Priester, an welchen sie dafür, daß sie sich ihr zu sehr nähern wollten, gleichsam eine furchtbare Rache nahm. Denn was der Fanatismus der Mönche in den christlichen Zeiten nur je für Erscheinungen hervorbringen konnte, die fanden schon bey diesen Priestern der Cybele Statt.

In ihrer fanatischen Wuth entflammten sie sich selber; sie geißelten und zerfleischten sich, und bettelten Allmosen, welches nur ihnen erlaubt war. — Die hohe Göttin vernichtete gleichsam ihre Prie-

ster, welche einen unmittelbaren Antheil an ihr haben wollten.

Selbst dieser Fanatismus aber hatte doch damahls noch nichts Düsteres und Trauriges. Es war keine Wegwerfung oder Niedergeschlagenheit des Gemüths, sondern vielmehr der üppigste Grad von Wollust, die sich zuletzt zerstörend gegen sich selber kehrt, worin diese Priester sich zu versetzen suchten, um sich dem Dienste der großen Göttin zu weihen, die den Trupp entmannter Weichlinge gleichsam triumphirend in ihrem Gefolge sahe, indeß sie selbst allein als die Mutter und Erzeugerin aller Dinge verehrt wurde.

Das rasende Getümmel, womit die Priester der Cybele beständig ihren Aufzug hielten, machte sie sich ihrer selbst vergessen, und sie schwebten, wie aus dem Becher der Uippigkeit berauscht, in einem immerwährenden Taumel, der sie den Schmerz nicht achten, und ihre Verächtlichkeit nicht fühlen ließ. Sie liefen in wilder Begeisterung mit fliegendem Haar, wie Bacchanten umher, und warfen das Haupt in den Nacken und von einer Seite zur andern.

Es war nicht sowohl Ertödtung als vielmehr die üppigste, ausschweifendste, sich selbst überströmende und in zerfleischende Wuth ausartende Lebensfülle, welche den Zug der großen Erzeugerin, der mächtigen Löwenbändigerin, allenthalben begleitete.

Wer diese Raserey verabscheuete, weihete sich dem Priesterthum der Göttin nicht; wer aber Gefallen daran fand, der konnte nun ohne Scheu und ohne Vorwurf rasen, und im Dienste einer Gottheit, so viel er wollte, an sich selber die Wuth auslassen, die ihn sonst vielleicht zum Verbrecher und zum Störer der öffentlichen Ruhe gemacht hätte.

Diese entmannten Priester der Cybele hießen Galli, und ihr Oberpriester hieß Archigallus. Es gab dergleichen Priesterschaften, die mit ihren Götterbildern in Städten und Dörfern umherzogen und Allmosen sammelten. Sie mußten es sich gefallen lassen, man mochte sie verächtlich oder mit Ehrfurcht aufnehmen.

Die große Mutter selber aber blieb stets verehet. Der Gottheit schadete die Raserey ihrer Priester nicht, und der Begriff von ihr behielt unter allem Mißbrauch ihrer Hoheit, seine ursprüngliche Erhabenheit, indem man in ihr unter jeder Benennung nichts anders als die Allerzeugende, Allbefruchtende und Allbelebende Mutter Natur selbst verehrte.

Am 30sten März.

Am Ende des Monaths, der dem Mars geweiht war, feyerte man noch den friedlichen Gottheiten zusammengenommen ein Fest; dem Janus, der mit dem Saturnus in dem goldenen Zeitalter

über Latium mit Weisheit und Güte herrschte; der sanften Konkordia, welche die Gemüther versöhnt, und den Aufruhr stillt; dem Frieden selber, den man bey unaufhörlichen Kriegen dennoch Altäre weihte; und der Wohlfahrt Roms, die man sich auch als eine wohlthätige Gottheit dachte, deren besondern Schutze der Staat seinen Wachsthum und seine Blühte empfahl.

Am 31sten März.

Das Fest der Luna.

Der gehörnten Luna war ein Tempel auf dem aventinischen Hügel erbauet, der in der Gegend stand, wo jetzt der heiligen Sabina eine Kirche geweiht ist, die noch die Pracht der umherliegenden zerstörten Göttertempel gewissermaßen in sich vereinigt, indem nicht weniger als vier und zwanzig große kannelierte antike Säulen von parischem Marmor das Inwendige dieser Kirche schmücken, deren Halle auf acht Granitsäulen ruhet.

Unter den sieben Hügeln Roms ist der aventinische jetzt der einsamste; man geht weite Strecken zwischen Mauren, welche die den Klöstern zugehörigen Weingärten einschließen. Man hat aber auch von diesem einsamen Hügel die romantischsten Aussichten auf die Uiberreste des alten Roms, und die umherliegenden Gegenden.

Hier feyerte man also der Luna, die mit im-

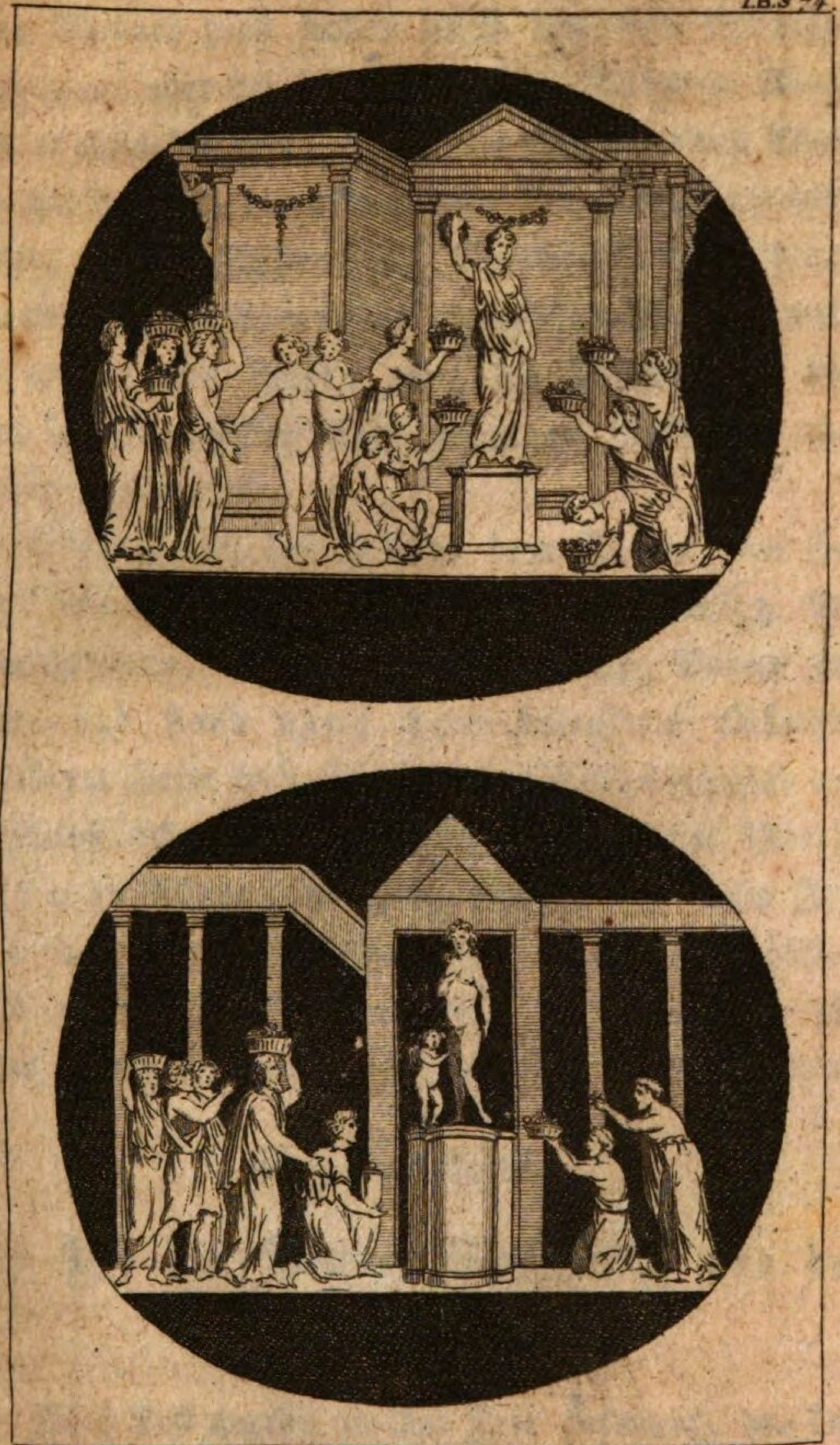
mer wieder zunehmendem Lichte, über Roms Hügeln schimmerte, jährlich ein Fest. Der immer wieder wachsend, seine Hörner wieder füllende Mond, war bey den Alten ein schönes Sinnbild von Gedeihen, von zunehmender Macht und Größe. Man blickte diese immerwiederkehrende Erscheinung mit einer Art von Zutrauen auf den glücklichen Wechsel der Dinge an.

Man verehrte auch den heiligen Schein des Mondes bey der Nacht, und es war auf dem palatinischen Berge ein eigner Tempel der nächtlich leuchtenden Luna geweiht. So schuf sich die Einbildungskraft die ganze umgebende Natur zu einem Heiligthume, worin man bey Tage und bey Nacht unter der majestätischen Decke des Himmels wandeln konnte.

Von den Festen im Aprill.

In dem sanftern Klima von Italien und Griechenland, wo die Jahrszeit früher fortrückt, ist der Aprill der eigentlich schöne Frühlingsmonath, statt daß bey uns der May dafür erkannt, und von unsern Dichtern besungen wird.

I.B.S 74.



Im Aprill stand alles in voller Blühte, und dieser Monath hieß daher auch bey den Griechen ανθεςηςιων oder der blühende. Den Nahmen Aprill hatte er entweder von αφςος, dem Schaume des Meeres, mit dem sich die himmlische Zeugungskraft vermählte, woraus Aphrodite, die Göttin der Liebe, emporstieg; oder von dem lateinischen Worte, welches eröffnen heißt; weil die Fesseln, die den Keim im Schooß der Erde gefangen hielten, nun wieder gelöset sind.

So wie nun der Januar dem Janus, der Februar den Göttern der Unterwelt, der März den Kriegesgöttern, so war der Aprill der Venus geweiht, und stand unter ihrem besondern Schutze. Mit ihrem Feste hub sich dieser Blühtenmonath an, und schloß sich mit der Feyer, die man der Göttin Flora zu Ehren anstellte, welche um diese Zeit ihren ganzen Reichthum mit verschwenderischer Hand ausgeschüttet hatte, und auch für sich ein frohes Andenken von den Sterblichen fordern konnte.

Am 1sten Aprill.

Das Fest der Venus Vertikordia und der Fortuna Virilis.

Dieß Fest wurde zu der Zeit gefeyert, wo das Haupt der Göttin mit frischen Rosen wieder umkränzt werden konnte. Die Mütter mit ihren Schwiegern begaben sich in den Tempel der Venus vor

dem Kollinischen Thore, um das Bildniß der Göttin feyerlich abzuwaschen; sie nahmen der Göttin ihren Schmuck ab, das goldene Geschmeide von dem Marmorhalse, um dieselbe, wenn sie abgetrocknet war, desto festlicher wieder zu schmücken, und ihr Haupt mit frischen Blumen zu umkränzen.

Dann mußten auch die Matronen selbst sich baden, zu welchem Ende sie sich von hier nach dem Tempel der Fortuna Virilis oder männlichen Glücksgöttin begaben, in dessen Nähe eine warme Quelle mit einen darüber gebaueten geräumigen Behältniß war, worin die Matronen sich zum Baden entkleideten, und zugleich ihr Haupt mit Myrthen umkränzen mußten.

Dann brachten sie, wenn sie sich gebadet hatten, der Fortuna Virilis in ihrem Tempel ein Opfer dar, welches bloß darin bestand, daß sie Weihrauch auf ihren Altar streueten; wobey sie die Göttin um Beystand anflehten, daß es ihnen gelingen möchte, sich ihren Männern stets angenehm zu machen, und ihre Zuneigung sich zu erhalten.

Sie gaben also der Benennung männliche Glücksgöttin die besondere Ausdeutung, daß dieselbe ihnen Glück bey ihren Männern verschaffen sollte. Zuletzt nahmen sie einen Milchtrank mit zerfloßenem Mohnsamen und Honig vermischt zu sich, welchen, wie man sagte, auch Venus bey ihrer Vermählung nahm, und welcher Trank zum

ruhigen und süßen Genuß der ehelichen Liebe gleichsam einladen sollte.

Man flehte hierbey die Venus an, daß sie die Schönheit, die Sitten und den guten Nahmen schützen möchte, welches Gebeth an die Venus sich auf die Veranlassung zu diesem Feste gründete, die noch vorzüglich merkwürdig ist.

Es war nähmlich einstmahls in den ältern Zeiten Roms eine solche Verderbniß der Sitten eingerissen, daß drey vestalische Jungfrauen nach einander das Verbrechen der Unkeuschheit begingen, worüber die ganze Stadt in Trauer und Besorgniß gerieth.

Man fragte die sybillinischen Bücher um Rath, in welchen man den Ausspruch fand, daß man die Venus selber durch Opfer und Gebethe müßte zu versöhnen suchen, damit sie die Herzen umlenken, und die entflohene Keuschheit in den jungfräulichen Busen wieder möchte zurückkehren lassen.

Daher widmete man ihr nun unter dem Nahmen der Venus Vertikordia oder der Herzenslenkerin einen Tempel, in welchem ihr Bildniß von der keuschesten Matrone sollte geweihet werden.

Von allen römischen Matronen wurden hundert, und von diesen wieder zehen durch das Loos gewählt, um den Ausspruch zu thun, welche durch Reinigkeit der Sitten unter allen hervorleuchte; dieß war nach dem einstimmigen Urtheil Sulpicia, die Vermählte des Fulvius Flakkus, deren Nah-

me und Ruhm sich bis auf die späteste Nachwelt erhalten hat.

Indem man also einem einreißenden Laster vorbeugen wollte, flohe man nicht vor dem Triebe, woraus es entspringt, zurück; sondern man suchte diesen von der Natur gebothnen Trieb selbst, durch die Verehrung einer Gottheit, die ihn lenken sollte, zu heiligen, und ihn dadurch in seine Grenzen zurück zu führen.

Am 5ten April.

Die Megalesischen Spiele.

Diese Spiele wurden wiederum der großen Mutter zu Ehren gehalten, deren erstes Fest man schon im März gefeyert hatte, und welche ohngefähr um diese Zeit auf den palatinischen Berg in den Tempel der Viktoria gebracht war, wo alles Volk ihr seine Ehrfurcht bezeugte.

Der feyerliche Umgang mit der Göttin wurde an diesem Feste wiederhohlt, die Priester der Cybele durften diese Tage über Allmosen sammlen, und das Volk sahe den Spielen zu, die gleichsam unter den Augen der Göttin, auf dem palatinischen Berge veranstaltet wurden.

Die gottesdienstlichen Spiele der Römer bestanden entweder in allerley körperlichen Uibungen und Wettrennen mit Wagen und Pferden, das im Cir-

kus oder der öffentlichen Rennbahn gehalten wurde; alsdann hießen sie circensische Spiele; oder sie bestanden in irgend einer Art theatralischer Vorstellungen, die man scenische Spiele nannte.

Von der letztern Art waren diejenigen, welche man der Göttin Cybele zu Ehren auf dem palatinischen Berge hielt. Zu den gottesdienstlichen scenischen Spielen zählte man die Tragödien, die Komödien, die Satyren, und den Mimus, oder das Gebährdenspiel.

Die Veranlassung zu den scenischen oder theatralischen Spielen überhaupt war ebenfalls eine Noth, worin sich das römische Volk befand, indem es einst von einer langanhaltenden Pest gedrückt wurde, und unter andern auch durch diese Art Spiele die erzürnten Götter zu versöhnen suchte, von denen man also gewiß voraussetzte, daß sie an dergleichen frohen Spielen der Sterblichen ein Wohlgefallen fänden.

Da bey den kriegerischen Römern bis dahin nur die circensischen Spiele üblich gewesen waren, so ließ man nun aus Etrurien eine Art Schauspieler zu den scenischen Spielen kommen, die zuerst bloß nach dem Schalle einer Pfeife tanzten, bis nach und nach Gesang und Gebährdenspiel hinzu kam.

Einen so geringen Anfang hatten die scenischen Spiele. Demohngeachtet richtete man sich an dem Gedanken wieder auf, daß diese Spiele den Göttern wohlgefällig wären; und in den niedergeschla-

genen Gemüthern entstand wieder neue Lebenslust und neue Lebenszuversicht.

In eben dieser Stadt nun, wo damahls unter den Augen der Gottheit, und um der Gottheit willen jene frohen Spiele veranstaltet wurden, sind dieselben jetzt in die Zeit des Karnevals verbannt, wo das Volk sich auch der Freude, aber nicht mehr mit gutem Gewissen, überläßt, weil man sich diese Freuden nicht mehr mit der Gottheit und ihrem Wohlgefallen, Scherz und Lachen nicht mehr mit dem Heiligen, zusammendenken darf.

Man fühlt diesen Zwang und sucht sich unter allerley Vorwand davon zu befreyen; denn es werden schon seit einigen Jahren den ganzen Sommer über Singspiele gegeben, welche aber bloß als Vorspiel zu einer Kinderkomödie betrachtet werden müssen, die zwischen den Akten gespielt wird, und durch deren Unschuld diese Singspiele gleichsam wieder gerechtfertigt werden sollen.

Dagegen war bey den alten Römern ein schönes Gesetz: In den öffentlichen Spielen, die nicht in körperlichen Uibungen bestehen, soll das Volk bey Gesang und Saitenspiel seine Freude mäßigen, und dieselbe mit der Verehrung der Götter vereinigen.

Am 9ten April.

Die Cerealien.

Dieß Fest der Ceres wurde mit den Kampfspielen eröffnet, welche ihr zu Ehren im Cirkus gehalten wurden; worauf dann die eigentlichen Cerealien erst ihren Anfang nahmen, deren Feyer mehrere Tage währte.

Die Kampfspiele selber aber wurden durch einen religiösen Aufzug vorbereitet, worin sich alles vereinigte, was nur irgend durch sinnbildlichen Ausdruck von Hoheit und Würde auf die Gemüther der Sterblichen wirken kann.

Durch einen solchen Aufzug wurde die Verehrung aller übrigen Götter in das Fest, welches man einer besondern Gottheit zu Ehren feyerte, mit eingeschlossen, und ihre Bildsäulen im Pomp mit aufgeführt. Die majestätische Folge des ganzen Götterchores bildete vor den Augen des Volks ein bewegliches Pantheon.

Voran wurde eine geflügelte Viktoria, mit einem Palmzweig in der einen und einem Kranz in der andern Hand, getragen. Denn es ist die Siegesgöttin, welche bey jedem Kampf, sey's Treffen oder Spiel, den Vorsitz hat.

Dann folgten die hohen Schutzgottheiten Roms. Jupiters Bildsäule mit dem Blitz bewaffnet, Juno mit dem majestätischen Pfau; Minerva mit Helm

und Spieß, und dann nach der Reihe die Bildsäulen der übrigen Gottheiten.

Geschmückte Knaben leiteten die zum Wettrennen bestimmten Pferde, welche zu dem Feste gleichsam geweihet waren. — Dann folgte der Zug der obrigkeitlichen Personen, der Senat, und die Söhne der Ritter. — Hierauf die Fechter und Ringer, und die Chöre von Sängern, wovon das erste aus Männern, das zweyte aus Jünglingen und das dritte aus Kindern bestand; nebst den Pfeifern und Cytherspielern, an welche sich ein Haufe aus dem Volke in allerley Verkleidungen muthwillig scherzend anschloß. Dann kamen die Priester, welchen ihre Bediente das Opfergeräthe nachtrugen, und endlich die Opferschlächter mit den bekränzten Opferthieren. —

Es mischte sich nichts Strenges, nichts Düstres in diese Feyerlichkeit. — Die Bildsäulen der Götter selber waren schön, und durch dieselben und ihre Attribute, wurde Hoheit, Macht und Würde auf mannigfaltige Weise sinnbildlich ausgedrückt.

Die tanzenden Männer, Jünglinge und Knaben, welche auf eine natürliche und ungesuchte Weise das fortschreitende Alter bezeichneten, bothen den Augen ein eben so schönes als bedeutendes Schauspiel dar. Das Opfergeräth selbst, welches nachgetragen wurde, die Rauchpfannen, Opfertische und Dreyfüße, machten einen schönen und malerischen Anblick; und die bekränzten Opferthiere vol-

sendeten gleichsam das Gemälde, welches dieser Zug in der Einbildungskraft zurückließ.

Das ganze zusammengenommen war ein majestätisches Bild des immer fortschreitenden Lebens, mit seinen abwechselnden ernsten und komischen Scenen. Nichts war darin ungöttlich, nichts wurde ausgeschlossen, was frohen Lebensgenuß gewährt, und Scherz und Lachen schloß sich in dem schönen Zuge mit an.

Hiebey wurden nun an dem Feste der Ceres ihr zu Ehren Loblieder abgesungen, daß sie die Menschen gelehrt habe, statt der Eicheln eine bessere Nahrung dem Boden abzugewinnen. Man zog damahls die Heiligkeit der körperlichen Dinge, worauf die Erhaltung des Lebens beruhet, noch in Erwägung, wovon sich nachher die Aufmerksamkeit immer mehr abgezogen hat, weil man sich gewöhnte, sie nicht als wohlthätige Ereignisse, sondern als etwas, das nun einmahl so seyn müßte, zu betrachten. —

Auf den feyerlichen Umgang folgte dann das Wettrennen mit Wagen und Pferden in dem Cirkus. Man glaubte die Götter nicht besser ehren zu können, als wenn man alle seine Kräfte aufböthe, um, sey's auch nur im Spiele, wetteifernd nach einem Ziele zu streben, und die Palme zu erreichen, welche die Götter selbst dem Sieger zur Belohnung bestimmt haben.

Durch dieß alles wurde die Imagination immerwährend mit schönen und reizenden Bildern genährt. — Das Leben selbst verfloß in höherm Genuß, weil es sich, in allen Festen und Spielen sinnbildlich dargestellt, wiederfand, und sich selbst darin spiegelte und vervielfältigte.

Am zwölften hub erst die eigentliche Feyer der Cerealien an.

Dieß Fest schrieb sich aus Griechenland von dem verborgenen Dienste der Ceres her, und wurde von ihren Priesterinnen, die sich durch Enthaltsamkeit dazu vorbereiten mußten, in der Nacht gefeyert. Wer dabey erschien, mußte weiß gekleidet seyn, und durfte sich wegen keines Todten in Trauer befinden.

Demohngeachtet waren es die Begriffe von Leben und Tod, die sich gerade bey diesem Feste am nächsten zusammenfanden. Man feyerte die Trauer der Ceres um ihre Tochter, die jungfräuliche Proserpina, welche von Pluto in das Reich der Schatten entführt war.

Auf dem Aetna zündete Ceres ihre Fackel an, und suchte ihr geraubtes Kind in den verborgensten Winkeln der Erde. Sie erleuchtete die Nacht, um das Verborgene aufzudecken, und das Verlorne und Entschwundene wieder an den Tag zu bringen. —

Nachdem sie vergebens auf dem ganzen Erdkreis ihre verschwundene Tochter gesucht hatte, kam

sie in Eleusis in Griechenland ermüdet an, und setzte sich jammervoll auf einem Steine nieder. — Menschliches Leiden ist in dieser schönen Dichtung mit der Macht der Gottheit verknüpft. Es ist die erhabene, alles ernährende Göttin, welche um den Verlust ihrer Tochter klagt.

Das Lebende suchte das Verstorbene, und fand es nirgends.

Daß aber bey den Alten unter dem Raube der Proserpina der Tod sinnbildlich dargestellt wurde, sieht man an den Basreliefs auf den antiken Marmorsärgen, wo der Tod der Proserpina zum öftern abgebildet ist, um den Tod eines jungen Mädchens, so wie der entschlummerte Endymion, um den Tod eines Jünglings zu bezeichnen.

Als nun Ceres in Eleusis auf dem Steine saß, lud ein Greis, Nahmens Celeus, dessen Sohn in der Wiege krank lag, sie in seine Hütte ein. Sie folgte dem Greise, und als sie in das Haus trat, lag das Kind in den letzten Zügen. Die Göttin drückte ihre Lippen auf den Mund des Kindes, und hauchte ihm plötzlich wieder Leben ein.

Sie blieb nun in der gastfreundlichen Behausung, wohin sie, obgleich selbst in Trauer, die Freude wieder gebracht hatte, und suchte dem Sohne des Celeus, dem sie das Leben geschenkt hatte, auch die Unsterblichkeit zu geben, indem sie ihn alle Nächte mit Flammen umgab, die den sterblichen Theil seines Wesens verzehren sollten.

Aber auch in diesem Geschäft wurde sie durch die Mutter des Knaben gestört, welche die Ceres einst bey diesem geheimnißvollen Werk belauschte, und da sie ihr Kind in Flammen sahe, ein lautes Geschrey anhub, worauf die Göttin plötzlich ihre wahre Gestalt annahm, und auf ihrem mit Drachen bespannten Wagen sich in die Lüfte erhub.

Sie war also durch die zärtliche Besorgniß der Mutter in ihrem sehnlichen Wunsche gehindert worden, das Sterbliche unsterblich zu machen. — Allein sie schenkte dem ältern Sohne des Celeus, dem Triptolem, den wohlthätigen Samen, woraus der nährende Halm erwächst, und gab ihm einen mit Drachen bespannten Wagen, um die edlen Weizenkörner auf dem ganzen Erdboden auszustreuen.

Nachdem die Göttin für die Nahrung und Erhaltung der Sterblichen gesorgt, und ihres eigenen Kummers eine Zeitlang vergessen hatte, durcheilte sie wieder Erde, Meer, und Lüfte, um ihre verlorne Tochter wiederzufinden, deren Aufenthalt beym Pluto ihr endlich die allsehende Sonne entdeckte.

Da forderte Ceres vom Jupiter, dem Vater der Götter und Menschen, ihre Tochter wieder, die aber aus den unterirdischen Wohnungen nur unter der Bedingung zurückkehren konnte, daß sie sich alles Genusses von Speise enthalten habe. Allein auch Proserpina hatte die Rückkehr verscherzt, in-

dem sie der Begier nicht hatte widerstehen können, einige Körner aus einem Granatapfel zu verzehren.

Da die göttliche Mutter hierüber untröstlich war, gewährte Jupiter der Gattin des Pluto, daß sie hinfort immer nur die eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt bleiben, und die andere Hälfte auf der Oberwelt des himmlischen Lichts wieder genießen solle.

Der Dienst der Ceres war geheimnißvoll, und das Geheimnißvolle bey den gottesdienstlichen Gebräuchen der Alten lag vorzüglich in dem Gegensatze von Leben und Tod, weil es wirklich in der Natur kein größeres Geheimniß gibt, als dieß.

Nun gibt es aber kein schöneres Sinnbild, keine Ereigniß, in der Natur, wo Leben und Tod, Bildung und Zerstörung, dem Scheine nach, näher aneinander grenzen, als da, wo das Samenkorn dem Auge ganz verdeckt, im Schooß der Erde vergraben liegt, und gerade auf dem Puncte, wo das Leben seine Endschaft zu erreichen scheint, ein neues Leben anhebt.

Es ist die geheimnißvolle Entwickelung des Keims im Schooße der Erde, das innre heilige Leben der Natur, welches vor sterblichen Augen verborgen, alle Geschlechter und Arten in ewiger Jugend erhält, und kein Stäubchen verloren gehen läßt.

Diese Idee, welche von neuen Dichtern so oft genutzt ist, war bey den Alten im hohen Grade leb=

haft; nur gaben sie allen diesen Begriffen gern Persönlichkeit, und hüllten sie in Göttergestalten ein, worin das Große und Erhabene von ihnen verehrt wurde, was sich die Seele selbst in ihren hellsten Momenten denkt.

Das Samenkorn war gleichsam zum erstenmahle verschwunden; man wußte noch nicht, ob es aus dem Schooße der Erde wieder aufkeimen würde. — Pluto hatte die jungfräuliche Tochter der Ceres geraubt, und die erhabene Mutter trauert um ihren Verlust.

Sehr merkwürdig ist das Geständniß des Cicero, der von den eleusinischen Geheimnißen, in welche er selber eingeweiht war, den Ausspruch thut, daß sie den Eingeweihten nicht nur zu einem frohern Genuß des Lebens, sondern auch zu einer bessern Hoffnung im Tode erheben.

Es scheint, als sey die Hülle der Dichtung bey den Eingeweihten herabgesunken, und ihnen ein Blick auf das Wesen und die Wirklichkeit der Dinge gewährt, durch deren standhaftes Anschauen allein das Leben in sein Gleis kömmt, und der Tod seine Schrecken verliert.

Auch von den Landleuten wurden die Cerealien gefeyert, indem sie der Ceres ein ackerumwühlendes Schwein zum Opfer brachten, und ihr zu Ehren fröhliche Gastgebothe hielten, wobey sie Lieder zu ihrem Lobe sangen.

Wie heilig der Dienst der Ceres bey den Römern war, siehet man daraus, daß nach der schrecklichen Niederlage, welche sie bey Cannä vom Hannibal erlitten, der Senat beschloß, daß die Trauer um die Gefallenen nicht länger als dreyßig Tage währen solle, damit das Fest der Ceres könne gefeyert werden, bey welchem niemand in Trauer erscheinen durfte.

Die Mütter und Töchter, Gattinnen und Schwestern der Erschlagenen, mußten ihre Thränen abtrocknen, und in weißem festlichem Gewande Weihrauch auf die Altäre streuen. So sehr mußte jede häusliche Trauer der allgemeinen Verehrung der Gottheit weichen, die man selbst nach erlittenen Jammer mit Lobliedern verehrte.

Als einst die römische Republik durch innere Zwistigkeiten zerrüttet war, fragte man die sybillinischen Bücher um Rath, welche den Ausspruch thaten, daß man die älteste Ceres versöhnen müßte; man schickte zu dem Ende eine priesterliche Gesandtschaft nach Enna in Sicilien, wo das älteste und verehrteste Götterbild der Ceres sich befand, das in spätern Zeiten von dem römischen Statthalter Verres aus diesem Tempel geraubt wurde, worüber ihn Cicero mit erschütternder Beredtsamkeit anklagt, und im Nahmen der Bürger von Enna für diese Frevelthat Rache fordert.

Der sanfte menschenfreundliche Plinius besaß ein Landgut, auf welchem ein alter Tempel der Ce-

res stand. Das Volk versammlete sich hier aus der ganzen Gegend, um seine Gelübde der Ceres darzubringen; und in der Nähe war kein Zufluchtsort, weder vor der Sonne, noch vor dem Regen.

Ich werde, schreibt Plinius an seinen Freund, diesen Tempel prächtig bauen lassen, und einen bedeckten Gang dazu, jenen für die Gottheit, und diesen für die Menschen; der Portikus soll dem Tempel gegenüber auf einer Wiese gebauet werden, weil der Tempel selbst von der einen Seite durch einen Fluß, von der andern durch einen jähen Felsen, und von der dritten durch den Weg beschränkt wird.

Am 15ten Aprill.

Die Fordicidien.

Jetzt, da die Erde selbst von dem eingestreuten Samen schwanger, die Hoffnung der künftigen Ernte noch in ihrem Schooße verhüllte, opferte man ihr eine trächtige Kuh, deren Benennung in der Sprache der Römer, diesem Feste den Nahman gab, und wodurch man die allesernährende Mutter zu versöhnen suchte, damit sie Mißwachs und Unfruchtbarkeit verhüthend, den Saaten und den Heerden Gedeihen geben möchte.

Der König Numa stiftete schon dieß Fest, um dadurch dem Ackerbau und der Viehzucht gleichsam eine besondere Weihung, durch Opfer und

Gebeth zu geben, und zugleich bey einer großen Unfruchtbarkeit der Aecker und der Heerden, welche zu seiner Zeit einfiel, den Muth des Landmannes wieder aufzurichten.

Ihm ward, nach der alten Sage, im Traume die Offenbarung, daß, wenn er die Erde versöhnen wolle, so müsse er ihr zwey Leben opfern. — Die Nymphe Egeria deutete ihm darauf den geheimnißvollen Spruch: er müsse der Mutter Erde eine trächtige Kuh zum Opfer bringen!

Indem man nun durch Opferung trächtiger Kühe die Fordicien feyerte, brachte man der Erde freywillig dar, was sie sonst durch Mißwachs und Unfruchtbarkeit hinwegnahm. — Die älteste Vestalin mußte gleichsam im Nahmen der Gottheit, die man verehrte, bey diesem Opfer zugegen seyn, um das ausgeschnittene unzeitige Kalb, zur völligen Versöhnung des Schadenden und Zerstörenden, zu Asche zu verbrennen; welche Asche man zu dem hierauf folgenden Feste aufbewahrte.

Die dreyßig Kurien oder Gemeinden, in welche das römische Volk getheilt war, mußten dieß Fest, eine jede besonders, feyern. — Denn Ackerbau und Viehzucht waren in den ältesten Zeiten das wichtigste Geschäft der römischen Bürger. — Da sie nur von der allesernährenden Erde die Frucht ihrer Mühe erwarteten, so wandten sie sich

unmittelbar an dieselbe mit Opfern und Gebethen; und ohne weiter zu blicken, hielten sie sich an das nächste, woraus ihnen Nahrung und Fülle strömte, gleich dem Kinde, das sich zuversichtlich an den Busen der Mutter schmiegt.

Am 21sten April.

Die Palilien.

Eines der ältesten und unschuldigsten ländlichen Feste waren die Palilien, wodurch man die Pales sich geneigt zu machen suchte, welche dem Futter der Thiere Gedeihen gab, und in deren Obhuth die Hirten ihre Heerden empfahlen, um sie vor allem Schädlichen zu bewahren.

Dieß Fest war eine jährliche Weihung und Entsündigung des Hirten und der Heerde. — Die Vergehungen, deren ein Hirt sich schuldig machen konnte, waren nähmlich, wenn er unversehens unter einem heiligen Baume, oder auf Plätzen, wo Todte verbrannt waren, geweidet hatte; wenn er in einen Hain getreten war, wo die Nymphen oder der Ziegenfüßige Pan, durch seine Blicke verscheucht waren.

Wenn er einen Zweig aus einem heiligen Haine entwandt hatte, um einem kranken Schaafe dadurch zu helfen; wenn er bey einem Hagelwetter die Heerde an einem Tempel auf dem Felde hatte Schutz suchen lassen; oder wenn diese etwa den

Nymphen die klare Fluth getrübt, und dadurch ihren Zorn erweckt hatten. —

Alle diese Vergehungen auszusöhnen, flehte man die Göttin Pales an, und bath sie, die Heerden nicht entgelten zu lassen, was der Hirt verschuldet; auch gelobte man aufs neue, daß man sich auf alle Weise hüthen wolle, die Dryaden und die Waldgötter zu Gesicht zu bekommen.

So leicht und unschuldig nun diese Vergehungen waren, so leicht war auch das Versöhnungsmittel: Am Tage vor dem Feste theilte nähmlich die Vestalin dem Volke die Asche von den unzeitigen Kälbern aus, welche bey den Fordicidien verbrannt waren. Diese Asche ward auf glühende Kohlen geschüttet, und Pferdeblut daraüf gegoßen; dann ward Bohnenstroh angezündet, und der Hirt sprang dreymahl über die Flamme hinweg; das war die Entsündigung des Hirten.

Die Heerde ward nach dem Abendfutter aus dem Stalle gelassen, und der Hirt besprengte sie mit einem Lorbeerzweige mit reinem Wasser; man zündete Schwefel an; der Stall ward ausgefegt und ausgeräuchert; die Thüren desselben schmückte ein großer frischer Kranz; und nun ward der milden Pales ihr Opfer dargebracht, welches aus einem Kuchen von Hirse, einem Körbchen mit Hirse, und einem Gefäß voll Milch bestand.

Man flehte die Göttin an, sie wolle den Hirten und die Heerde, und die wachsamen Hunde erhal-

ten; den Wolf verscheuchen; Gras und Kräutern Gedeihen geben; zarte Wolle den Lämmern; dem Euter volle Milch; daß des Gewinnstes sich der Landmann freue; dann wolle man übers Jahr wieder große Kuchen backen, und ihr, der guten Pales, wieder ein Opfer bringen.

Eine neuere Art Palilien, welche noch jetzt, obgleich nicht der Göttin Pales zu Ehren, in Rom gefeyert werden, machen mit den alten einen angenehmen Kontrast. Nicht weit von Maria Maggiore ist nähmlich eine Kirche und Kloster, wohin jährlich mit Pferden, Eseln, Maulthieren u. s. w. eine Wallfahrt angestellt wird, damit die Thiere ebenfalls durch Besprengung aus dem heiligen Weihkeßel vor allen übeln Zufällen in dem künftigen Jahre gesichert werden.

Der Kirche gegenüber auf einem Balkon erschallt, so lange die Feyerlichkeit dauert, eine frohe Musik; die Thiere, welche zur Besprengung hinzugeführt werden, sind mit Bändern schön geschmückt. Die vornehmsten römischen Equipagen fahren eine nach der andern heran, und lassen an ihrem Vorspann die Ceremonie vollziehn, weil man der Besprengung vorzüglich die wohlthätige Einwirkung auf die Natur der Pferde zuschreibt, daß sie binnen dem ganzen Jahre nicht scheu oder flüchtig werden.

Die Römer sind in diesen ihrem Volksglauben noch vor nicht langen Jahren durch einen Zufall bestärkt worden, der einem Fremden begegnete, wel-

cher sich an diesem Tage, ungeachtet der Ermahnung seines Kutschers, der Ceremonie nicht unterziehen wollte, sondern dem Kutscher zu einer Spazierfahrt anzuspannen Befehl gab. Kaum saß der Kutscher auf dem Bock, so wurden die Pferde scheu; der Kutscher stürzte, und blieb todt; der frevelnde Fremde kam mit einer gefährlichen Kontusion davon, und fuhr seitdem sehr andächtig an dem bestimmten Tage mit seiner Equipage vor, um seine Pferde mit den Tropfen des geweihten Wassers besprengen zu lassen, das selbst Thieren Zahmheit und Sanftmuth einflößt.

Der weihende Priester bey dieser Ceremonie ist gemeiniglich ein junger Geistlicher, der eine Art von Besen oder zusammengebundene Reiser in den Weihkessel taucht, und gegen Erlegung einer Kleinigkeit an Gelde, oder sonstigen Geschenkes, die Thiere, welche herzugeführt werden, sehr reichlich benetzt, so daß auch die Kutscher, Eseltreiber u. s. w. nicht leer ausgehen, und junge Mädchen, die vorbey kommen, mit schalkhafter Miene von dem jungen Priester zum Scherz besprengt werden.

Die Musik auf dem Balkon, die vielen und reichen Equipagen, die andächtigen Landleute, welche ihre mit Bändern geschmückten Thiere herzuführen, die Menge der Spazierengehenden, der Fußboden der Kirche mit grünen duftenden Blättern bestreut, die schöne Jahreszeit, und das Lachende und Frohe dieses Festes selber, geben ihm einen vorzüg-

lichen Reitz, worüber man das Lächerliche selbst vergißt, und durch die allgemeine fröhliche Stimmung sich mit erheitert fühlt.

Am 23sten April.

Die Vinalien.

An diesem Tage eröffneten die Römer ihre großen irdenen Weingefäße, welche von der Höhe eines Menschen waren, wie man sie noch in dem Keller von den Ruinen eines Landhauses bey Pompeja siehet; in einem solchen großen irdenen Faße findet man auch auf antiken Basreliefs den Diogenes abgebildet.

Bey der Eröffnung dieser Gefäße nun wurde dem Jupiter auf dem Hausaltare, der ihm geweihet war, ein Becher von dem Weine geopfert, wobey man sich dankbar an ein uraltes Gelübde zurückerinnerte.

Nach dem Tode des Aeneas hatte nähmlich einst der siegreiche Tuscische König von den Lateinern als eine Friedensbedingung verlangt, daß sie allen Wein, der in ihrem Land wachse, nach Etrurien liefern sollten. Die Lateiner hierüber aufgebracht, verbanden sich zu einer neuen Gegenwehr, und weihten lieber allen ihren Wein dem Jupiter, als daß er dem Feinde zur Beute werden sollte.

Da sie nun den Sieg erhielten, so beobachteten sie seit der Zeit das Gelübde, welches sie dem Jupiter gethan, wenigstens einigermaßen dadurch, daß sie der schützenden Gottheit, die ihres Weins nicht bedurfte, ihren dankbaren Willen zeigten, indem sie einen Becher voll aus jedem Faße ihm zum Opfer darbrachten, und dadurch den ungestraften Genuß des übrigen Weins, der ihm eigentlich auch gehörte, sich erbathen.

An eben diesem Tage wurde auch das Fest der Venus Erycina von den Töchtern der Freude gefeyert. Ihr Tempel lag vor der Stadt bey dem Kollinischen Thore. Man opferte ihr angezündeten Weihrauch; schmückte ihre Bildsäule mit Myrthenzweigen, und bekränzte sie mit frischen Rosen. Dann richtete man Gebethe und Gelübde an die Göttin, daß sie die Kunst zu gefallen, ihren Verehrerinnen ertheilen möchte.

Am 25sten Aprill.

Die Robigalien.

Um diese Zeit, wo in jenem Klima, der Rost oder Brand das Getreide am öftersten angreift, wurde dem Robigo, einem Wesen der Einbildungskraft, das man sich selbst sowohl schadenstiftend als schadenverhüthend dachte, ein Opfer dargebracht, um es zu versöhnen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Es war im Grunde die allesbelebende Natur selber, welche man um diese Jahreszeit, unter der besondern Benennung Robigo sich geneigt zu machen suchte. Auch die Einsetzung dieses ländlichen Festes schreibt sich von Numa her, welcher die religiöse Aufmerksamkeit so viel wie möglich unmittelbar auf die umgebende Natur, auf die fruchtbringende Erde, die belebende Sonnenwärme, Aussaat und Ernte, und den dankbaren Genuß der Gaben aus dem Schooße der Erde, zu lenken suchte.

Gleichsam als eine Anspielung auf die brennende, das Getreide versengende Hitze des Hundssterns, wurde dem Robigo eine noch saugende röthliche Hündin geopfert. — Der Opferpriester, von den Opferdienern und den römischen Bürgern, welche Landgüter besaßen, begleitet, ging in Prozession mit dem Opfergeräth aus dem Katularischen Thore, in den dem Robigo geweihten Hain.

Hier flehte der Priester die Gottheit an, die Saaten zu bewahren, der Ernte Gedeihen zu geben; dann zündete er Weihrauch an; goß Wein aus dem Opferkruge in die Opferschale; und brachte, außer der röthlichen Hündin, noch ein zweyjähriges Schaaf der Gottheit zum Opfer dar.

In dem Gebethe, das ein römischer Dichter dem Opferpriester in den Mund legt, wird Robigo auf eine naive Art angefleht, er solle lieber

Bayerische Staatsbibliothek München

die Schwerter in den Scheiden, als das Getreide auf dem Felde, mit seinem Rost angreifen.

Robigo wird auch als ein furchtbares Wesen angeredet; der Landmann zittert, daß er sich auch sein Getreide zum Augenmerk möchte genommen haben. Der bethende Priester sagt: Laß es dir genug seyn, daß du schaden kannst! und wenn du ja etwas zerstören willst, so zerstöre das Zerstörende, nähmlich das Eisen.

Am 28sten April.

Die Floralien.

In dem Blumenmonathe ward auch der Göttin Flora zu Ehren ein Fest gefeyert. Alle Häuser waren an diesem Feste mit Blumenkränzen geziert, und alle Tische damit bestreut. Man bekränzte sich mit Blumen, und sang fröhliche Lieder auf den Straßen. Die Blumenwelt wurde gleichsam in sich selbst, und in ihr die erzeugende und schaffende Kraft verehrt, die außer dem nährenden Halme, auch das duftende Veilchen, und die Rose hervorbringt.

Man brachte der Flora kein andres Opfer dar, als den frohen Genuß des Lebens selber, den die schönste Jahreszeit unter den Einflüssen dieser wohlthätigen Gottheit begünstigte. — Man sieht noch jetzt in der Gegend der Villa Ludovisi in Rom die Ruinen

von dem Cirkus der Flora, wo junge Mädchen Tänze hielten, und furchtsame Rehe und Haasen zu haschen suchten, um den Augen des Volks ein ergötzendes Schauspiel darzubiethen, wobey die Lust denn freylich ausschweifte, und gleich der Frühlingspflanze zuweilen in üppige Blühte schoß.

Indeß war es Fröhlichkeit allein, und uneingeschränkter Genuß des Lebens, wodurch man bey diesem Feste die Gottheit selber zu versöhnen, und sie sich geneigt zu machen suchte; denn man dachte sich die Flora, als ein mächtiges Wesen, unter dessen Einflüssen auch Getreide, Baumfrüchte, Wachs und Honig, Oel und Wein stand.

Man stellte daher die Spiele der Flora zu Ehren, auf das Anrathen der sybillinischen Bücher, nach einem Mißwachs an, um dadurch den Schaden vorzubeugen, dem die Blühte des Getreides oder der Obstbäume durch Mehlthau und widrige Witterung ausgesetzt ist. Auch erneuerte man diese Spiele mit desto größrer Sorgfalt wieder, wenn etwa, nachdem man sie eine Zeitlang unterlassen hatte, Dürre und Mißwachs einfiel.

Merkwürdig ist es immer, daß man in den Festen der Alten die erzürnten Götter, statt durch Buße und Kasteyung, durch Fasten und dergleichen, vielmehr durch Fröhlichkeit und frohe Spiele wieder zu versöhnen suchte.

Die Besorgung dieser Spiele war sehr ansehnlichen obrigkeitlichen Personen, nähmlich den Aedilen, aufgetragen, welche diese Ehre sehr theuer bezahlen und einen ungeheuren Aufwand machen mußten, indem sie dem römischen Volke an den Floralien Erbsen und Bohnen austheilten, und also gewissermassen die wohlthätige Gottheit repräsentirten, der zu Ehren diese Spiele gefeyert wurden.

Selbst der ernsthafte, strenge Kato war bey dieser Feyer nachsichtsvoll. Als er nähmlich einst im Cirkus zugegen war, und bemerkte, daß man in seiner Gegenwart Scheu trug, sich ganz der ausschweifenden Freude zu überlassen, so entfernte er sich, um das Austoben der einmahl aufgeregten Lust des Volkes nicht länger zu verhindern.

Am 30sten Aprill.

Das Fest der Palatinischen Vesta.

Dieß war eins der neuern Feste der Römer, welches erst vom Augustus gestiftet wurde, als er der Vesta in dem prächtigen von ihm erbauten Tempel des Apollo auf dem palatinischen Berge zugleich einen Platz anwies. Die Göttin bekam nun von ihrem neuen Aufenthalte den Zunahmen, die Palatinische, so wie in neuern Zeiten die Jungfrau Maria von den Plätzen, wo sie verehrt wird,

ebenfalls ihre Zunahmen erhält, als St. Maria in Campitelli, die heilige Jungfrau in der Gegend des Kapitols, oder die Kapitolinische Jungfrau.

Von den Festen im May.

Am 1sten May.

Das Fest der Laren und der guten Göttin.

Den Laren oder schützenden Hausgöttern wurde am ersten May ein Opfer dargebracht, weil ihnen vor uralten Zeiten an diesem Tage der erste Altar in Rom errichtet war. Wenn durch irgend etwas das ganz alltägliche und gewöhnliche Leben der Alten geweihet und an religiöse Ideen geknüpft wurde, so war es durch die Verehrung der Hausgötter, welche gleichsam das ganze häusliche Leben, den Frieden, die Ruhe und Sicherheit der bleibenden Wohnung bezeichneten.

Die Laren waren kleine Götterbilder, die ihren Platz auf dem gastfreundlichen Heerde hatten, der bey den Alten heilig gehalten wurde, und der Vesta, als der Göttin der wohlthätigen Flamme, gewidmet war. Zu den Füßen der Laren war ein

Hund von Stein gebildet, zwischen welchem und dem Hausgott man eine sehr naive Vergleichung anstellte, indem man beyde als Wächter und Beschützer des Hauses betrachtete; wie man denn überhaupt nach jenen Begriffen gerne die Thierwelt mit der Götterwelt verknüpfte, weil sich die ausgezeichneten Naturen und Eigenschaften der verschiedenen Thierarten am besten zu bedeutenden Symbolen schicken.

Unter dem Schutz der Laren stand auch die Zubereitung der Speisen auf dem geweihten Heerde. Von jeder Speise brachte man ihm ein kleines Opfer dar, und weihte dadurch den jedesmahligen Genuß der Nahrungsmittel, so, daß man nach einem schönen Sprichworte der Alten, zum Tische wie zum Altare ging.

Am ersten May wurde nun dem Schutzgott des Hauses ein frischer Blumenkranz aufgesetzt, weil der vorige bey der Hitze des Feuers längst versengt war; auch hing man am Kamin einen großen Kranz dem Lar zu Ehren auf. Uibrigens brachte man ihm täglich ein kleines Opfer dar, indem man Weihrauch anzündete, oder Dünkelkorn verbrannte, und ein wenig Wein vor ihm ausgoß.

Wenn aber ein Sohn oder eine Tochter aus dem Hause sich vermählte, und ihren Hochzeittag feyerte, so wurde dem Hausgott außerordentlich Weihrauch gestreut, und er wurde an diesem Tage, so wie am ersten May mit frischen Kränzen

geschmückt. — Auch waren dem Lar, so wie die Jahreszeiten abwechselten, noch besondere Opfer bestimmt; man brachte ihm entweder ein wenig Honig, einige Weintrauben, oder ein Stückchen von einem Kuchen dar; und in der Aerntezeit setzte man ihm statt des Blumenkranzes einen Kranz von Aehren auf.

In sofern der Lar das ganze häusliche Leben, oder alles was mit einer bleibenden Wohnung verknüpft ist, bezeichnete, sagte man von jemanden, der seine eigne häusliche Einrichtung hatte: er hat seinen eignen Laren, und wenn er von einer Reise wiederkehrte: er kehrt zu seinen Laren zurück. Diesen wurde denn auch von dem Rückkehrenden vor allen Dingen zuerst das gewöhnliche Opfer dargebracht, und der Hausgott, welcher nun zum erneuerten Genuß der häuslichen Freuden einlud, wurde auch frisch bekränzt.

Jeder der seine Wohnung veränderte, wies zuerst den Laren ihren Platz an, und brachte ihnen ein Opfer dar, um die neue Wohnung einzuweihen, welche nun dadurch unter der besondern Obhuth eines schützenden Genius oder höheren Wesens stand.

Man verehrte auch unter den Laren die Seelen der frommen Abgeschiedenen, die, nach einem alten Volksglauben, die Schutzgeister oder Genien der Lebenden geworden waren: woher sich wahrscheinlich auch die Dichtung schreibt, daß diese La-

ren Zwillingssöhne einer Nymphe Lalara und des Merkur wären, der diese Nymphe auf den Befehl des Jupiter, zur Strafe wegen ihrer Geschwätzigkeit, in die Unterwelt habe führen müssen, wo sie ihrer Zunge beraubt worden sey, und Merkur die Laren mit ihr erzeugt habe.

Die den Laren geweihten Plätze in den Häusern der Großen hießen Lararia, und enthielten gleichsam ein Heiliges und Allerheiligstes. In dem letztern waren die geweihten Schutzgötter des Besitzers, in dem ersten die Abbildungen vorzüglicher Menschen, eines Plato, Homer, Aristoteles, Sokrates, aufgestellt; und diese wurden gewissermaßen mit zu den Laren oder wohlthätigen Genien gezählt, so daß jedes Haus dadurch gleichsam zu einem Tempel geweiht war.

Das Fest der guten Göttin.

Dieß war ein eigentliches Keuschheitsfest, welches dem Anscheine nach den Bacchanalien entgegengesetzt war. Es wurde in der Nacht, in Gegenwart zweyer Vestalien in dem Hause einer obrigkeitlichen Person gefeyert, aus welchem sich alle Mannspersonen während dieser Feyer entfernen mußten. Alle Gemälde von Mannspersonen, und sogar von Thieren männlichen Geschlechts mußten abgenommen, oder mit einem Vorhange bedeckt werden.

Die gute Göttin selbst war ein geheimnißvolles Wesen, wovon der Begriff, so wie bey der Cybele, und andern ähnlichen Gottheiten nicht genau bestimmt war. Man dachte sie sich unter andern als die Vermählte des Faunus, die eine der ältesten Gottheiten Latiums war.

Eine alte Dichtung lag bey dieser Feyer zum Grunde: wie Faunus seine Gattin, da sie einmahl im Genuß des Weins ausgeschweift hatte, mit einem Myrthenstrauch grausam züchtigte. Obgleich das Haus mit Weinranken ausgeziert war, so wurde doch der Wein, den man zugedeckt in einem Gefäße vor der Bildsäule der Göttin hinstellte, nicht Wein sondern Milch genannt. Man hüthete sich, selbst den Nahmen des verderblichen zur Ausschweifung verleitenden Getränkes auszusprechen.

Am 9ten May.

Die Lemurien.

In nächtlicher Stille suchte man die Manen oder Geister der Abgeschiedenen zu versöhnen, indem man ohne Schuhe mit leisem Tritt im ganzen Hause umher ging, und schwarze Bohnen über den Kopf hinter sich warf, wobey man die Worte wiederhohlte: mit diesen Bohnen löse ich mich selber und die Meinen! Man flehte die Manen an, die Ruhe der Lebenden nicht zu stören; und wenn

man sich dann dreymahl die Hände gewaschen hatte, schlug man an ein kupfernes Gefäß, durch welches Geräusch man sich die Geister dann ganz verscheucht dachte, so daß man nun das Jahr über ohne Furcht vor schrecklichen Erscheinungen blieb, indem man durch diese Ceremonie alles gethan zu haben glaubte, um die Verstorbenen zu besänftigen.

Uibrigens war es der Gedanke an eine Art von Blutschuld, die von der Ermordung des Remus noch auf dem Volke haftete, welcher zu diesem Feste die erste Veranlassung war, und demselben den Nahmen gab; denn eigentlich hieß es die Remuren, welcher Nahme nachher, wegen der Leichtigkeit der Aussprache, in Lemurien verwandelt wurde. Es war der blutige Schatten des ermordeten Remus, der nach einer alten Sage, seinen Pflegeältern, dem Faustulus und der Akka erschien, und zur Erneurung seines Andenkens ein jährliches Todtenopfer für sich begehrte, welches darauf Romulus, um den Schatten seines Bruders zu versöhnen, unter dem Nahmen der Remurien stiftete.

Am 12ten May.

Das Fest des rächenden Mars.

Eines der neueren Feste, welches mit Wettrennen im Cirkus an den Tag der Einweihung des

Tempels gefeyert wurde, den Augustus auf dem römischen Forum, dem rächenden Mars gewidmet hatte.

Augustus hatte diesen Tempel dem Mars gelobt, da er zuerst die Waffen ergriff, um Cäsars Tod zu rächen. Er ließ ihn nachher mit erstaunlicher Pracht aufbauen. Jetzt sieht man keine Spur mehr davon. Auf dem Grunde desselben steht die Kirche St. Luka, bey welcher sich die Akademie der Maler und Bildhauer befindet.

Am 15ten May.

Der Griechen Tod, und das Merkursfest.

In der grauen Vorzeit, als noch die alte Stadt Saturnia auf den Hügeln Roms stand, wurden, nach einem Ausspruch des Orakels, dem Pluto und Saturnus jährlich Menschenopfer dargebracht, und diejenigen, welche zu diesem Opfer bestimmt waren, warf man in die Tiber.

Bis Herkules, der auf seinen Zügen die Ungeheuer und auch den Aberglauben vertilgte, in diese Gegend kam, und den abscheulichen Gebrauch abschaffte, indem er die Griechen, welche damahls diesen Hügel bewohnten, lehrte, daß sie statt der Menschen, Puppen von Binsen in die Tiber werfen sollten, welches den Göttern weit angenehmer, und auch ihr Wille sey.

Diese schöne That richtete Herkules unterwegens aus, da er die Rinder des Geryon aus Gades hohlte, um sie dem Eurystheus nach Mycene zu bringen. Die Römer beobachteten nachher beständig diesen alten Gebrauch, und warfen am 15ten May in Begleitung der Vestalinen und obrigkeitlichen Personen eine bestimmte Anzahl von Binsen geflochtener Puppen von der heiligen Brücke in die Tiber, so daß dieß Fest eine immerwährende Erinnerung an die Abschaffung jenes grausamen Gottesdienstes war, und durch diese Art von spielender Verehrung, womit die Gottheit nach den besseren Begriffen sich begnügte, dieselbe in einem mildern Lichte darstellte.

Das Merkursfest.

Am 15ten May war dem Merkur ein Tempel geweihet; deßwegen war dieser Tag ihm heilig. Auch führt dieser Monath selber, nach der gewöhnlichen Meinung der Alten, von der Maja, des Atlas Tochter und der Mutter des Merkur, den Nahmen.

An diesem Tage brachten vorzüglich die Kaufleute dem Merkurius Opfer dar, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen, und ihre Unternehmungen beglücken möge.

Vor dem Kapenischen Thore war nähmlich ein dem Merkur geweihter Brunnen. Bey diesem ver-

sammleten sich die Kaufleute mit gegürteten Kleidern, und ein jeder brachte von seinen Waaren mit. Sie schöpften mit einer Urne Wasser aus dem Brunnen, und besprengten mit einem feuchten Lorbeerzweige sich selber und die mitgebrachten Waaren, um ihre Vergehungen im vorigen Jahre auszusöhnen.

Ein römischer Dichter, der dieß Fest beschreibt, legt den Kaufleuten schalkhaft ein Gebeth in den Mund, welches von ihnen an den Merkur gerichtet wurde, den sie ohngefähr mit folgenden Worten anflehten:

Wasche ab die Meineide in meinem vergangnen Leben, und die falschen Worte am vergangnen Tage! Wenn ich irgend einen Gott oder eine Göttin zum falschen Zeugniß gerufen habe, so müssen nun die Winde den falschen Schwur verwehen! Gib mir aber Gewinn, und laß des Gewinnstes mich erfreuen!

Merkurius, sagt der Dichter, lächelt dieser Bitte von seinem hohen Sitze, des Raubes der Rinder eingedenk, die er als Knabe schon dem Apoll entwandte. — Merkur selber war nichts weniger, als eine moralische Gottheit; Verschlagenheit und Gewandtheit war der Hauptzug in seinem Wesen, und die Dichtungen schildern ihn, wie er von seiner Geburt an schon auf listige Unternehmungen sinnt, die er mit Geschicklichkeit und Klugheit ausführt. Diese Klugheit, welche nicht auf

den Zweck sieht, wenn nur die Mittel wohl gewählt sind, war es eben, welche er ausschließend auf eine sinnbildliche Weise bezeichnete.

Mit dieser List und Verschlagenheit war nun aber auch die Hervorbringung aller nützlichen Künste, deren Erfindung man ihm zuschrieb, verbunden. Durch die Kunst nach Regeln zu ringen, welche er zuerst die Menschen lehrte, gab er dem Körper Behendigkeit, so wie er durch die Redekunst den Gedanken erst ihr Gewand und der noch unberedten Zunge ihre Geschmeidigkeit gab.

Da man nun aber in jenen Zeiten zwischen Recht und Unrecht noch keine so scharfe Grenzlinie gezogen hatte, so knüpften sich an die Idee von der Redekunst auch leicht die trügerischen Worte, welche die Dichter dem Gott der Rede in den Mund legen; und selbst die Diebstähle des Merkur hatten in der Vorstellungsart der Alten nichts Anstößiges, in sofern man ihn einmahl als ein bloßes Symbol der gewandten Klugheit und behenden List sich dachte.

Am 24ten May.

Die Flucht des Opferkönigs.

Schon am 23sten Februar wurde zum Andenken der Verjagung des Tarquinius Superbus die Königsflucht gefeyert. — Der Opferkönig war

es, welcher allein in Rom noch den seit jener Zeit so verhaßten Königsnahmen führte.

Damit nun selbst dieser Nahme der Freyheit nie gefährlich würde, so durfte der Opferkönig weder ein obrigkeitliches Amt begleiten, noch Anreden an das Volk halten; ja er mußte sogar, wenn er bey den Komitien das Opfer verrichtet hatte, gleichsam als ob die öffentliche Rache ihn verfolgte, von dem Forum die Flucht nehmen.

Um diese Flucht aber recht auffallend zu machen, wurde am 24sten May ein eignes Fest gefeyert, wo der Opferkönig so schnell wie möglich nach vollbrachtem Opfer entfliehen und sich verbergen mußte, weil er weder Recht noch Freyheit hatte, öffentlich zu erscheinen. Durch ein solches Schauspiel wurde der Haß gegen die alte Tyranney, bey dem Volke, jedesmahl wieder aufgeweckt, und ihm seine Freyheit theuer erhalten.

Am 25sten May.

Das Fest der Fortuna Publika.

Schon von den ältesten Zeiten her wurde die Glücksgöttin von dem römischen Volke vorzüglich verehrt, und führte hier mit Recht den Nahmen Fortuna Publika, weil dieser Staat, vor allen andern vom Glück begünstigt, von dem kleinsten Anfange den ungeheuersten Zuwachs nahm, und

zu-

zuletzt der mächtigste auf Erden ward. — Es war nicht allein ihr unüberwindlicher Muth und ihre Tapferkeit, welcher die Römer die Ausbreitung ihrer Macht zuschrieben, sondern sie traten auch dem Glück bescheiden seinen Theil ab.

Von den Festen im Junius.

Am 1sten Junius.

Das Fest der Juno Moneta, Göttin Carna, Mars, u. s. w.

Nach der gewöhnlichen Meinung führte der Junius von der Juno, so wie der May von der Maja, der Mutter des Merkur, den Nahmen. Weil aber das römische Volk in jeder seiner Classen in die Aeltern und Jüngern, Majores und Juniores eingetheilet war, und die Monathe May und Junius gerade auf einander folgen, so ist auch die Meinung nicht unwahrscheinlich, daß beyde Monathe von jenem Volksunterschiede ihren Nahmen führen.

Das Fest der Juno Moneta.

Am ersten Junius wurde nun die Einweihung des Tempels der Juno Moneta gefeyert, der

auf dem Kapitolinischen Berge, auf demselben Flecke stand, wo der unglückliche Patricier Manlius gewohnt hatte, der einst Roms Retter war, und demohngeachtet, weil er sich zu Schulden kommen ließ, nach der Königswürde zu streben, von dem römischen Volke zum Tode verurtheilt, und von dem Tarpejischen Felsen herabgestürzt ward. Sein Haus wurde dem Erdboden gleich gemacht, und kein Patricier durfte mehr auf dem Kapitolinischen Berge wohnen.

Das Münzwesen stand unter der Aufsicht und dem besondern Schutze der Juno Moneta; auch wurde in oder bey ihrem Tempel das Geld geprägt, und noch jetzt heißt auf den neuen Grundrissen vom alten Rom, der Platz, wo dieser Tempel auf dem Kapitolinischen Berge stand, Zecoa vechia oder die alte Münze.

Das Fest der Göttin Carna.

Die Göttin Carna wurde schon in uralten Zeiten in Latium verehrt. Als Nymphe führte sie ehemahls den Nahmen Grane, und bewohnte den Helernischen Hain, wo sie alle ihre Liebhaber täuschte, indem sie dieselben, unter dem Vorwande ihre Liebe zu begünstigen, in eine mit Gesträuch verwachsne dunkle Höhle lockte, und alsdann sich schnell und tief verbarg, daß die Betrognen vergeblich ihren Schlupfwinkel zu entdecken suchten.

Als nun selbst Janus einst ihr seine Liebe erklärte, nöthigte sie auch diesen in die Höhle; allein dießmahl schlug ihre List ihr fehl: denn dem Janus kam hier seyn doppeltes Antlitz zu statten, womit er zu gleicher Zeit vorwärts und zurückblickte, und vor welchem die Nymphe vergeblich zu entfliehen suchte.

Als sie nun dem Gott ihre Liebe schenkte, gewährte er ihr dafür die Gabe, den Nahrungsmitteln, und dem körperlichen Wachsthum Gedeihen zu geben, alles Schädende und vorzüglich die nächtlichen Raubvögel von den Wiegen der Kinder zu verscheuchen, welche Wohlthat sie, nach einer alten Sage, dem Prokas Silvius, einem Königssohne in Latium erwies, von dem sie die Nachteulen, die seinen Leib und sein Gesicht zerfleischen wollten, abwehrte.

Man opferte dieser Göttin an ihrem Feste Bohnen, Mehl und Speck. Es waren die ältesten, einfachsten Speisen, welche zugleich an das Alterthum dieser Gottheit erinnerten, deren Verehrung sich gleichsam noch aus der ersten Kindheit der religiösen Vorstellungsart der Alten herschrieb.

Junius Brutus, Roms Befreyer, welcher den Tarquinius Superbus verjagte, ehrte diese Göttin vorzüglich, und dankte ihr die Erhaltung seines Lebens unter so viel Gefahren. Er brachte ihr daher nach der Vertreibung der Könige am 1sten Junius ein Opfer dar, welches man seit dieser Zeit ihr zu bringen nie versäumte.

Dieß Fest erinnerte vorzüglich an die alten Zeiten, an den einfachen Gottesdienst, und zugleich an die Mäßigkeit der alten Römer, die sich durch grobe nahrhafte Speisen nur zu sättigen, und noch durch keine Mannigfaltigkeit und Abwechselung des Genusses, den Gaumen zu reizen suchten.

Das Marsfest.

Vor dem Kapenischen Thore, welches jetzt die Porta St. Sebastiano heißt, war dem Mars ein Tempel erbaut, dessen Einweihung ebenfalls an diesem Tage gefeyert wurde. Hundert Säulen unterstützten diesen prächtigen Tempel, der mit Palmbäumen umgeben war, von denen noch jetzt die kleine Kirche, welche auf dem Grunde des zerstörten Tempels erbauet ist, die Kirche der Madonna von den Palmen heißt.

In dem Tempel des Mars befand sich ein wunderbarer Stein, welcher Lapis manalis, der Stein der Manen hieß, weil er über einer Oeffnung lag, welche man für einen Ein- und Ausgang der Schatten aus der Unterwelt hielt.

In der Kirche, die auf den Ruinen dieses Tempels gebauet ist, befindet sich auch ein Stein, welcher nach einem andern gebildet ist, in den die Fußtapfen Jesu gedrückt sind, der nach der Tradition dem heiligen Petrus, welcher vor dem Nero flohe, gerade auf diesem Flecke mit dem Kreuz auf

den Schultern entgegen kam, und von ihm angeredet wurde, domine quo vadis, Herr wo gehest du hin? Welche Worte ebenfalls eine Benennung dieser Kirche geworden sind.

Das Original aber von dem Steine, worin die Fußtapfen eingedrückt sind, wird in der Hauptkirche des heiligen Sebastian aufbewahrt. Indeß wird aber auch diese Kopie sehr verehrt, und die nachgebildeten Fußtapfen in derselben werden von tausend Lippen mit heißer Andacht geküßt.

Die Versöhnung der Stürme und Ungewitter durch Opfer und Gebethe.

Weil am 1sten Junius einst eine römische Flotte einen gefährlichen Sturm, der sie beynahe zu Grunde richtete, erlitten hatte, so wurde auch diese Naturbegebenheit, die man sich unter dem Bilde eines persönlichen Wesens dachte, an diesem Tage, ein Gegenstand der Verehrung.

Man sieht, wie dieser Gottesdienst, gleichsam ein Spiel mit der leblosen, undenkenden Natur war. So wie der Landmann unmittelbar die Mutter Erde, die er umpflügte, um Gedeihen zu der Aussaat anfleht, so suchte der Seemann unmittelbar Stürme, Wind und Wetter, und das Meer das er befahren mußte, zu versöhnen und sich geneigt zu machen, um nun desto sicherer und mit

mehrerem Muthe der drohenden Gefahr sich auszusetzen.

Auf dem Kapitol in Rom siehet man noch drey kleine Altäre, welche bey dem Hafen von Antium ausgegraben sind; auf dem erstern befindet sich eine Abbildung des Neptun, der einen Delphin mit der Rechten, und mit der Linken den Dreyzack hält, mit der Inschrift: Ara Neptuni, der Altar Neptuns; auf dem zweyten ist ein Schiff dargestellt, welches bey günstigem Winde, mit aufgespanntem Segel die Wellen durchschneidet, und auf dem Altar steht die Inschrift: Ara Tranquillitatis, der dem heitern Wetter geheiligte Altar. Auf dem dritten siehet man den Aeolus fliegen, wie er im Begriff ist, die Stürme zu erregen, mit der Inschrlft: Ara Ventorum, der den Stürmen gewidmete Altar.

Am 3ten Junius.

Das Fest der Bellona.

Auch der wilden Kriegsgöttin war ein Tempel, aber außerhalb der Stadt, geweiht, weil innerhalb der Mauren Eintracht herrschen, und der Krieg nur gegen Feinde des Vaterlandes sich kehren sollte.

Noch drey antike Säulen von dem Tempel der Bellona zeigt man jetzt in Rom, in dem Hofe ei-

nes Hauses in einer kleinen schmutzigen Straße, nicht weit von dem Portikus der Oktavia, in dessen Ruinen sich jetzt der Römische Fischmarkt befindet.

Hier weist man auch der sogenannten Colonna Bellica oder Kriegssäule ihren Platz an, von welcher, im Fall einer Kriegserklärung, der Fetialis oder Bundespriester, eine Lanze nach der Gegend warf, wohin der Kriegszug gerichtet werden sollte.

Von dem Tempel der Bellona hatte man die Aussicht auf den Cirkus Flaminius, welcher in dem Umfange lag, den jetzt größtentheils der Pallast Matthei einnimmt. Diese ganze Gegend des neuern Roms aber, lag damahls, als das alte Rom sich noch auf seine Hügel beschränkte, außerhalb der Stadt.

Die Feldherrn, welche triumphiren wollten, mußten hier, außerhalb der Stadt im Tempel der Bellona, erst den Senat und dessen Entscheidung über ihr Gesuch erwarten; auch wurden die fremden Gesandten im Tempel der Bellona vom Senat empfangen.

Die Kriegsgöttin, welche mit fliegenden Haaren, eine Geißel oder Fackel in der Hand, abgebildet wurde, ward durch rasende Gebehrden, Verwundung der Arme, u. s. w., auf eine ähnliche Art, wie die Göttin Cybele von ihren Priestern verehrt.

Am 4ten Junius.

Das Fest des Herkules.

An dem einen Ende der Flaminischen Rennbahn stand der Tempel der Bellona, und an dem andern Ende war dem Herkules ein kleiner Tempel gewidmet, dessen Einweihung jährlich gefeyert wurde.

Dieser Tempel war an dem Orte, wo er stand, bezeichnend, in so fern man sich den Herkules als das Symbol der höchsten Körperkraft mit allen ihren Aeußerungen dachte, und also in den Spielen, die im Cirkus gefeyert wurden, gleichsam unter seinem Schutze, um den Preiß wetteiferte.

Auch war Herkules eine glückbringende Gottheit, an welchen diejenigen ihr Gebeth richteten, welche ihre Schätze gern vermehrt wissen wollten, oder sich gar einen Schatz zu finden wünschten. Wer daher dem Herkules den Zehenden gab, glaubte sein Geld auf Wucher ausgethan zu haben.

Herkules war auch die heilige Macht, bey der man schwur, und mit dem Ausdruck: mehercule! in der gewöhnlichen Rede etwas betheuerte.

Am 5ten Junius.

Das Fest des Sankus.

Auf dem Quirinalischen Hügel in Rom, den jetzt im Sommer der Pabst bewohnt, war schon

in uralten Zeiten dem Gott Sankus ein Tempel geweihet. Der Schwur bey diesem Sankus oder Semo Sankus war vorzüglich heilig, weil man sich unter dieser Gottheit die alte Treue selber gleichsam personifizirt dachte, weßwegen man den Sankus auch Fidius, oder deus Fidius, nannte. Herkules wurde ebenfalls unter dem Nahmen Sankus schon in den ältesten Zeiten verehrt, woher sich auch wahrscheinlich der Gebrauch schreibt, daß man beym Herkules am heiligsten schwur.

Am 7ten Junius.

Das Fischerfest.

Im Marsfelde auf dem grünen Rasen, am Ufer der Tiber, welches jetzt mit Häusern dicht verbaut ist, feyerten die Fischer in jener Zeit jährlich ihre eignen Spiele, entweder dem Flußgott selber, oder einer andern Gottheit zu Ehren. Der Römische Dichter, der diese Spiele sah, erwähnt sie bloß, ohne sie zu beschreiben.

Am 8ten Junius.

Die Verehrung des Mens.

Als einstmahls die unterjochten Karthaginenser sich empörten, und Rom mit einem Kriege bedroh-

ten, wurde dem Mens ein Tempel geweiht, um durch die Hoffnung des Sieges die Furcht vor dem Kriege zu verscheuchen; so daß es scheinet, als habe man sich unter dem Ausdruck Mens, nicht nur das denkende Gemüth, sondern auch selber den Muth gedacht, den man zu einer Gottheit personifizirte.

Auf die Weise stellte man sein eignes Wesen, und die Eigenschaften der menschlichen Seele wieder außer sich dar, und dachte sie sich als für sich bestehende Wesen, von denen man Hülfe und Beystand erflehen könne.

Am 9ten Junius.

Die Vestalien, oder die Verehrung der Vesta.

Vom Könige Numa wurde am linken Ufer der Tiber der Vesta ein Tempel geweiht, welcher von Zeit zu Zeit erneuert und wieder hergestellt, sich noch bis jetzt auf denselben Fleck erhalten hat, wo er nun in eine christliche Kirche verwandelt, und der Madonna del Sole oder der heiligen Sonnenjungfrau, gewidmet ist.

Dieser Tempel ist eine Rotunda, die von außen mit zwanzig kanellirten Korinthischen Säulen umgeben ist, und inwendig aus einer Mauer von schön zusammengefaßtem weißen Marmor besteht; die Säulen, welche diesen Tempel rund umher um-

geben, bilden gleichsam die Vorhalle desselben, weil zwischen ihnen und der innern Mauer noch hinlänglicher Zwischenraum zu einem Gange bleibt.

Diese Bauart hat der Tempel der Vesta in Tivoli, oder dem alten Tibur ebenfalls, nur daß dort die Säulen nicht so wie hier, durch eine moderne Wand verbunden sind, sondern frey stehen, und überhaupt ein schöneres Verhältniß zu dem Ganzen haben.

Der Tempel der Vesta an der Tiber aber ist besonders ehrwürdig wegen seines Alterthums. Das moderne Dach desselben ist sehr unansehnlich, und stimmt beynahe wieder mit der Beschreibung eines Römischen Dichters, von dem ältesten Tempel der Vesta, überein.

Dieser Dichter, der zu den Zeiten Augustus lebte, blickte damahls wieder in ein noch entfernteres Alterthum zurück, und vergleicht das eherne Dach des damahligen Tempels der Vesta, mit dem strohernen Dache desselben in jenen ältern Zeiten, und die Marmorwand mit derjenigen, welche man damahls von Binsen flochte.

Wenn man jetzt in diesen Tempel tritt, so lieset man gleich über der Thüre eine moderne lateinische Inschrift, daß dieser älteste Tempel vom Könige Numa Pompilius einer heidnischen Gottheit geweihet, nun aber dem wahren Gott gewidmet sey.

Die ganze marmorne Wand dieses kleinen runden Tempels ist inwendig weiß und leer, ohne alle Zierrathen, welches einen schönen Eindruck macht; die Decke aber, welche aus altem Holzwerk besteht, erinnert an den schon angeführten Tempel der Vesta, aus dem grauen Alterthum; eine einzige Lampe, die vom Gewölbe herabhängend, immerwährend brennt, stellt gleichsam das heilige Feuer wieder dar; und die unbefleckte Jungfrau, welcher dieser Tempel aufs neue geweiht ist, erweckt den Begriff von der keuschen Vesta, welche ehemahls hier verehrt wurde; so daß dieser antike Tempel, vor allen andern jene verflossenen Zeiten wieder ins Gedächtniß bringt, und einen so täuschenden Eindruck macht, daß man auf eine Zeitlang in das wirkliche Alterthum sich versetzt glaubt.

Ein kleiner Umfang dicht bey diesem Tempel, in welchem sich ein Haus und Gärtchen befindet, enthielt die Königliche Residenz des Numa.

Die Lage dieses kleinen Tempels überhaupt ist malerisch schön. Er stehet am Ufer des Flusses auf einem freyen Platze, in dessen Mitte sich eine Fontaine befindet. Die vorbeyströmende Tiber erinnert an die Worte des Römischen Odendichters: Wir sahen die gelbe Tiber, wie sie anschwellend ihr linkes Ufer überströmte, den Tempel der Vesta, und die Monumente des Königs zu zerstören drohte. —

Als Kirche scheint dieser Tempel nicht sehr gebraucht zu werden, weil er die meiste Zeit verschlossen ist. Man muß, wenn man ihn inwendig sehen will, an die Thüre eines benachbarten Hauses klopfen, aus welchem jemand kömmt der aufschließt, wofür man eine Kleinigkeit an Gelde entrichtet. Außer ihrer eigentlichen hat diese Kirche eine lange Zeit her die besondere Benennung: Zum heiligen Stephan von den Kutschen, geführt; sey es nun, daß viele Kutschen sich auf diesem Platze zu versammeln pflegten, oder daß die Kutscher den *heiligen Stephan* zu ihrem Schutzpatron gemacht *hatten.* — Genug, der alte Tempel der Vesta mußte auch mit diesem Nahmen prangen.

Der Dienst der Vesta schrieb sich aus dem entferntesten Alterthume her. Unter diesem Symbol wurde die Erde, oder nach einer andern Vorstellungsart die ganze Natur selbst, gleichsam in ihrem innersten Mittelpunct verehrt, aus welchem sich Leben und Wärme durch das Ganze verbreitet.

Man stellte daher auch die Vesta eigentlich unter keinem Bilde dar, sondern der runde Tempel, und der Altar mit der immer lodernden Flamme bezeichnete schon an sich die innwohnende Gottheit; wie denn die runde Form des Tempels der Vesta als eine symbolische Darstellung des Weltgebäudes, oder vielmehr der Himmelswölbung, von den Alten selbst erklärt wurde.

Nach der mythologischen Dichtung gab es eine ältere und eine jüngere, oder eine erste und eine zweyte Vesta. Die erste war die Vermählte des Uranus, und es scheint, als habe man sich unter ihr die Erde selbst mit dem umwölbenden Himmel gedacht; die zweyte oder jüngere Vesta war eine Tochter des Saturnus, uud der Rhea, und unter dieser dachte man sich insbesondere das wohlthätige Feuer, die innre belebende Wärme, welche die Früchte zur Reife bringt, und die Flamme auf dem heiligen Heerde; da hingegen Vulkan die zerstörende Gluht bezeichnet, der selbst die Härte des Stahls nicht widerstehen kann, und welche Häuser und Städte in die Asche legt.

Wie man nun überhaupt bey den mythologischen Darstellungen der Alten nichts weniger als Genauigkeit und Bestimmtheit fordern darf, sondern der eine Begriff sehr oft in den andern übergeht, und sich darin verliert; so scheint dieß auch bey der Vesta der Fall gewesen zu seyn, indem man sich die ältere und die jüngere zusammendachte, und die Einbildungskraft aus beyden gleichsam ein Wesen schuf: so, daß der runde Tempel auf die Figur der Erde, als die ältere Vesta, und die nie verlöschende Flamme, auf die wohlthätige Wärme, als die jüngere Vesta, anspielt.

Aus der Natur der Feuer, als des unfruchtbarsten Elements, das zwar alle Wesen durchglühet, aus sich selber unmittelbar aber nichts her-

vorbringt, suchte man die immerwährende Jungfrauschaft der jüngern Vesta zu erklären.

Uibrigens trägt dieser Feuerdienst, und die besondere Heiligkeit desselben ganz das Gepräge des Alterthums; auch war es eine schöne Idee, das Feuer, welches man sonst beständig bloß als etwas Nützliches betrachtet, nun auch einmahl um sein selbst willen, mit einer Art von Dankbarkeit, auf einem geweihten Flecke, durch Menschenhände immer lodernd erhalten zu lassen, ohne daß es weiter zu irgend einem Gebrauch oder Nutzen war.

Aeneas führte schon den Dienst der Vesta in Italien ein, und als nach Roms Erbauung die Stadt Alba gänzlich zerstört und dem Erdboden gleich gemacht wurde; so mußte dennoch auf der alten Stelle, der Vesta geopfert werden.

Ein kleines Bild der Pallas oder Minerva war, nach einer alten Sage, einst der Schutz von Troja, welches nicht eher, als nach Entwendung dieses Götterbildes, erobert werden konnte; sey es nun, daß Aeneas dieß Götterbild selbst entwandt, und es mit nach Italien gebracht, oder daß es auf andere Weise dorthin gekommen; genug, es befand sich nun in Rom, und wurde als das kostbarste Kleinod, und als das heiligste Unterpfand der Wohlfahrt des Staats betrachtet, die nun, so wie einst in Troja, von dem Besitz dieses kleinen Bildchens abhing.

Unter dem Nahmen Palladium wurde nun dieß Bildniß der Pallas in dem Tempel der Vesta, und unter dem Schutze derselben verwahrt, weil man keinen Ort wußte, der so sicher und heilig war, wie dieser, um ihm ein solches Kleinod anvertrauen zu können.

Als daher einst der Tempel der Vesta brannte, und die profane Flamme mit der geweihten sich vermischte, und die Vestalinnen ihre Hände rangen; so stürzte sich der Oberpriester Metellus durch die Flamme ins Heiligthum, wohin sonst jedem Manne der Zutritt untersagt war, flehte die Göttin an, sie möchte diesen Frevel ihn selbst nur büßen lassen, und rettete auf die Weise das Palladium, das Unterpfand des Staats, woran der Glaube des Römischen Volks sich festhielt, das bey den größten Gefahren nicht den Muth verlor, so lange es sich noch im Besitz dieses kostbaren Kleinods dachte.

Obgleich die Vesta eigentlich unter keinem Bilde verehrt wurde, so wurde sie dennoch zuweilen im Bilde dargestellt, wo sie denn in der Linken eine Fackel und in der Rechten das kleine Bild der Minerva, oder das Palladium, hielt. — Man dachte sich durch dieß Unterpfand die Gottheit selber gleichsam gebunden, die Stadt zu schützen, weil Troja, dessen Zerstörung doch Minerva selbst bewürkte, nicht eher fallen konnte, als bis dieß Götterbild entwandt war.

An

An die Idee vom Heerde, welche eigentlich die bleibende Wohnung oder das Haus bezeichnet und worauf das wohlthätige Feuer brannte, knüpfte sich natürlich die Vorstellung, daß die Vesta das Häuserbauen die Menschen gelehret habe.

Der Vesta war in alten Zeiten auch die Vorhalle oder der Vorhof des Hauses heilig, welcher daher Vestibulum hieß. In jenen Zeiten saß man noch beym Mahle auf langen Bänken vor dem Heerde, und glaubte, daß die Götter am Tische zugegen wären; so sagt der schon zum öftern angeführte Römische Dichter, der zu Augustus Zeiten lebte, und zwischen den alten und neuern Sitten der Römer mehrmahls Vergleichungen anstellt.

Selbst jetzt, erzählt er, ist von jener alten Sitte der Gebrauch noch übrig, daß die Landleute, wenn sie nach vollbrachter Arbeit, das Fest der Vakuna, oder der Göttin der Muße feyern, vor dem Heerde stehend oder sitzend ihr ländliches Mahl verzehren.

Vorzüglich erinnerte man sich nun an den Vestalien der Wohlthat des Brotbackens, da man sich in den ältesten Zeiten bloß mit getrocknetem und zerriebnen Korn hatte begnügen müssen, weßwegen man auch der Göttin Fornax, welche dem Dörren des Korns in den Oefen vorstand, ein eignes Fest feyerte, das schon vom Numa eingesetzt war; denn eben dergleichen Dinge, die den Menschen und seine Erhaltung so nahe angehn, waren durch

ihre Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit schon geheiligt.

Beynahe sechshundert Jahre lang von Roms Erbauung an, hatte man noch keine Bäcker, sondern nur Kornstampfer, und die Frauen im Hause verrichteten auf patriarchalische Weise das Backen; bis endlich die Bäcker aufkamen, und man anfing, zum Mahlen des Korns sich einer Art Mühlen zu bedienen, die von Eseln umgetrieben oder getreten wurden.

Dem wohlthätigen Feuer der Vesta verdankte man nun, daß es gelungen war, den Teig im Ofen zu Brot zu backen. Man brachte ihr für diese Wohlthat Opfer dar, und an ihrem Feste mußten die Esel in den Mühlen von ihrer Arbeit ruhen, und wurden sogar geschmückt, indem man ganz kleine Brötchen, die auf eine Schnur gezogen waren, ihnen um den Hals hing. Es gab außer diesem noch mehrere Feste bey den Alten, wo auch die Thiere von ihrer Arbeit ruhen mußten.

Wie heilig man dasjenige hielt, worauf die Ernährung des Körpers und die Erhaltung des Lebens beruhet, erhellet auch daraus, daß dem höchsten Jupiter selber unter dem Nahmen Jupiter Pistor oder Jupiter der Bäcker, auf dem Kapitolinischen Berge ein Altar geweihet war, auf welchem man ihm bey der Feyer der Vestalien ebenfalls Opfer darbrachte.

So wie aber die Alten überhaupt das Ernsthafte und Komische gern nebeneinander stellten, gab es auch noch eine alte Dichtung von der Vesta, welche mit dem Feyerlichen ihres Gottesdienstes, und mit dem hohen Begriffe, den man sich von ihrem Wesen machte, sehr abstechend ist.

Alle Götter und Göttinnen waren nähmlich einst bey der Mutter Cybele zu einem Gastmahl eingeladen, wozu sich auch Silen mit seinem Esel einfand. Man überließ sich die Nacht durch ganz der Freude, und dem Genuß. Einige der Götter und Göttinnen durchirrten taumelnd nach genoßnem Mahle die schattigten Thäler des Ida, einige spielten, andre tanzten, noch andre hatte der süße Schlummer übermannt.

Unter den letztern war auch Vesta, welche sanft auf dem grünen Rasen ruhte, als Priapus, der Beschützer der Gärten, sie schlafend fand — und damahls wäre es um die jungfräuliche Ehre der Vesta gethan gewesen, hätte der Esel des Silen sie nicht zufälliger Weise durch sein Geschrey geweckt.

So verhaßt nun seit der Zeit der Esel dem Priapus war, so sehr hatte er sich bey der Vesta in Gunst gesetzt. Dem Priapus wurde gleichsam zur Versöhnung ein Esel geopfert; statt daß der Vesta zu Ehren die Esel mit Blumen umkränzt, von ihrer Arbeit ruhten, und unter dem besondern Schutz der Göttin standen.

Noch ein besonderer Gebrauch wurde an den Vestalien von den Römischen Matronen beobachtet, daß sie nähmlich baarfuß nach dem Tempel der Vesta wallfahrteten; zur Erinnerung an die alten Zeiten, wo die Ufer der Tiber noch sumpfigt waren, und man nicht trocknes Fußes zum Tempel gehen konnte.

Die Priesterinnen der Vesta mußten, so wie die Göttin selber, unbefleckte Jungfrauen seyn, und man hielt diese priesterliche Würde vor allen andern vorzüglich heilig. Ein Theil der Verehrung der Gottheit selber fiel mit auf diese ihre Dienerinnen, welche durch die Aufbewahrung des Palladiums und durch die immerwährende Erhaltung des heiligen Feuers, gleichsam für die nach dem Volksglauben hiervon abhängige Wohlfahrt des Staates, durch die strengste Beobachtung ihrer heiligen Pflichten, beständig wachen mußten.

Dafür war aber auch ihre Macht und Ansehen vorzüglich groß. — Wenn ein Missethäter, der hingerichtet werden sollte, zufälliger Weise einer Vestalischen Jungfrau begegnete, so mußte ihm das Leben geschenkt werden. — Ein Zeichen von Würde, welches man sich nicht höher denken kann, und wodurch man sie gleichsam als höhere, erhaltende und schützende Wesen bezeichnete, denen selbst die Gerechtigkeit sich unterordnen mußte.

Bey den Vestalinnen fand, ohngeachtet ihrer Pflicht der Enthaltsamkeit, dennoch weiter nichts

Klösterliches Statt. Sie durften vielmehr ohne Tadel öffentlich erscheinen, und hatten sogar im Theater, in der Reihe, wo die vornehmsten Magistratspersonen saßen, einen ehrenvollen Platz. — Auch waren sie nicht auf Lebenslang an ihr Gelübde gebunden, sondern durften, wenn sie eine bestimmte Anzahl Jahre der Vesta gedient hatten, sich immer noch vermählen.

Auch hatten die Vestalischen Jungfrauen Einfluß auf den Staat, und ihre Empfehlung bey der Besetzung obrigkeitlicher Stellen war von nicht geringem Gewicht. — Ihrer waren auch nur sechs, und sie wurden in öffentlicher Volksversammlung wie obrigkeitliche Personen, gewählt. Uiber zehn Jahre durfte keine, die man wählte, alt seyn: Dann mußte sie die ersten zehn Jahre den Dienst der Vesta lernen, die zweyten zehn Jahre ihn verrichten, und die letzten zehn Jahre ihn wieder lehren. — Dann war sie ihrer Pflicht entlassen.

Diejenige aber, welche zur Vestalischen Jungfrau geweiht war, hörte in demselben Augenblick auf unmündig zu seyn, und bekam das Recht, ihr Vermächtniß selbst zu machen, indem sie, so wie der Oberpriester sie bey der Hand nahm, der väterlichen Gewalt und Aufsicht entzogen war.

Die Vestalinnen trugen das Haar gescheitelt, um die Schläfe eine Opferbinde, und ein langes Oberkleid. — Sie mußten aus einem den Musen geweihten Brunnen täglich Wasser hohlen, und den

Tempel damit besprengen; auch mußten sie das Salz und Dünkelkorn bereiten, dessen man bey den Opfern sich bediente. Ihr Hauptgeschäft aber war, das heilige Feuer brennend zu erhalten, und diejenige, welche es, wenn sie dabey wachte, verlöschen ließ, wurde mit Ruthenschlägen gezüchtigt.

Das verloschne Feuer zündete man durch Reibung wieder an, gleichsam um den elektrischen Funken wieder hervorzurufen, der die den Erdkreis durchglühende und fruchtbarmachende Vesta bezeichnete.

Wenn aber eine Vestalin das Gelübte der Keuschheit brach, so mußte sie unter fürchterlichen Ceremonien lebend ins Grab steigen. Sie wurde im völligen Leichenpomp in Begleitung ihrer Freunde zur Grabstätte ganz verhüllt hinausgetragen. Dort mußte sie in einer Kapelle, in welcher ein Bett, ein Licht, und Brot, Wasser, nebst Milch und Oel stand, nachdem der Oberpriester mit aufgehobenen Händen ein Gebeth verrichtet hatte, auf einer Leiter in eine tiefe Grube steigen. Man zog die Leiter in die Höhe. Dann ward sogleich die Grube nebst der Kapelle mit Erde überschüttet. Ganz Rom trauerte an einem solchen Tage, und betrachtete das Vergehen und die Strafe als ein Unglück, das dem ganzen Staate wiederfuhr.

Am 10ten Junius.

Die Matralien, oder das Fest der Göttin Matuta.

Schon der König Servius Tullius hatte der Göttin Matuta in der Nähe der Tiber einen Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest an diesem Tage von den Römischen Matronen gefeyert wurde, welche der Göttin in ihrem Tempel, dessen Schwelle keine Magd betreten durfte, frischgebackne Kuchen darbrachten.

Dieß Fest hatte seinen Ursprung in einer alten Sage, wodurch die Griechische Fabel in die Römische mit eingeflochten wird. Semele, die Tochter des Kadmus in Theben, hatte nähmlich vom Jupiter den Bacchus gebohren, welchen nach dem Tode der Semele, ihre Schwester Ino in seiner Kindheit pflegte. Die eifersüchtige Juno rächte sich an der unschuldigen Schwester, und flößte dem Athamas, dem Gemahl der Ino eine rasende Wuth ein, in welcher er seinen eignen mit der Ino erzeugten Sohn Learchus erschlug, und seine Gattin verfolgte, die mit ihrem andern Sohn Melicertes, den sie aus der Wiege nahm, vor ihm flohe, und zuletzt, da sie nicht weiter fliehen konnte, sich von einem Felsen bey Korinth mit ihrem Sohn ins Meer stürzte.

Die Meergöttinnen aber nahmen sie freundlich

auf, und trugen sie samt ihrem Sohne, auf dem Rücken des Meeres bis an die Mündung der Tiber, wo sie in einen dem Bacchus geweihten Hain traten, der vom Geheul der Bacchantinnen ertönte. Und hier erwachte die Eifersucht der Juno aufs neue; sie stiftete die Mänaden an, der Ino ihren Sohn zu entreißen.

Nun fügte es sich aber gerade, daß Herkules, ebenfalls von der Juno verfolgt, auf seinem Zuge von Gades mit den Rindern des Geryon in dieser Gegend anlangte, wo er das Geschrey der Ino hörte, und sie gegen die Wuth der Priesterinnen des Bacchus schützte.

Ino wurde nun von der Karmenta, der Mutter des Evander, der damahls den Palatinischen Hügel bewohnte, und seine Unterthanen, welches Hirten waren, auf eine patriarchalische Weise regierte, freundlich aufgenommen, und vor allen Dingen mit frischgebacknen Kuchen bewirthet.

Auf diesen Umstand gründete sich nun die Ceremonie, daß die Römischen Matronen der Göttin Matuta, unter welchem Nahmen die Griechische Ino verehrt wurde, ebenfalls, so wie damahls Evanders Mutter frischgebackne Kuchen an ihrem Feste darbrachten, und auf die Weise den frohen Empfang der Göttin, welche aus einem fremden Lande glückbringend hieher gekommen war, gleichsam jährlich wiederhohlten.

Die wahrsagende Karmenta verkündigte damahls, nach der alten Dichtung, eben so wie dem Herkules, auch der Ino ihre Vergötterung, und die Vergötterung ihres Sohnes; und daß sie von den Griechen unter dem Nahmen Leukothea, so wie ihr Sohn unter dem Nahmen Palämon, von den Römern aber unter dem Nahmen Matuta, und ihr Sohn, unter dem Nahmen Portumnus, beyde wie Meergottheiten, künftig mit Gebeth und Opfern verehrt werden sollten.

Daß nun den Mädchen der Zutritt in den Tempel der Göttin Matuta versagt war, gründete sich ebenfalls auf eine alte Griechische Sage: daß die Magd der Ino nicht nur dem Athamas zur Untreue verleitet, sondern auch die Ino einst verrathen oder verleumdet haben sollte, sie habe den Weizen, der zur Aussaat bestimmt gewesen, vorher gedörrt, und Mißwachs und Theurung dadurch verursacht.

Weil nun die Ino den Bacchus, ihrer Schwester Sohn gepflegt, und sich selbst darüber den Zorn der Juno zugezogen hatte, so flehten die Matronen sie auch vorzüglich um das Wohl ihrer Schwesterkinder an. — Man siehet, so alt und patriarchalisch wie dieß Fest war, so schön und unschuldig waren auch die Gebräuche bey demselben.

Das Fest der Fortuna Virilis.

Daß die Königswürde den Römern nur durch ihren Mißbrauch verhaßt geworden war, bewiesen sie dadurch, daß sie das Andenken des Servius Tullius, des vorletzten unter den sieben römischen Königen, sogar auf eine religiöse Art verehrten.

Der Fortuna Virilis war nähmlich in der Nähe der Tiber ein Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest ebenfalls auf den zehnten Junius fiel. —

Dieser Tempel hat sich bis jetzt erhalten, und steht nicht weit von dem Tempel der Vesta. Ob er gleich seit der Zeit seiner Erbauung mehr als einmahl mag erneuert worden seyn, so trägt er doch in seiner jetzigen Gestalt noch das Gepräge eines großen Alterthums, und macht, ob er gleich nur klein ist, einen ehrwürdigen Anblick.

Dieser Tempel ist noch einmahl so lang wie breit; an der Fassade befinden sich vier, und an der Seite sieben kannellirte Säulen von Jonischer Ordnung. Die christliche Kirche, in welche man den Tempel verwandelt hat, gehört den Armeniern und ist der ägyptischen Maria, S. Maria Egiziaca, geweiht, deren Reliquien sich unter dem großen Altar befinden.

Als nun diese Kirche noch ein Tempel war, befand sich in demselben eine Bildsäule des Königs

Servius Tullius, die aber beständig mit der Toga ganz verhüllt war, und von niemanden gesehen werden durfte. Von dieser geheimnißvollen Verhüllung gab es verschiedne Ausdeutungen, die aber alle auf das Leben, und die Schicksale des Servius Tullius Bezug hatten, dessen Andenken man vorzüglich hier verehrte.

Denn eben dieser Servius Tullius war vor tausend andern für einen besondern Günstling des Glücks gehalten worden, weil er von einer Sklavin gebohren, zur königlichen Würde emporstieg, die ihm schon in der Wiege, wo man einst sein Haupt mit Flammen umgeben erblickte, von der Tanaquil, der Gattin des Königs Tarquinius Priskus, prophezeiht wurde, welche von der Zeit an, obgleich er einer Sklavin Sohn war, ihn als die Stütze ihres Hauses betrachtete.

Servius Tullius wurde also in der königlichen Residenz erzogen, und nach der Ermordung des Tarquinius Priskus, bestieg er auf die Veranstaltung der klugen Tanaquil den Thron, und wußte sich während seiner Regierung die Liebe des Volks in dem Maße zu erwerben, daß er es wagen durfte, die königliche Würde, welche er zuerst ohne Zustimmung desselben übernommen hatte, wieder in die Hände des Volks zu legen, und aus denselben aufs neue zu empfangen.

So lächelte Fortuna diesem ihren Liebling von seiner Kindheit an, woher sich denn die Dichtung

schrieb, daß sie in Person durch ein kleines Fenster in seinem Hause ihm nächtliche Besuche gemacht, und nun über diese ihre Liebschaft gleichsam beschämt sey, weßwegen das Antlitz ihres Geliebten in ihrem Tempel beständig müsse verdeckt gehalten werden.

Durch eine andre Anspielung dieser Verhüllung auf die allgemeine Trauer des Volks, bey dem Tode des Servius Tullius verehrte man das Andenken desselben noch auf eine schönere Weise. Dieser eben so glückliche als vortreffliche König, hatte nähmlich während seiner vier und vierzigjährigen Regierung so viel Gutes gestiftet, daß das Andenken davon bey dem römischen Volke unauslöschlich blieb.

Er theilte zuerst das Römische Volk in Classen nach dem Maßstabe, nach welchem vorauszusetzen war, daß ein jeder nach seinen Vermögensumständen, an dem Wohl des ganzen Staats mehr oder weniger Antheil nehmen würde, nach welchem Maßstabe denn auch eine jede Classe eine größere oder geringere Anzahl Stimmen hatte, so daß das ganze Volk verhältnißmäßig an der Regierung Theil nahm; die ärmeren und geringeren nicht murren, und die höhern ihre Macht nicht mißbrauchen konnten; durch welche Einrichtung schon der Grund zu der republikanischen Verfassung gelegt war; weßwegen wohl nicht ganz mit Unwahrscheinlichkeit behauptet wird, daß Servius Tullius selbst im Sinne gehabt habe, die königliche Würde

niederzulegen, und eine republikanische Regierungsform zu stiften, wenn nicht ein gewaltsamer Tod ihn überrascht hätte.

Allein das Glück machte dennoch diesem seinen Liebling, dem es von Kindheit an gelächelt hatte, am Ende noch eine sehr saure Miene — Eine seiner eignen Töchter, Tullia nähmlich, die mit einem Sohn des Tarquinius Priskus vermählt war, stiftete diesen an, ihren Vater des Reiches zu entsetzen, und selbst der Oberherrschaft sich zu bemächtigen.

Als Tarquinius nun eine hinlängliche Partey hatte, bestieg er geradezu in der königlichen Burg den Thron, und ließ den Senat zusammenrufen. Als Servius Tullius kam, und ihm Einhalt thun wollte, umfaßte er ihn, und warf ihn die Stuffen hinab; worauf der alte König die Flucht nahm; allein es waren schon Mörder abgesandt, die ihn beym Aufgange auf den Esquilinischen Berg, wo seine Wohnung lag, erschlugen.

Als Tullia von der Burg, wo sie zuerst ihren Mann zum König ausgerufen hatte, den Esquilinischen Berg hinauf, wieder zu ihrer Wohnung fuhr, lag der Leichnam ihres Vaters auf dem Wege, und der Fuhrmann hielt die Pferde an. Unter Bedrohungen aber hieß sie ihn fortfahren, so daß das Blut ihres erschlagenen Vaters die Räder ihres Wagens benetzte. Seit dieser Greuelthat hieß jener Aufgang auf den Esquilinischen Berg, Vicus

Sceleratus, der verruchte Weg, oder die Frevelstraße.

Da nun auf die sanfteste und mildeste Regierung die allergrausamste und despotischste erfolgte: was Wunder, daß das Volk den Verlust des guten Königs nicht aufhören konnte zu beweinen, und daß durch den Anblick seines Bildes jedesmahl der Schmerz erneuert wurde, bis man zuletzt die geliebte Gestalt verhüllte, um die Wunde nicht unaufhörlich wieder aufzureißen.

Noch eine dritte Anspielung aber auf die Frevelthat der Tullia schrieb man der verhüllten Bildsäule zu. Diese unnatürliche Tochter wagte es einst den Tempel ihres Vaters zu betreten, und sein Denkmahl zu berühren, worauf nach der alten Volkssage, die Bildsäule mit der Hand die Augen deckte, und eine Stimme ertönte: hüllt des Vaters Antlitz vor den Blicken der verwünschten Tochter ein! und seitdem durfte dieß Antlitz nicht wieder enthüllet werden.

Einst brannte dieser Tempel ab, das Bild des Servius Tullius aber blieb unversehrt; man hatte daher den Glauben, daß der Gott Vulkan nicht nur der Beschützer, sondern der Ahnherr dieses Königes sey, und daß eben dieser, da die Wiege den künftigen König umschloß, die Flamme um sein Haupt verbreitet habe, woraus ihm seine Hoheit prophezeiht wurde.

Weil man den Vater des Servius nicht mit Gewißheit wußte, so eignete man ihm, wie dieß denn öfter bey den Helden des Alterthums geschahe, einen göttlichen Ursprung zu, und dichtete von seiner Erzeugung die sonderbare Fabel, daß seine Mutter eine Kornikulanerin, welche der Tanaquil dienstbar war, in Gegenwart derselben einst den heiligen Wein auf den geschmückten Heerd ausgießen mußte, worauf unter der Asche ein männliches Zeugungsglied hervorging, das die schöne Kornikulanerin zur Mutter des Servius Tullius machte. — So suchte also das Römische Volk durch allerley ernste und komische Dichtungen seinen geliebten König zu vergöttern, und feyerte noch lange sein Andenken, da der Königsnahme schon längst verschwunden war.

Das Fest der Konkordia.

Schon im Januar wurde das Einweihungsfest des Tempels der Konkordia gefeyert. Auch zu Ende des März wurde sie zugleich mit der öffentlichen Wohlfahrt, und dem Frieden verehrt, welche beyden letztern man sich ebenfalls als würklich für sich bestehende Wesen dachte.

Am 10ten Junius aber war der Göttin Konkordia von der Livia ein neuer Opferaltar errichtet, und man beging daher ihren Festtag zum drittenmahle im Jahre, welche öftere Erinnerung an den

wohlthätigen Einfluß dieser Gottheit in einem Staate, wie der Römische, gewiß nicht überflüßig war.

Am 13ten Junius.

Das Fest des unüberwindlichen Jupiters.

Unter dieser Benennung, die den Römern vorzüglich heilig seyn mußte; war dem Jupiter ein Tempel gewidmet, dessen Einweihungsfest an diesem Tage, von einem Volke, dessen Muth selbst unüberwindlich war, gefeyert wurde.

Die kleinen Quinquatrien, oder das Fest der Flötenspieler.

Das Fest, welches im Monath März und mehrere Tage hindurch der Minerva zu Ehren gefeyert wurde, hieß die Quinquatrien; weil nun Minerva auch die Flöte erfunden hatte, so erhielt das Fest der Flötenspieler, die bey den Opfern, Leichenbegängnissen, u. s. w. gebraucht wurden, ebenfalls jene Benennung.

Dieß Fest gründete sich auf eine alte mehr komische als ernsthafte Begebenheit. Die Pfeiffer oder Flötenspieler waren nähmlich seit den ältesten Zeiten Roms sehr unentbehrliche Personen, ohne welche weder Opfer, noch Spiele, noch Leichenbegängniße veranstaltet werden konnten.

Man

Man verstattete ihnen daher auch viele Vorrechte und Freyheiten; unter andern hatten sie von Alters her das Recht, im Tempel des Jupiters speisen zu dürfen, welches Recht man ihnen einmahl in den ersten Zeiten der Republik, unter dem Konsulat des Appius Klaudius, und Kajus Plautius, nehmen wollte, worauf sie sich alle zusammenschloßen, und von Rom nach Tibur in ein freywilliges Exil gingen; wobey zu merken ist, daß Tibur oder das jetzige Tivoli, welches nur drey teutsche Meilen von Rom entfernt liegt, damahls noch nicht unter der Römischen Herrschaft stand, die sich nachher über den ganzen bekannten Erdkreis verbreitete.

Nun war in Rom auf einmahl die Freude verstummt; bey den Opfern, bey den Spielen ertönte keine Flöte mehr, auch sogar die Klage konnte sich nicht wie vormahls äußern, da bey den Leichenbegängnißen die musikalischen Begleiter fehlten.

Man war daher sehr ernstlich darauf bedacht, die aufgebrachten Künstler wieder zu besänftigen, und sie auf alle Weise zur Rückkehr zu bewegen. Zuerst schickte man eine Gesandtschaft an den Tiburinischen Senat, welcher die römischen Pfeiffer in die Kurie zusammenberufen ließ, und ihnen zuredete, nach Rom zurückzukehren. Allein dieß Zureden war vergeblich; der Zorn der Beleidigten war so leicht nicht zu versöhnen.

Man versuchte es also mit List, sie zurückzubringen, und bediente sich dazu eines Mittels, wovon man voraussetzen durfte, daß es nicht leicht fehlschlagen würde. Ein römischer Freygelassener besaß nähmlich in der Gegend von Tibur ein Landguth, auf welchem er alle römischen Pfeiffer zu einem Schmause einlud, und ihnen so fleißig zutrank, daß sie bald insgesammt statt der Minerva dem Weingott sich unterthänig fühlten.

Es war schon tief in die Nacht, und abgeredetermaßen kam ein Bothe, welcher die Nachricht brachte, der ehemahlige Herr des Freygelassenen, wolle ihm jetzt gleich seinen Besuch abstatten. Die Tafel wurde also plötzlich aufgehoben. Die bezechten, taumelnden Flötenspieler, packte man auf Wagen, unter dem Vorwande, sie nach Tibur zurück zu fahren.

Es dauerte nicht lange, so waren alle vom tiefsten Schlafe übermannt, und als sie am andern Morgen erwachten, so befanden sie sich, statt in Tibur, auf dem römischen Forum, von einer Menge Volks umgeben. Aus der ganzen Sache ward nun ein froher Scherz gemacht; man erlaubte den Pfeiffern bey dem Opfer wieder im Tempel des Jupiters zu speisen, und am Feste desselben, in der Mitte des Junius verlarvt durch alle Straßen der Stadt zu gehen, und nach der alten Weise lustige Lieder abzusingen. Auf diese Weise war der Staat mit den Flötenspielern wieder ausgesöhnt.

Was aber die Erfindung der Flöte durch die Minerva anbetrifft, weßwegen dieß Fest die kleinen Quinquatrien hieß, so ist noch dabey zu bemerken: daß die Minerva die von ihr erfundene Flöte mit Unwillen wieder wegwarf, weil sie einst in der klaren Fluth bemerkte, daß beym Spielen derselben ihre Backen zu sehr aufgeblasen, und ihr Gesicht entstellt wurde.

Die Verwünschung, womit sie das Instrument wegwarf, traf noch den unglücklichen Finder desselben, den Satyr Marsyas, der sich einfallen ließ, mit dem Apollo auf der Flöte zu wetteifern, von welchem er zur Strafe seiner Unverschämtheit lebendig geschunden wurde.

Am 16ten Junius.

Die Reinigung des Tempels der Vesta.

Durch einen so heiligen Tempel wie dieser, wurde sogar der Staub geweihet, der sich in ihm gesammlet hatte. Dieser wurde daher auch nicht mit anderem Staube vermischt, sondern nach der Ausfegung gesammlet, und in die Tiber geworfen, die ihn dem Meere zuführte.

Am 18ten Junius.

Das Fest der Aventinischen Pallas.

Auf dem Aventinischen Hügel hatta Pallas einen Tempel, dessen Einweihungsfest an diesem Tage gefeyert wurde. Sonst wurde Minerva auch zugleich mit der Juno in dem Tempel des Kapitolinischen Jupiters, auf dem Tarpejischen Felsen verehrt.

Am 19ten Junius.

Das Summanusfest.

Zu der Zeit, als die Römer mit dem Pyrrhus Krieg führten, wurde dem Summanus ein Tempel errichtet, dessen Einweihungsfest man an diesem Tage beging. Der römische Dichter, welcher die Feste beschreibt, gesteht sehr naiv, daß man selbst nicht eigentlich wisse, wer dieser Summanus sey.

So viel erhellet schon aus der Bemerkung des Summanus, daß man den Summus Manium, den Herrscher der Manen oder abgeschiedenen Seelen sich darunter vorstellte, und also ohngefähr das, was die Griechen sich unter dem Pluto dachten.

Nicht weit vom Ufer der Tiber zeigt man noch jetzt in Rom den Fleck, wo ein den unterirdischen Göttern geweihter Tempel stand, auf dessen Ruinen

eine Kirche erbaut ist, welche den Nahmen S. Lucia della Tinta führt.

Am 24ten Junius.

Das Fest Fortunä Fortis.

Servius Tullius, der sich dem Glücke, welches ihn so hoch erhoben hatte, auf alle Art dankbar beweisen wollte, hatte auch der Glücksgöttin, außerhalb der Stadt am Ufer der Tiber einen Tempel errichtet.

Weil nun Servius selbst aus dem niedrigsten Stande, von einer Sklavin gebohren, dennoch einer der glücklichsten Sterblichen wurde, so wurde dieß Fest besonders vom niedrigen Volke und von den Knechten und Mägden gefeyert, die sich noch immer des Glückes erfreuten, das gleichsam einem aus ihrem Mittel zu Theil geworden war.

Da der Tempel am jenseitigen Ufer der Tiber lag, so ging man nicht nur über die Brücke, sondern fuhr auch auf Kähnen hin, die mit Kränzen geschmückt waren, und auf denen man schmauste und trank, und sich der Fröhlichkeit überließ.

Dieser Tempel stand in der Gegend von Ripa Grande, wo jetzt die Schiffe landen, die in die Mündung der Tiber einlaufen. Auf diesen Schiffen, welche fremde Weine mitbringen, pflegen die Römer oft zu zechen.

Kähne und kleine Fahrzeuge aber erblickt man auf der Tiber fast gar nicht mehr, außer denen, die zur Uiberfahrt dienen, und an einem Thaue, das von einem Ufer zum andern gezogen ist, wegen des reißenden Stroms sich halten müssen; auch verhindern innerhalb Rom die Wassermühlen auf der Tiber die Durchfahrt mit den Kähnen.

Am 27sten Junius.

Das Fest des Jupiter Stator.

Als zu den Zeiten des Romulus die Sabiner, welche den Raub der Jungfrauen zu rächen suchten, schon das Kapitolium erobert hatten und nun auf Rom eindrangen, das damahls nur noch den Palatinischen Hügel einnahm, so kam es in dem kleinen Thale zwischen dem Kapitolinischen und Palatinischen Berge zu einem blutigen Treffen, wo der Römische Feldherr fiel, und die Römer schon nach dem alten Palatinischen Thore zu die Flucht nahmen. In diesem Augenblicke nun, wo das Schicksal des kaum gegründeten Staats auf der Spitze stand, hob Romulus, der selbst durch die Fliehenden mit zurückgedrängt wurde, seine Waffen gen Himmel, mit den Worten: auf deine Zustimmung, o Jupiter, habe ich hier auf diesem Hügel eine Stadt gegründet. Die Burg haben nun die Feinde schon, und das Thal zur Hälfte, nun suchen sie in die

Stadt zu dringen; nur noch auf diesem Fleck hemme die Flucht der Römer, und verleihe daß sie stehen, so gelobe ich dir, dem Jupiter Stator auf diesem Fleck einen Tempel zu weihen, den spätesten Nachkommen zum Andenken, daß du diese Stadt erhalten hast!

So bethete Romulus laut, und gleichsam, als ob Jupiter die Worte gehört und darauf geantwortet hätte, redete er die Römer an: Jupiter will nun, daß ihr still stehen, und das Treffen erneuern sollt, worauf die Römer still standen, und von neuem stritten. So hielt sich der Muth des Römischen Helden eigentlich an sich selber fest, indem er ein Wesen der Einbildungskraft außer sich zu Hülfe nahm, das er an die Stelle der schon ermangelnden Kräfte setzte.

Als nun in dem engen sumpfigten Thale, zwischen dem Kapitolinischen und Palatinischen Berge, das Treffen aufs neue mit verdoppelter Erbitterung anhub, und die Römer schon anfingen die Oberhand zu behalten, stürzten sich die Sabinischen Weiber, um derentwillen dieser Krieg entstanden war, mit zerrißnen Kleidern und zerstreutem Haar, mitten zwischen die beyden fechtenden Heere, und trennten sie von einander, indem sie auf der einen Seite ihre Väter um Schonung für ihre Männer, und auf der andern ihre Männer um Schonung für ihre Väter anflehten, damit sie durch jene nicht Witwen, durch diese nicht Waisen würden.

Der außerordentliche Anblick rührte die ganze Menge; man hielt auf einmahl mit dem Treffen inne, und es entstand eine tiefe Stille. Nach wenigen Augenblicken aber gingen die Anführer zur Versöhnung einander entgegen; es wurde nicht nur Friede geschlossen, sondern aus beyden Staaten ward ein einziger gemacht; die Könige verbanden sich; die Regierung wurde nach Rom verlegt.

Der Tempel, welchen Romulus dem Jupiter Stator gelobt hatte, wurde nun errichtet, und am 27sten Junius eingeweihet, an welchem Tage nachher das Fest des Jupiter Stator gefeyert wurde.

Noch jetzt zeigt man auf dem alten Römischen Forum, am Fuße des Palatinischen Hügels, wo Romulus seine Gelübde that, drey schöne Säulen von dem vielleicht oft erneuerten Tempel des Jupiter Stator, welche mit dem Gebälk darauf einen der schönsten Prospekte in dieser mit prachtvollen Ruinen erfüllten Gegend machen.

Diese Säulen sind kannellirt, von Korinthischer Ordnung, und vom schönsten Verhältniß. Die Zierrathen daran sind mit der äußersten Vollkommenheit ausgearbeitet. In einer Entfernung, die ihrer Höhe beynahe gleich kömmt, machen diese Säulen einen bewundernswürdigen Effekt.

Nichts kann wohl die Ideen von dem entfernten Alterthume lebhafter erwecken, als diese Gegend mit ihren Ruinen. Auf dem alten römischen

Forum ist nähmlich eine kleine Allee gepflanzt, welche zu dem Triumphbogen des Titus führt, und wo zum Ausruhen einige steinerne Bänke sind.

Richtet man nun von hier seine Blicke nach den drey Säulen vom Tempel des Jupiter Stator, so siehet man fast dicht um sich her die merkwürdigsten Plätze des alten Roms: vor sich den Palatinischen Hügel mit Ruinen und Gesträuch, und zu den Füßen desselben, wo jetzt eine kleine Kirche steht, das Luperkal oder vielmehr den Fleck, wo Evander vierhundert Jahre vor Roms Erbauung dem Pan eine Art von Grotte weihte.

Zur Rechten liegt der Kapitolinische Hügel grün bewachsen, mit einem Aufgange, der mit Bäumen bepflanzt ist, und zu den schönen Ruinen des Tempels der Konkordia führt, die zwischen den Bäumen durchschimmern. Zwischen dem Palatinischen und Kapitolinischen Berge sieht man dicht vor sich das enge Thal, wo die Römer und Sabiner fochten, und die Weiber sich zwischen die streitenden Heere warfen.

Die wirkliche Gegenwart und Nähe aller dieser Oerter, bey dem lebhaften Gedanken an jene entfernten Zeiten, und bey der Uibereinstimmung der alten Beschreibungen mit dem, was man nun wirklich noch vor sich siehet, macht einen wunderbaren Eindruck auf das Gemüth.

Es scheint, als fühle man in diesem Augenblicke eine Art von Mißverhältniß der Kürze des

Lebens mit einem so ungeheuren Zwischenraume von Zeit, und doch wieder eine gewisse Harmonie, worin sich auch dieß Mißverhältniß auflöst, — oder vielmehr das Ortverhältniß macht, daß das Zeitverhältniß in der Einbildungskraft auch wieder näher zusammenrückt, und alles wieder wie lebend und gegenwärtig wird.

Diesem Reiz der Lokalität läßt sich wahrscheinlich auch die Entstehung der Pilgerschaften, und der Hang zu denselben am natürlichsten zuschreiben. Und derjenige, welcher sich noch so sehr hierüber erhaben glaubt, wird doch dem geheimen Wunsche nicht ganz widerstehen können, einmahl auf demselben Flecke zu seyn, wo dasjenige, wovon seine Einbildungskraft am lebhaftesten gerührt ist, sich wirklich ereignet hat.

Am 28sten Junius.

Das Fest des Romulus.

Billig wurde nach dem Feste des Jupiter Stator auch demjenigen ein Fest gefeyert, der eben durch diese Anrufung und Benennung des Jupiter, Roms Retter geworden war, das seinen Stifter zugleich in ihm verehrte.

Am 30sten Junius.

Das Fest des Herkules und der Musen.

Auch dem Herkules hatte man die Musen in seinem Tempel zugesellt, und er führte in ihrer Gesellschaft eben so wie Apollo den Nahmen Musagetes oder der Musenführer. Nach einer alten Sage hatte nähmlich Herkules den Evander zuerst die Buchstaben kennen gelehrt, und war also auch ein Beförderer der Wissenschaften, den man für würdig hielt, dem Chore der Musen vorzustehen, obgleich er sich in seiner Jugend sehr ungelehrig bewiesen haben soll, indem er den Linus, der ihm über seine Unachtsamkeit Vorwürfe machte, mit demselben musikalischen Instrumente erschlug, worauf ihn dieser unterrichten sollte. Um den Begriff vom Herkules wieder zu verfeinern, damit er nicht bloße Körperkraft ausdrücke, scheint es, habe man ihm die Muse zugesellt, oder wenigstens wurde die Vorstellung dadurch veranlaßt, daß mit der körperlichen Stärke sich auch die sanften Künste verbinden können.

Von den Festen im Julius.

Am 5ten Julius.

Die Apollinarischen Spiele.

Auf den Ausspruch des Orakels oder einer alten geschriebnen Weissagung wurden zu der Zeit des zweyten Punischen Krieges dem Apollo zu Ehren Spiele gestiftet, wodurch man sich diese Gottheit geneigt zu machen suchte, und welche mit allerley Arten von Schauspielen, Gesang und Tanz, gefeyert wurden.

Bey diesen Spielen mußte nach Griechischem Gebrauche geopfert werden; dem Apollo wurde ein Ochse und zwey weiße Ziegen mit vergüldeten Hörnern, und der Latona eine Kuh ebenfalls mit vergüldeten Hörnern, zum Opfer dargebracht.

Wenn der Prätor die Spiele veranstaltete, so gab er ein Edikt, daß ein jeder aus dem Volke nach Vermögen zu den Kosten, welche diese Spiele erforderten, beytragen möchte, damit sie den Sieg über ihre Feinde erhielten.

Das Volk sahe mit Lorbeerkränzen geschmückt den Spielen zu; die Matronen flehten in den Tempeln die Götter an; dann speiste man bey offnen

Thüren, und der Tag war in jeder Rücksicht festlich.

Es gab damahls schon eine Art von Buffon's, die in diesen Spielen auftraten, und unter allerley lächerlichen Stellungen die Worte wiederhohlten: alles steht gut, wenn der Alte tanzt! dieß hatte Bezug auf eine alte Begebenheit, wo die Römer einst, da sie eben in diesen Spielen begriffen waren, auf die Nachricht, daß der Feind anrücke, zu den Waffen greifen mußten, und da sie als Sieger zu dem Schauplatze zurückkehrten, sich ein Gewissen daraus machten, daß sie die religiösen Spiele unterbrochen hatten, und befürchteten, daß die Gottheit darüber zürnen möchte, da sie aber den freygelaßnen Kajus Pomponius, einen alten Gaukelspieler noch auf dem Schauplatze fanden, der noch immer seit ihrer Abwesenheit nach dem Schalle der Pfeiffe tanzte, so riefen sie voll Freuden, daß nun das Fest nicht unterbrochen war, zum öftern die Worte aus: alles steht noch gut, denn der Alte tanzt!

Die Appollinarischen Spiele wurden zuerst immer nur auf das künftige Jahr den Göttern angelobt, und an einem unbestimmten Tage gefeyert. Da aber einst in Rom eine Pest einfiel, so gelobte man den Göttern, diese Spiele auf immer, an einem gewissen bestimmten Tage zu feyern, welches denn eben der fünfte Julius war. Man suchte also auch hier bey dem größten Unglück, das den Staat

betreffen konnte, die erzürnten Götter durch frohe Spiele wieder zu besänftigen.

Auf den Ruinen eines Tempels des Apollo in Rom, auf dem Platze Palombara, ist eine schöne Kirche erbaut, welche St. Apollinare heißt, und zu einem dicht dabey sich befindlichen Kollegium gehört, wo beständig eine Anzahl Teutscher junger Edelleute Theologie studiren.

Am 6ten Julius.

Das Fest der Fortuna Muliebris.

So wie es eine Fortuna Virilis gab, die den Männern besonders günstig war, wie z. B. dem Servius Tullius; so gab es auch eine Fortuna Muliebris, in deren Schutz die Weiber standen, und dieß aus dem Grunde, weil Weiber einstmahls den Staat gerettet hatten, da es den Männern unmöglich war.

Als nähmlich der tapfere Römer Koriolan, weil er den Haß des Volks sich zugezogen hatte, aus Rom verwiesen wurde, und zu den Volskern den ärgsten Feinden der Römer übergegangen war, so kam er nun mit einem siegreichen Heere bis nahe vor die Thore von Rom, und drohete seiner Vaterstadt den Untergang.

Das Schicksal Roms stand dießmahl wiederum auf dem Spiele. Vergebens flehten Priester und

ehrwürdige Greise, die der Senat abschickte, den auf sein undankbares Vaterland erbitterten Koriolan um Schonung und Erbarmen an.

Traurig kehrten die Bothen wieder zurück, und man sahe nun weiter keinen Ausweg; als Volumnia, die alte Mutter des Koriolan, und Valeria, seine Gattin mit zwey kleinen Söhnen sich entschlossen, ins feindliche Lager hinauszugehen, und den letzten Versuch zu wagen.

Nachdem sie ein Gebeth für das Wohl des Staats verrichtet, machten sie sich in Begleitung der vornehmsten Römischen Matronen auf den Weg, und als sie nun ins feindliche Lager kamen, und Koriolan unter dem Trupp der Weiber seine alte Mutter, und seine Gattin mit ihren Söhnen, flehend, und ihre Hände zu ihm ausstreckend erblickte, zerschmolz der Unerbittliche zum erstenmahl in Thränen; er widerstand nicht länger, und führte sein Heer hinweg.

Weil nun die Rettung des Staates, welche von Männern nicht mehr abhing, den Frauen gelungen war, so wurden auch diese, als sie zurückkehrten, vom ganzen Volke mit Jauchzen und Freudengeschrey empfangen, und vom Senat und Volke beschlossen, ihrer schönen That ein ewiges Denkmahl zu errichten; die Frauen aber bathen um nichts, als daß auf demselben Fleck, wo sie zuerst für das Wohl des Staats ihr Gebeth ver-

richtet, der Fortuna Muliebris oder dem weiblichen Glücke ein Tempel errichtet wurde.

Dieß wurde ihnen nicht nur gewährt, sondern auch zu den jährlichen Opfern die Kosten angewiesen, und den Matronen verstattet, eine Priesterin der Fortuna selbst aus ihrem Mittel zu wählen, welches Amt der Valeria, der Gattin des Koriolan, übertragen wurde, weil sie zuerst den Gedanken zu dem glücklichen Mittel gehabt hatte, wodurch Rom allein vom Untergange gerettet werden konnte.

Die Matronen ließen selbst eine Bildsäule der Fortuna verfertigen, welche im Tempel aufgestellt und eingeweihet wurde. Jährlich an dem Feste der Glücksgöttin, die den Weibern hold ist, wurde die Bildsäule mit Kränzen geschmückt, welche ihr nur von kürzlich verheiratheten Matronen, und von keiner Witwe, oder die sich zum zweytenmahle vermählt hatte, aufgesetzt werden durfte; den alles mußten hier glückbedeutend seyn. —

Die Glücksgöttin wurde von den Römern unter mancherley Benennungen verehrt. Es gab eine Fortuna Privata, so wie eine Fortuna Publika; eine Fortuna Primigenia; eine Fortuna Obsequens, oder folgendes Glück; diesen waren auf dem Kapitolinischen Berge kleine Tempel geweiht.

Auch die Fortuna Equestris oder das Glück, welches den Rittern hold ist, hatte einen Tempel; und es gab sogar eine Fortuna hujus diei,

das

das ist, das Glück des gegenwärtigen Tages, welches, als ein für sich bestehendes Wesen unmittelbar vor der Schlacht, von den Feldherren angerufen wurde.

Der Diktator Sylla weihte der Glücksgöttin zu Präneste einen Tempel von so erstaunlichem Umfange, daß auf dessen Stufen jetzt die neue Stadt Palestrina steht.

Am 7ten Julius.

Die Kaprotinen oder das Fest der Mägde.

Nicht nur den Frauen, welchen Rom seine Rettung dankte, sondern auch den Mägden, die durch eine muthige Entschließung einst ein Unglück von Rom abwandten, weihte die Nachwelt ihre dankbare Verehrung, und bewies dadurch, daß man allen Unterschied des Standes vergaß, sobald von einer edlen, patriotischen That die Rede war.

Als nähmlich in den ersten Zeiten und bey der noch sehr beschränkten Herrschaft Roms die Lateiner einstmahls bis dicht vor die Thore rückten, und die Töchter der Römer, die man ihnen abschlug, zur Ehe verlangten, oder die Stadt mit Krieg bedrohten; so that eine Magd, welche Tutela hieß, dem Senat den Vorschlag, man solle sie nebst andern Mägden, in der Tracht der Römischen Jungfrauen, vor die Stadt in das Lager der Lateiner

schicken, dann wolle sie ein Zeichen geben, wann es Zeit sey, daß die Römer aus der Stadt einen Ausfall thäten.

Der Vorschlag ward angenommen. Tutela wählte sich selber ihre Gefährtinnen aus, und begab sich schön geschmückt mit ihnen nach dem Lager, wo die Lateiner den Betrug nicht merkten, sondern bis tief in die Nacht mit Wein und Liebe sich ergötzten, bis ein tiefer Schlaf sie alle übermannte worauf die Mägde die Waffen der Lateiner zu verstecken eilten, und Tutela auf einen wilden Feigenbaum nahe bey dem Lager stieg, wo sie den Römern mit einer Fackel das verabredete Zeichen gab. —

Nun griffen die Römer das Lager an, und trugen mit leichter Mühe den Sieg davon. Die Sklavinnen aber, welche diese That vollführt hatten, durften nie wieder Sklavenkleider tragen, sondern behielten diejenigen, womit sie sich kühn in das Lager der Lateiner wagten. Auch war hiermit ihre augenblickliche Freylassung, und eine Aussteuer aus dem öffentlichen Schatz verknüpft.

Zum Andenken dieser Begebenheit aber wurde jährlich ein Fest gefeyert, welches man von dem merkwürdigen wilden Feigenbaume, von dem das Zeichen gegeben war, und der in der Sprache der Römer caprificus hieß, die Kaprotinen oder die kaprotinischen Nonen nannte. Auch der Juno gab man von jenem Baume den Zunahmen

Kaprotina, und ihr wurden unter einem wilden Feigenbaume von Frauen sowohl als Mägden Opfer dargebracht; zu welchen Opfern selber man sich der Milch, oder des weißen Saftes bediente, der aus jener Art von Bäumen quillt.

Den Mägden aber war dieß Fest vorzüglich heilig; sie zogen geschmückt durch die ganze Stadt, und stellten sich, als wollten sie auf diejenigen, welche ihnen entgegen kamen, einen feindlichen Angriff thun; gleichsam zum Andenken wie die Römer, vermittelst der List und Kühnheit der Mägde, einst das feindliche Läger überfielen. Endlich setzten sie sich zum Essen unter Lauben nieder, die aus Zweigen von wilden Feigenbäumen geflochten waren.

Am 12ten Julius.

Der Geburtstag Julius Cäsars.

Romulus hatte den dem Kriegsgott geweihten Monath März zum ersten im Jahre gemacht, von welchem an gerechnet, der Julius der fünfte war und deßwegen den Nahmen Quintilis, so wie der August, als der sechste Monath, den Nahmen Sextilis führte. Ob nun gleich vom Numa die beyden Monathe, Januar und Februar, dem Jahre hinzugefügt und vor den März gesetzt wurden: so be-

hielt man dennoch die alte Benennung der Monathe Quintilis und Sextilis bey.

Bis unter dem Julius Cäsar und August der höchste Glanz von Rom sich in seinen beyden ersten unumschränkten Beherrschern, nach dem Verluste der Freyheit, spiegelte, und in diesen beyden mächtigen Menschen einen neuen Brennpunct erhielt, der alles neben sich verdunkelte, und auf alle künftigen Zeitalter seinen Schimmer verbreitet hat.

Nun wurde auch der Zeit das unauslöschliche Gepräge von dieser Macht und Hoheit aufgedrückt; nach dem Julius Cäsar wurde der Quintilis, der Sextilis nach dem August benannt. Diesen beyden Menschen ward schon bey ihren Lebzeiten eine Art von göttlicher Ehre erwiesen. Der Geburtstag des Julius Cäsar mußte ein Fest für die Römer seyn, denen nun die Freyheit selbst ein Joch, und die Unterjochung eine Wohlthat wurde, die man demohngeachtet, aus einem mißverstandenen patriotischen Eifer, dem Julius Cäsar mit dem Dolchstoß dankte; weil man noch immer glaubte, es läge bloß an ihm, daß er sich der Alleinherrschaft bemächtigt habe, und nicht vielmehr an dem entarteten Volke, das nun einen Alleinherrscher haben mußte, der die Ruhe erhielt, nachdem alle Selbstthätigkeit eine eigennützige Richtung genommen hatte, und es keinem mehr einfiel, Opfer für den Staat zu bringen.

Am 15ten Julius.

Das Fest des Kastor und Pollux.

Es herrschte eine alte Sage bey den Römern, daß einst nach einem so eben erfochtenen Siege, von welchem noch niemand Nachricht haben konnte, zwey schöne Jünglinge zu Pferde, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, sich auf dem Römischen Forum zeigten, und an dem Quell der Juturna sich den Staub abwuschen, wobey sie den Umstehenden den erfochtenen Sieg verkündigten, und sich schnell wieder hinwegbegaben, ohne daß man je entdecken konnte, wer sie waren.

Für wen sollte man sie nun anders als für den Kastor und Pollux halten, die, nach dem Volksglauben, auf diese Art den Sterblichen zu erscheinen pflegten, und deren Erscheinung man für heilbringend und glückbedeutend hielt, und sich vorzüglich freute, daß das Wohl des Römischen Staates ihnen so angelegen war? denn es schien gleichsam, als hätten sie mit unglaublicher Geschwindigkeit den Weg von dem Schlachtfelde nach Rom zurückgelegt, um nur die frohe Bothschaft zu bringen, weßwegen sie auch mit Schweiß und Staub bedeckt, ankamen.

Nun errichtete man auch dem Kastor und Pollux auf dem Römischen Forum einen kleinen Tempel, und die Ritter betrachteten sie, als ihre besonderen Schutzgötter, deren Beystand ihnen im Tref-

fen Muth einflößte, und welchen sie sich gleichsam näher dünkten, weil diese Schutzgötter auch selbst Ritter waren. Zuweilen glaubte man sie an der Spitze des Treffens zu erblicken, wo sie dem Heere Muth einflößten, und es durfte nur einer diese Erscheinung gehabt haben, so wünschten die übrigen sich Glück dazu, und fochten mit erneuerter Tapferkeit.

An dem Feste des Kastor und Pollux hielten nun auch die Römischen Ritter in ihrem schönsten Waffenschmuck, und mit allen ihren Ehrenzeichen, einen öffentlichen Aufzug, der bey dem Tempel der Ehre vor dem Kapenischen Thore anhub, und auf dem Kapitolium sich endigte.

Vor dem Zuge wurde den Göttern ein Opfer dargebracht; dann mußten die Ritter sich alle nach ihren Stämmen und Abtheilungen ordnen, und gerüstet zu Pferde erscheinen, als wenn sie eben aus der Schlacht zurückkehrten. Ein jeder trug ein mit Purpurstreifen besetztes Kleid, welches Trabea hieß, und einen Kranz von Oelzweigen auf dem Haupte.

Der Ritterstand zeigte sich bey diesem Aufzuge in seinem höchsten Glanze, und die Idee vom Kastor und Pollux, woran diese Ceremonie sich knüpfte, war doch schön, sie mochte nun einen Ursprung haben, welchen sie wollte. Dieser Tempel mit den Gottheiten war ein allgemein angenommenes festes Symbol, das Muth und Tapferkeit, und jede rit-

ierliche Uibung bezeichnete, und wobey man sich diese Dinge lebhafter dachte, als bey den bloßen Worten, womit man sie benannte.

Eben das fand auch bey dem Tempel der Ehre Statt, von welchem der Zug der Ritter seinen Anfang nahm, welcher zugleich mit dem Tempel der Tugend, von dem Konsul Marcellus, den Göttern gelobt, und dergestalt mit dem letztern verbunden war, daß man nicht anders in den Tempel der Ehre als durch den Tempel der Tugend gelangen konnte. Was waren dieß anders als schöne Symbole, die das mit mächtigem Eindruck und Würde bezeichneten, was das Wort nur benennen kann. Dem Göttlichen, was Ehre und Tugend haben, wurden diese Tempel geweiht, deren Anblick, schon edle Gesinnungen, wenn sie auch tief schlummerten, zu erwecken im Stand war.

Vor der Porta St. Sebastiano, nicht weit von den Ruinen vom Cirkus des Karakalla, zeigt man noch jetzt den Fleck, wo einst die Tempel der Ehre und der Tugend standen.

Am 23sten Julius.

Die Neptunalien.

In der Strada Giulia in Rom, nicht weit vom Ufer der Tiber, zeigt man noch jetzt den Ort, wo ein Tempel des Neptun stand, auf dessen Rui-

nen die kleine Kirche S. Biagio erbaut ist. Es ist daher wahrscheinlich, daß in dieser Gegend auf dem Marsfelde die Neptunalien mit Opfern und Spielen von dem Römischen Volke gefeyert wurden.

Von den Festen im August.

Am 1ten August.

Das Fest der Hoffnung.

Bey dem Forum Olitorium, wo die grünen Waaren verkauft wurden, war der Hoffnung ein Tempel errichtet, dessen Einweihungsfest am ersten August gefeyert wurde. Dieser Tempel war mehr als einmahl vom Blitz getroffen und gänzlich eingeäschert worden. Man baute ihn aber beständig wieder auf, und ließ ein so bezeichnendes Gebäude nicht untergehen.

In den ersten Tagen des August war auch eine Art von Feyer oder Ferien, dem Augustus zu Ehren, weil er um die Zeit aus Spanien siegreich nach Rom zurückgekehrt war; und noch jetzt wünscht sich das Volk in Rom im Anfange des

August mit dem Ausdruck fer agosto, oder buon fer agosto, Glück; Aufwärter und Bediente fordern sich mit diesem Ausdruck das Trinkgeld, welches sie um diese Zeit zu erhalten pflegen. Sonderbar genug wäre es, wenn der korrumpirte Ausdruck fer agosto sich noch von den Ferien des August herschriebe, wie einige dieser Meinung sind.

Am 5ten August.

Das Salusfest.

Die Göttin Salus, oder allgemeine Wohlfahrt, die man sich als ein für sich bestehendes Wesen dachte, hatte auf dem Quirinalischen Hügel einen Tempel, welcher an diesem Tage eingeweiht war.

In so fern man unter Salus zugleich das körperliche Wohlseyn oder die Gesundheit mit begreift, scheint diese noch jetzt auf dem Quirinalischen Hügel vorzüglich ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben.

So wie man auf einem breiten gepflasterten Wege, von der Tiberseite Roms, den sanften Hügel hinaufsteigt, athmet man eine reinere Luft ein; die Aussicht rund umher wird freyer, und von dem schönen Platze vor dem päbstlichen Sommerpallaste, blickt man auf den Janikulus hinüber.

Auch hieß jener breite Weg vor Zeiten von

dem Tempel der Salus, zu welchem er hinaufführte, clivus salutis, der Wohlfahrts oder Friedenssteig; und noch jetzt ist es einer der angenehmsten Spaziergänge, die man in der Stadt selber machen kann, diese reizende Anhöhe hinauf zu steigen, zu welcher Natur und Kunst unwiderstehlich einladen.

Denn oben auf dem Hügel erblickt man, auf den beyden Seiten eines Obelisks in kolossalischer Größe, die Bildsäulen des Kastor und Pollux, welche beyde ihre Pferde halten, oder nach anderer Meinung eine doppelte Darstellung des jungen Alexander, wie er den Bucephalus bändigt.

Die außerordentliche Schönheit dieser Werke, war Ursach, daß man sie keinen andern als den größten Meistern, das eine dem Phidias, das andere dem Praxiteles, zuzuschreiben wagte.

Von diesen beyden Stücken führt jetzt der Quirinalische Berg den Nahmen monte cavallo oder der Pferdehügel. Oben auf dem freyen Platze, und bey der weiten offnen Aussicht machen die Statüen schon von fern den reizendsten Effekt, den man sich denken kann, und wenn man sich ihnen nähert, hält es schwer, von der Betrachtung des Ganzen und der einzelnen Schönheiten dieses erhabenen Kunstwerkes, das so lange der Zeit getrotzt hat, sich wieder loszureißen.

Am 13ten August.

Das Fest der Diana.

In einer Entfernung von einigen Meilen von Rom, bey der kleinen Stadt Aricia, hatte Diana einen heiligen Hain, in welchem sie mit vorzüglicher Andacht verehrt wurde.

Dieser Hain der Diana hat sich gewissermaßen noch bis jetzt erhalten; er gehört nähmlich dem Hause Ghigi in Rom, ist mit einer hohen Mauer umgeben, und ohne ausdrückliche Erlaubniß des Prinzen erhält niemand den Zutritt in dieß Heiligthum.

Die Landschaftsmaler erhalten zuweilen die Vergünstigung, hier Baumparthien zu kopiren, dergleichen sich außer diesem Umfange wohl schwerlich noch irgendwo finden möchten. Wenigstens zeigt die Gestalt der Bäume von einem erstaunlichen Alterthume. Die Strenge des Besitzers, womit er den Zutritt zu diesem Hause versagt hat, ist daher sehr lobenswerth: weil sonst vielleicht schon manche frevelnde Hand, diese Art von Denkmahl aus dem Alterthume entstellt oder beschädigt haben würde.

Bey der Feyer des Festes der Diana nun, eilten die römischen Weiber, welche ein Gelübde gethan hatten und der Erfüllung ihres Wunsches theilhaftig geworden waren, die Stirn umkränzt, mit brennenden Fackeln, in den Aricinischen Hain, um der mächtigen Diana ihren Dank zu bringen.

Da diese Göttin nun selbst vorzüglich die Jagd und die Wälder liebte, so wurde sie auch von den Jägern als ihre Schutzgöttin verehrt; und diese kamen mit Fackeln, die wie Aehren gestaltet waren, in ihren heiligen Hain, und brachten zugleich ihre Hunde mit, die sie, mit weißen Binden ausgeschmückt, der Göttin vorstellten, und die Kranken darunter ihrem Schutz empfahlen.

Die Göttin Diana selbst war gütig gegen ihre abgelebten wohlverdienten Hunde, bekränzte sie selbst, und ließ sie von der Jagd ruhen; an ihrem Feste aber, glaubte man, ruhe Diana selbst, und alle ihre Hunde. Die Jäger legten daher auch ihre Waffen und Jagdgeräth zum Zeichen der festlichen Ruhe, mitten im Walde auf dem grünen Rasen nieder.

Am 17ten August.

Die Portumnalien.

Melicertes, der Sohn der griechischen Juno, welcher unter dem Nahmen Portumnus oder der Vorsteher der Hafen, von den Römern als eine Meergottheit verehrt wurde, hatte bey der Aemilischen Brücke, welche nachher Pons Milvius, und jetzt Ponte Molle heißt, außerhalb der Stadt, wo eine Art von Hafen an der Tiber war, einen

kleinen Tempel, dessen Einweihungsfest jährlich gefeyert wurde.

Jetzt müßte der Tempel des Portomnus, wenn die alten Zeiten wieder abgebildet werden sollten, innerhalb der Stadt, bey dem sogenannten Hafen von Ripetta stehen, wo man auf einer beträchtlichen Anzahl schöner breiter Stufen, von der Straße bis zur Tiber herunter steigt, und wo alle die Barken landen, welche mit Waaren, die zum gewöhnlichen Lebensunterhalt dienen, aus den gebirgigten Gegenden, die Tiber herunter kommen. Hier ist zugleich die Uiberfahrt zu dem jenseitigen Ufer, wo man vor der Engelsburg vorbey über eine Wiese nach St. Peter und dem Vatikanischen Hügel geht. Der Hafen von Ripetta selbst mit einer schönen Einfassung und Stufen, macht von allen Seiten einen malerischen Anblick.

Am 18ten August.

Die Konsualien.

Bey diesem Feste blickte das römische Volk einmahl wieder in die Geschichte seines ersten Ursprungs zurück, wo man, um die neugebaute Stadt zu bevölkern, ein Asyl für Flüchtlinge errichten mußte, und da nachher ein Mangel an Weibern war, sich vergeblich in den benachbarten Staaten, bey den Vätern um die Töchter bewarb,

indem man sich zugleich der bittern, spottenden, Antwort aussetzte: ob die Römer nicht auch ein Asyl für Weiber errichten wollten.

Dieß zwang nun die Römer, zur List ihre Zuflucht zu nehmen, und Romulus, der seinen Plan zum Raube der Sabinischen Jungfrauen schon längst bey sich selbst entworfen hatte, knüpfte demohngeachtet seinen eignen Muth, oder den Muth des Volks bey dieser Sache, an die Idee von einer Gottheit an, die er sich gewissermaßen selbst erst schuf, und welchen er Konsus, oder den Gott geheimer Anschläge nannte, worunter man sich aber den Jupiter, den Neptun, oder irgend eine höhere Gottheit denken konnte, die jetzt nur unter dem Nahmen Konsus, die geheimen Anschläge der Römer begünstigen sollte.

Es hieß also, man habe im großen Cirkus einen in die Erde vergrabnen Altar gefunden, welcher dem Konsus geweihet sey, dem man nun Opfer darbringen und ihm zu Ehren feyerliche Spiele veranstalten wolle. — Diesen Spielen, welche selbst die Konsualien hießen, mit beyzuwohnen, wurden also die Bewohner der benachbarten Städte mit ihren Familien eingeladen. Und da die Neugierde eine große Menge von Fremden versammlet hatte, so mußte man auf einmahl mitten unter den Spielen, der Gott Konsus, dem sie gefeyert wurden, auch seinem Geschäfte vorstehen, und den Rö-

mern zu der Ausführung ihres listigen Anschlages Entschlossenheit und Muth einflößen.

Die Töchter der Sabiner wurden geraubt; betrübt und auf Rache sinnend kehrten die verwaisten Aeltern zurück. Rom mußte wegen dieses Raubes nachher noch blutige Kriege führen, bis endlich die Weiber selber, sich in ihr Schicksal fügend, den Streit zwischen ihren Männern und Vätern schlichteten, und die erbitterten Gemüther sich versöhnten.

Zum Andenken des Raubes der Sabinerinnen, wurden nun immer noch jährlich mit den Spielen im Cirkus die Konsualien gefeyert. Und wenn diese Spiele geendigt waren, wurde der Altar des Konsus, bis zum künftigen Jahre bedeutungsvoll wieder eingegraben, um jene geheime und verborgen gehaltene Staatslist des Romulus zu bezeichnen, die unter dem Schutz des Konsus gelungen war, und auf deren Ausführung, selbst die Fortpflanzung oder das Daseyn des Römischen Volks, nach der alten Uiberlieferung, sich gründete.

So romantisch nun die alte römische Geschichte klingt, und mit so vielen Dichtungen sie auch verwebt seyn mochte, so konnte doch eben die Uiberlieferung von dergleichen Begebenheiten ihrer Wirkung auf die Einbildungskraft nicht verfehlen. Mit dem Fortgange der Zeit wurde den Römern ihre Geschichte immer theurer, und das Volk würde jene alten Sagen vom Evander und seiner Mutter Karmenta, von der wunderbaren Erhaltung des

Romulus und Remus, u. s. w. um vieles nicht haben vermissen wollen.

Am 21sten August.

Die zweyten Vinalien.

Die ersten Vinalien wurden im Aprill gefeyert, wenn man die angefüllten Weinfässer zuerst eröffnete, und aus jedem einen Becher voll, dem Jupiter ausgoß, welchem eigentlich aller Wein, von Alters her, gelobt war.

Jetzt, da sich nun die Zeit der Weinlese näherte, und man die Fässer auf das künftige Jahr wieder zu füllen dachte, erbath man sich aufs neue vom Jupiter, dem der Wein geheiligt war, Segen und Gedeihen. Der Priester des Jupiter nähmlich eröffnete selbst die Weinlese, einige Zeit vorher, ehe sie wirklich anging, auf eine feyerliche Weise, indem er, während daß dem Jupiter ein Lamm geopfert wurde, die ersten Trauben abschnitt.

Und nach dieser Ceremonie durfte nun erst der vorjährige Wein zum Verkauf vom Lande in die Stadt gefahren werden, weil der Wein vom künftigen Jahre nun dem Jupiter schon geheiligt, und man in Ansehung des alten gleichsam von seinem Gelübde frey war.

An eben diesem Tage, war auch der Venus, unter deren Schutz die Gärten standen, ein Tempel geweiht, und die Gärtner feyerten diesen Tag.

Der

Der Begriff von Fortpflanzung im ganz buchstäblichen Sinne scheint die Veranlassung gewesen zu seyn, daß man dem Schutz der Venus auch die Gärten empfahl, und von ihrem wohlthätigen Einfluß Gedeihen für die Pflanzen hoffte.

Am 23sten August.

Die Vulkanalien.

Bey der Veerehrung des Vulkan schien es, als wolle man das Element des Feuers selbst, in so fern es schadend und zerstörend ist, unmittelbar zu versöhnen und zu besänftigen suchen, indem man ein röthliches Kalb, ein wildes Schwein, u. s. w. in die Flammen warf, und der schädlichen verzehrenden Gluht das Leben von Thieren aufopferte, damit sie gleichsam ihren Hunger an diesen stillen, und das Uibrige, was dem Menschen lieb ist, seine Wohnungen, seine Güter, und ihn selbst verschonen möchte.

Die häufigen Feuersbrünste in Rom, wogegen freylich noch wenige Einrichtungen gemacht waren, und welche daher wüthend um sich griffen, machten dieß Fest dem Volke noch angelegentlicher. In dem Cirkus wurden Spiele dem Vulkan zu Ehren angestellt; auch sollen die Römer damahls schon eine Art Feuerwerke, durch künstlich dazu verfertigte Maschinen hervorgebracht, und an den Vulkanalien abgebrannt haben. Wenn die Vulkanalien vor-

bey waren, so fing man auch schon an, ein wenig wieder bey Licht zu arbeiten, gleichsam als ob man nun, auch in dieser Rücksicht, weniger Feuersgefahr zu befürchten habe.

Am 24sten August.

Die Eröffnung der unterirdischen Welt.

Unter Mundus oder Welt dachte man sich die Erde, die Wölbung des Himmels, und die unterirdischen Wohnungen. Auch dieser Begriff wurde personifizirt, und man zeigt noch jetzt an dem Aufgange nach dem alten Tibur eine große Höhlung in einem Felsen, wovon behauptet wird, daß es in alten Zeiten ein Tempel der Welt gewesen sey.

Man mag nun die Gestalt der Welt durch einen gewölbten Tempel mit einer unterirdischen Vertiefung, oder durch irgend ein Modell oder Kasten, der so gestaltet war, abgebildet haben: so ist gewiß, daß man dreymahl im Jahre, nähmlich im August den Tag nach den Vulkanalien, den vierten October, und den achten November, die sogenannte Eröffnung der unterirdischen Welt dadurch feyerte, daß man das verborgene Heiligthum, welches das ganze Jahr über verschlossen war, an diesen Tagen eröffnete.

Weil nun dieß Heiligthum dem Pluto und der Proserpina, den Göttern der unterirdischen Manen geweiht war, so scheint es, als habe man diese

durch die Abbildung einer freywilligen Eröffnung des Zuganges zur Oberwelt, gleichsam versöhnen und besänftigen wollen.

Oder vielmehr man opferte den schadenden und unglückbringenden Wesen, gleichsam einige Tage im Jahre auf, um sich das ganze übrige Jahr dadurch zu erkaufen; denn an den drey Tagen im Jahre, wo Mundus patens war, oder die Eröffnung des Unterirdischen dargestellt wurde, vermied man, sich mit dem Feinde in ein Treffen einzulassen; man hielt keine Volksversammlungen oder Komitien; man warb kein Kriegsheer an, und verwaltete überhaupt, außer den allernothwendigsten, keine öffentliche Geschäfte. An diesen Tagen segelte kein Schiff ab, kein Marsch wurde angetreten, kein Ehebündniß wurde geschlossen; kurz, alles wurde vermieden, was man vorzüglich mit glücklichen Vorbedeutungen anzufangen wünschte. — Denn da man sich das Reich des Pluto, den Schlund der unterirdischen Welt in diesen Tagen, als eröffnet dachte, und also die Scheidewand zwischen Leben und Tod, zwischen der Oberwelt und Unterwelt, während dieser Zeit gleichsam aufgehoben war, so konnte nun auch alles aus dem Abgrunde aufsteigende Unheil, gleich pestilenzialischen Dünsten, sich ungehindert ausbreiten; bis nach Verlauf dieser Zeit denn alles wieder in sein Gleis kam, das furchtbare Heiligthum des Pluto und der Proserpina wie-

der verschlossen wurde, und alle Geschäfte nun wieder ihren ordentlichen Gang gingen.

Man sieht, wie dergleichen Feste gleichsam ein Ableiter für den Aberglauben des Volks waren, das sich doch nun nicht das ganze Jahr über, sondern nur drey Tage im Jahre, vor den unterirdischen Einflüssen fürchtete, und sich dann wieder sicher glaubte; eben so wie bey den Lemurien im May, wo man durch eine kleine unschädliche Ceremonie in einer Nacht, von der Furcht vor Spuk im Hause, das ganze Jahr über, sich befreyte.

Der Oeffnungen, wo die unterirdische Welt eine Kommunikation mit der Oberwelt hatte, gab es in der Einbildung der Alten viele; wie wir denn bemerkt haben, daß sogar in einem Tempel des Mars vor dem Kapenischen Thore, eine solche Oeffnung war, worüber ein Stein lag, und wo die Manen nach dem Volksglauben beständig, einen Aus- und Eingang hatten.

Wenn irgend etwas an die Idee von Mundus patens oder offenstehender unterirdischer Welt, erinnert, so ist es noch jetzt die Menge von Leichen, die man im Monath August, in Rom zu Grabe tragen sieht. Alle die pestilenzialischen Dünste aus dem offnen Schlunde des Erebus scheinen um diese Zeit emporgestiegen zu seyn, um das Reich des Pluto zu vermehren.

Der fürchterliche Leichenpomp, womit die Todten hier beerdiget werden, erweckt noch mehr das

Bild von einer unterirdischen Welt. Denn die durch weiße oder graue Hemden bis auf die Augen vermummten und verlarvten Begleiter, welche paarweise am hellen Tage, oder am Abend in der Dämmerung mit brennenden Wachslichtern in der Hand, der Leiche folgen, übertreffen alles, was sich die Phantasie von Gespenstern und Erscheinungen aus der Unterwelt nur irgend vormalen kann. Es ist, als wenn der Stein von jener Oeffnung hinweggewälzt wäre, und nun auf einmahl ein ganzes Heer von Manen die Straßen der Stadt überschwemmt hätte, um den Lebenden durch ihren Anblick Grauen und Entsetzen einzujagen.

Am 25sten August.

Die Opekonsiven.

Ops war die Vermählte des Saturnus, und man dachte sich unter ihr die Erde, die den Samen zur Erzeugung aller Pflanzen in sich aufnimmt und zur Reife bringt, in welcher letztern Rücksicht man sie Ops Konsiva, und das Fest das ihr gefeyert wurde, die Opekonsiven nannte.

Dieß Fest wurde nicht öffentlich, sondern in der Behausung des Opferkönigs, in einem geheiligten Gemach gefeyert, wo niemand, als der Opferkönig selbst, und die Vestalinnen zugegen seyn durften. Denn die Ops Konsiva wurde so wie die Bo-

na Dea, Vesta, Ceres, u. s. w. zu den geheimnißvollen Gottheiten gezählt, deren Verehrung ebenfalls sich vor dem Blicke des Volks in ein heiliges Dunkel hüllte.

Von den Festen im September.

Am 13sten September.

Die Einschlagung des Nagels in die Wand vom Tempel des Jupiters.

Diese Ceremonie schrieb sich aus den ältesten Zeiten her, und gründete sich auf ein geschriebenes Gesetz: daß die höchste obrigkeitliche Person in Rom, an den Iden des Septembers, in die Wand des Tempels, der dem höchsten Jupiter gewidmet war, auf der rechten Seite, da wo er an das Heiligthum der Minerva stößt, einen Nagel einschlagen solle.

Man deutete dieß dahin aus: daß, da in jenen alten Zeiten der Gebrauch der Buchstaben und Zahlen nur noch wenig bekannt und eingeführt war, durch dieß jährliche Einschlagen eines Nagels die Anzahl der Jahre habe bezeichnet werden sollen;

und daß es an dem Tempel des Jupiter, da wo er an den Minerventempel stößt, habe geschehen müssen, weil man der Minerva selbst die Erfindung der Zahlen zuschrieb.

Auch die Etrurier schlugen in den Tempel einer ihrer Göttinnen jährlich einen Nagel ein, um auf die Weise die Zahl der Jahre zu bemerken. Es scheint auch, als habe bey den Römern die erste obrigkeitliche Person im Staate, diese Ceremonie in den ältesten Zeiten deßwegen verrichten müssen, um dieser Jahresrechnung, welche damahls vielleicht die einzige war, desto mehr Würde und Glauben zu geben.

Da man nun aber längst schon Kalender und Jahrzahl hatte, wurde dennoch diese alte Ceremonie bey den Römern gewissenhaft beybehalten, und mußte sogar von einem Römischen Diktator, welcher besonders dazu gewählt wurde, verrichtet werden: weil sonst der Buchstabe des Gesetzes nicht genau hätte befolgt werden können, indem die beyden Konsuls einander gleich waren, und keiner von ihnen die höchste Würde im Staate begleitete.

Wenn man erwägt, was für einen großen Einfluß die Ehrfurcht für das Alte in die ganze Denkungsart der Römer hatte, und wie sehr sich das Volk dadurch an sich selber knüpfte, indem eine lange Reihe aufeinanderfolgender Generationen sich um so fester an einander schlossen; so wird man diesem Volke jenen unschädlichen gottesdienstlichen Ge-

brauch auch nicht verargen, wodurch es gleichsam die patriarchalischen Sitten seiner Väter zu ehren suchte, indem so wie bey jenen, die Hand der ersten obrigkeitlichen Person, in die Wand des heiligsten Tempels in Rom, noch jährlich einen Nagel schlug.

Am 22sten September.

Der Geburtstag des Augustus.

So wie der Geburtstag des Cäsar, wurde auch der des Augustus mit öffentlichen Spielen gefeyert, und als ein ordentlicher Festtag im Kalender mit angesetzt. Die Römischen Ritter feyerten frywillig und einstimmig das Geburtsfest des Augustus zwey Tage lang. Die Gottheit war nun einmahl vom Himmel herabgestiegen, und man mußte sie auf alle Weise zu verehren und sich um ihre Gunst zu bewerben suchen.

Man ließ die Götter im Himmel schalten, und wandte seine Aufmerksamkeit lieber auf diejenigen, welche auf Erden die reelle Macht besaßen, und die guten Gaben der Götter nach ihrem Wohlgefallen an die andern Sterblichen austheilen konnten, deren Schicksale sie zwar nicht entgehen, aber doch auf Tempel und Altäre, wem etwa daran lag, nach ihrem Tode sich Rechnung machen konnten; wie denn der Kaiser Vespasian, der an der rothen

Ruhr sterben mußte, da sein Ende herannahte, sich sehr naiv ausdrückte: ich merke, daß ich nun bald ein Gott werde!

Am 30sten September.

Die Meditrinalien.

Wenn die Weinlese anging, pflegte man von dem alten Weine und von dem ersten ausgepreßten Most feyerlich zu kosten, und auch den Göttern davon auf ihren Altar auszugießen, wobey man die Worte sagte: ich trinke den alten und neuen Wein, der alte und neue Krankheit heilt.

Nun dachte man sich auch eine Art von Gottheit, welche durch den Wein die Krankheit heilet, und von dieser Heilung den Nahmen Meditrina führte. Dieser Göttin Meditrina zu Ehren wurden also die Meditrinalien gefeyert, wobey man sich vorzüglich der wohlthätigen und heilsamen Wirkung des Traubensaftes bey mäßigem Gebrauch, dankbar erinnerte.

Von den Festen im October.

Am 12ten October.

Die Augustalien.

Dieß war nun wiederum eine Art von wirklichem Feste, das man dem August zu Ehren feyerte, seitdem er nach seinen vollbrachten Feldzügen in Sicilien, Griechenland, Asien, Syrien, u. s. w. siegreich nach Rom zurückgekehrt war; man hatte noch viel mehr zu seiner Ehre beschlossen, wovon er nichts weiter annahm, als daß der Fortuna Redux, oder zurückführenden Glücksgöttin ein Altar errichtet, und der Tag seiner Zurückkunft, unter dem Nahmen der Augustalien, zu den festlichen Tagen im Jahre gezählt werden solle.

Wenn man nicht auf die Person sondern auf den Gegenstand, und auf die erstaunliche Macht sieht, die sich damahls in einer Person vereinigte, so war der Tag der Rückkunft des Augustus von einem Zuge, wo er die Welt, die ihm nun unterworfen war, gleichsam gemustert hatte, immer merkwürdig genug, um in dem Almanach der Römer, sey es auch in welcher Rücksicht es wolle, bezeichnet zu werden.

Am 15ten October.

Die Fontinalien.

An diesem Feste bekränzte man die Brunnen, und warf Kränze in die Quellen, die von den Alten vorzüglich heilig gehalten, und unter dem Bilde wohlthätiger Wesen mit Opfer und Gebeth verehrt wurden.

Der Quell Juturna in Rom, und der Quell Egeria vor dem Kapenischen Thore waren den Römern vorzüglich heilig. Bey dem letztern befand sich ein heiliger Hain, und er war zugleich den Musen geweiht; das Thal wo er entsprang, nannte man das Thal der Nymphe Egeria, die nach der alten Volkssage, dem Könige Numa hier in nächtlicher Stille die Rathschlüsse der Götter eröffnete, welche er nachher dem Volke wieder vortrug, und ihnen als Götteraussprüchen desto leichter die Kraft der Gesetze gab.

Ein Römischer Dichter aus den spätern Zeiten beklagt es, daß man diesen alten heiligen Quell durch künstliche Verzierungen entstellt und entweiht habe. Wie viel schöner, sagt er, und der Gottheit würdiger wäre es, wenn statt dieses fremden Marmorrandes noch so wie ehemahls der grüne Rasen die klare Fluth einfaßte, und diese Höhlungen nicht künstliche Grotten wären.

Diese Beschreibung paßt noch jetzt auf den Quell Egeria. Man sieht noch zum Theil den al-

ten Marmorrand, die künstliche Grotte, die Nischen, in welchen die Bildsäulen der Musen standen, wovon noch einige vorhanden sind, die man nun anderwärts aufgestellt hat. Auch eine verstümmelte Bildsäule der Nymphe Egeria befindet sich noch hier, und das Wasser dieses Quelles wird noch jetzt für vorzüglich gesund gehalten.

Der Quell entspringt unter einem Hügel, auf welchem eine kleine Kirche Nahmens St. Urbano steht, von der man glaubt, daß sie auf den Ruinen eines Tempels des Bacchus erbaut sey. Wenigstens sieht man hier noch vier schöne antike Säulen von Korinthischer Ordnung, welche einen Portikus unterstützen.

Der Quell Egeria ist hier zwischen den häufigen kleinen Hügeln gleichsam versteckt; die Gegend ist öde und unbebaut, und hat daher wieder ein so einsames und romantisches Ansehen, wie sie vielleicht zu den Zeiten des Numa mag gehabt haben.

Am 15ten October.

Die Opferung des Pferdes.

An den Iden des Octobers wurde auch jährlich dem Mars, auf dem ihm geweihten Felde ein Pferd geopfert.

Dieß Pferd mußte vor einem zweyspännigen

Wagen, mit dem man den Sieg erhalten, zur rechten Seite gezogen haben.

Der Kopf des Pferdes ward öffentlich angenagelt, und aus dem Schweif ließ man das Blut auf den Altar träufeln. Die Meinungen über den Grund dieser Opferung waren getheilt. Zuweilen opferte man nähmlich den Göttern die ihnen verhaßten Thiere, und zuweilen diejenigen, welche ihnen besonders lieb waren, als z. B. der Ceres eine der Göttin verhaßte ackerumwühlende Sau, und der Venus, ihren Liebling, die sanfte Taube.

So betrachtete man nun auch das Pferd, dessen man sich anfänglich bloß zum kriegerischen Gebrauch bediente, als ein dem Mars geweihtes Thier, an welchem diese Gottheit einen vorzüglichen Wohlgefallen fände, und dessen Darbringung ihr also nicht anders als angenehm seyn könne; was nun aber den Göttern dargebracht wurde, mußte sterben, und zerstört werden; dieß war der unzertrennliche Begriff, den man mit dem Opfer verband; so wie man zuweilen dasjenige, was einem Todten am liebsten gewesen war, mit auf den Scheiterhaufen zu werfen pflegte, und es einen Raub der Flamme werden ließ.

Das Irdische und Grobe was man darbrachte, konnte gleichsam nicht anders als durch die verzehrende Flamme aufgelöst, in das Geistige der Götter übergehen, enen nach jener alten Vorstel-

lungsart der bloße Opferrauch schon eben das war, was uns die Nahrung ist.

Daß man nun aber das Pferd, welches dem Mars geopfert wurde, nicht nur tödtete, sondern es gleichsam mit einer Art von Wuth zerstückte, veranlaßte noch eine andere Deutung dieses alten Gebrauchs, welcher nach dieser Deutung auf nichts weniger, als das große hölzerne Trojanische Pferd Bezug haben sollte.

Die Römer leiteten nähmlich selbst durch den Aeneas ihren Ursprung von den Trojanen her, und übten nun noch gleichsam Rache an einem wirklichen Pferde aus, weil dessen hölzerne Figur ihren Voraltern einst so viel Unheil gebracht hatte. Dieß war eine alte Volksdeutung, worauf sich auch der Umstand zu gründen scheint, daß die Bewohner der Via sakra oder des heiligen Weges, und die Bewohner der sogenannten Suburra sich um den Kopf des Pferdes stritten, welche von beyden ihn in ihrer Gegend öffentlich annageln sollten.

Noch eine dritte Deutung war, daß man dem Mars ein Pferd aufopferte, weil es zur Flucht behülflich sey, die man, dem Kriegsgott zu Ehren, durch den Tod des Pferdes gleichsam bestrafe; und dadurch ein warnendes Beyspiel gebe, nie in der Flucht sein Heil zu suchen.

Aus diesen mancherley Deutungen erhellet die erstaunliche Anhänglichkeit der Römer an die alten Gebräuche, die sie immer noch gewissenhaft beobach-

teten, ob sie gleich schon längst nicht mehr wußten, was die erste Veranlassung dazu gewesen war. Der gottesdienstliche Gebrauch selbst blieb immer die Hauptsache, die Deutung desselben war nur etwas Zufälliges, und gleichsam bloß ein Gegenstand der Neugier.

Am 19ten October.

Das Waffenfest.

Unter dem Klange der kriegerischen Tuba, opferte man bewaffnet, und die Rüstung sollte durch diese Ceremonie gleichsam aufs neue geweihet werden.

Der tapfere Krieger faßte noch mehr Zutrauen zu seinen guten Waffen, indem er sie den Göttern in ihre besondre Obhuth und zu ihrem besondern Schutze empfahl. Denn keine Sorge für rigend eine Geräthschaft war, nach der damahligen Vorstellungsart, den Göttern zu geringe.

Von den Festen im November.

Am 13ten November.

Die Götterspeisung.

Nach einem alten Kalender war vorzüglich auf diesen Tag eine ganz besondere Art von Verehrung der Götter ausgesetzt, die man ihnen aber auch zu jeder andern Zeit zum öftern erwies.

Jupiter und die übrigen Götter wurden nähmlich ordentlich zu einem Gastmahl eingeladen; man richtete in ihren Tempeln die Tafel an, und stellte nach der Gewohnheit der Alten, wo die Männer liegend, die Frauen aber sitzend aßen, Betten für die Götter, und für die Göttinnen Stühle hin.

Die Anordnung und Bestimmung dieser Göttermahlzeiten, war einem Kollegium aufgetragen, das aus sieben Männern bestand, welche von diesem priesterlichen Amte Epulonen hießen.

Kajus Cestius, zu dessen Andenken die Pyramide errichtet wurde, die sich bis jetzt in Rom noch unzerstört erhalten hat, gehörte, wie man aus der Innschrift sieht, zu diesem Kollegium der Epulonen, deren Amt wohl freylich mit keinem geringen Ansehen verknüpft seyn mußte, da man sie für

wür-

würdig hielt, die Götter selbst in deren Tempeln zu bewirthen, und Tafel für sie abzuordnen.

Am 15ten November.

Die Volksspiele.

Diese Spiele, welche von den dazu bestimmten obrigkeitlichen Personen für das Volk veranstaltet, und drey Tage hindurch mit allerley Abwechselungen im Cirkus gefeyert werden mußten, waren dem Andenken der ersten Erringung der Freyheit, nach der Verjagung des Tarquinius Superbus gewidmet.

Und überhaupt feyerte das Volk hierdurch gleichsam triumphirend alle seine errungenen Freyheiten und Vorrechte, wodurch es gegen die Unterdrückungen der Vornehmern und Mächtigern gesichert, oder vielmehr selbst vornehm und mächtig war, und ehe unterdrücken, als unterdrückt werden konnte.

Von den Festen im December.

Am 5ten December.

Die ländlichen Faunalien.

Schon im Februar wurde dem Faunus zu Ehren, dem ein Tempel auf der Tiberinsel in Rom geweiht war, in der Stadt ein Fest gefeyert, welches bey den Landleuten auf die Nonen des Decembers fiel, wo sie sich in Wäldern und auf Wiesen versammelten, und auf dem Altar des Faunus ein Böckchen opferten und Wein ausgossen, wobey sie auch das Lastvieh von aller Arbeit ruhen und gleichsam an dem Feste Theil nehmen ließen, welches von einem Römischen Dichter sehr reizend beschrieben wird:

„Die Nonen des Decembers kehren wieder; ein Böckchen wird geschlachtet; den Bechern fehlt es nicht an Wein."

„Von neuem Weihrauch duften auf den Wiesen die Altäre. Der Wald reicht seine grünen Zweige dar."

„Muthwillig scherzt die Heerde im weichen Grase; das ganze Dorf, von Arbeit frey, hat, nebst dem müßigen Stier, sich auf die Wiesen hinge„lagert."

„Für seine Arbeit rächt sich nun der Pflüger, und freuet sich, den Boden, der ihm so viel Mühe bringt, mit tanzendem Fuße zu stampfen.“

Durch das Opfer, was man dem Faunus und den Faunen oder Waldgöttern darbrachte, suchte man nun diese Wesen, vor denen man sich im Grunde fürchtete, zu versöhnen, und zu bewirken, daß man nicht etwa einen Faun zu Gesichte bekommen möchte, welches, wie man glaubte, nie ungestraft geschehen konnte.

Jemehr man sich nun hüthen mußte, diese Wesen der Einbildungskraft ja nicht zu Gesicht zu bekommen, um desto lebhafter wirkte die Phantasie, um die Gestalt derselben furchtbar auszumalen; so daß es eine eigne Krankheit gab, wo man sich im Traume von den Faunen gequält glaubte, welches vielleicht derselbe Zufall seyn mochte, den wir das Alpdrücken nennen.

Besonders suchte man auch die Faunen durch Opfer und Gebethe zu bewegen, daß sie den Kindern keinen Schaden zufügen, und sie durch fürchterliche Erscheinungen im Schlafe nicht schrecken möchten; gleichsam als wenn man sich unter den Faunen etwas Aehnliches mit unserm sogenannten Knecht Ruprecht gedacht hätte, womit das Volk noch zu unseren Zeiten, kurz vor Weihnachten die Kinder zu bedrohen und zu schrecken pflegt, und sie durch Angst und Zagen, für die Freude die ihnen

die Christgeschenke machen sollen, vorher erst büßen läßt.

Nur dachte man sich, nach den Begriffen jener Volksreligion keine Wesen so schlimm, die nicht durch Opfer und Gebethe zu versöhnen wären. Dadurch verschwand dann wieder die Furcht, man faßte wieder neues Zutrauen, und blieb mit der ganzen Götterwelt immer im guten Vernehmen.

Am 19ten December.

Die Saturnalien.

Saturnus, welcher, nach der mythologischen Dichtung, seine eigenen Kinder verschlang, war ein Sohn des Uranus, und bildete in der Phantasie der Alten die graue unbekannte Vorzeit ab, welche die rollenden Jahre in Vergessenheit begraben, und ihre Zahl verschlungen hat.

Man dichtete daher auch vom Saturnus, daß er vom Jupiter, den er selbst erzeugt hatte, seines alten Reichs entsetzt, und genöthigt worden sey, die Flucht zu nehmen, worauf er dann Italien zu seinem Zufluchtsort gewählt, und sich in einem schönen mit Bergen rundumgebenen Erdstriche in diesem Lande verborgen habe, welcher Erdstrich, weil in ihm sich ein Gott verbarg, nachher den Nahmen Latium führte.

Hier wurde nun Saturnus von dem uralten

Könige Janus aufgenommen, der seinen Wohnsitz auf dem Hügel jenseits der Tiber hatte, welcher noch jetzt von ihm den Nahmen Janikulus führt, und mit den Klöstern und Gärten, die auf seiner Anhöhe liegen, einen sonderbaren romantischen Anblick macht.

Auch macht noch jetzt die Aussicht auf die mit Bergen rund umher eingeschloßene einsame Gegend von Rom, jenen uralten Begriff der Römer, wie der Nahme Latium entstanden sey, in der Einbildungskraft wieder rege.

Die Gegend stellt sich nähmlich so von der übrigen Welt abgesondert, zur Ruhe einladend still und einsam dem Auge dar, daß sie gleichsam wie für eine wohlthätige Macht gebildet scheinen mußte, welche, da sie über das Ganze nicht mehr herrschen konnte, sich hier eine glückliche Welt im Kleinen schuf, und das goldene Zeitalter auf diese stillen Fluren brachte.

Janus theilte nun, nach der alten Sage, bey der Ankunft des Saturnus mit ihm die Oberherrschaft, und dieser bauete auf den Hügeln des nachmahligen Roms die alte Stadt Saturnia. — Man sieht, die Fabel ist hier nicht bloß allegorisch und kein bloßes Spiel der Einbildungskraft, sondern sucht sich gleichsam an die verlorne Geschichte wieder anzuknüpfen. Die Götter sind einmahl Könige und Herrscher gewesen, und ihre Nahmen sind in der dunklen Geschichte mit aufgezeichnet.

Unter der Regierung des Saturnus und Janus dachte man sich nun freylich die alterältesten Zeiten, welche gar keine Spur in der Geschichte zurückgelassen haben, und wo die Phantasie sich also am leichtesten ein goldenes Zeitalter schaffen konnte, worin sich noch nichts Grausames und Furchtbares ereignete, das in der Geschichte am ersten aufgezeichnet zu werden pflegt, und wodurch diese für die Menschen erst ein vorzügliches Interesse erhält.

Die Jahre, dachte man sich, rollten friedlich dahin und sanken in Vergessenheit, ohne irgend eine Spur von blutigen Kriegen, zerstörten Städten, und unterjochten Völkern zurück zu lassen, durch welche Dinge man sonst die Epochen in der Geschichte zu bezeichnen pflegt. Der Zeit war noch kein blutiges Merkmahl aufgedrückt, darum verschwand sie leicht und leise aus dem Andenken der Menschen, denen jeder Augenblick eine Fülle heitren ungetrübten Lebensgenußes und reiner unverbitterter Freuden war.

Die Könige regierten patriarchalisch; es hatte sich noch kein Staat gebildet, und der Gleichheit und Freyheit der Menschen Fessel angelegt. Und weil es also noch keine Unterdrückung und keine Empörung gab, so war es natürlich, daß die Geschichte von diesen Zeiten schwieg, die so leer von allen dem waren, was man große Ereigniße nennt.

So ungern man sich nun, da man einmahl die Begriffe von den großen Dingen und Ereignißen

hatte, in ein solches goldnes Zeitalter, wo noch gar nichts war, das Aufsehen machte, wirklich zurück versetzt haben würde: so angenehm war doch die Vorstellung von einer solchen Unschuldwelt in der Phantasie, die nichts aufzuopfern brauchte, um sich ganz in solche Zeiten zu versetzen.

Und da man ohngeachtet aller Vortheile, die aus der gesellschaftlichen Verbindung der Menschen zu einem Staate erwachsen, doch wiederum nothwendig das Drückende der Ungleichheit der Stände fühlen mußte, wodurch diese Vortheile erkauft werden müssen; was Wunder, daß man einmahl im ganzen Jahr für diesen Druck sich wieder schadlos zu halten suchte, und einen allgemeinen Freudentag für alle Stände ansetzte, der manchen einzelnen Kummer des Jahres wieder übertragen half.

Dieser Gebrauch scheint sich aus uralten Zeiten herzuschreiben, wo man in dem neugebildeten Staate, der alten Freyheit und Gleichheit noch ihre Rechte lassen mußte. Das Volk mußte sich ihrer wenigstens einmahl im Jahre bedienen dürfen, um alsdann freywillig wieder darauf Verzicht zu thun, bis es nach und nach den Zwang einer ordentlichen Staatsverfassung jener Zügellosigkeit vorzuziehen gewöhnt wurde.

Auf diesen Ursprung der Saturnalien scheint auch der Umstand mit anzuspielen, daß der Bildsäule des Saturns das ganze Jahr über die Füße gebunden waren, und nur bey der Feyer der Sa-

turnalien die Fesseln an denselben gelöst wurden, worauf alsdann unmittelbar jener alte Zustand der Freyheit und Gleichheit unter den Menschen, dem Scheine nach wieder begann, und weil er nicht wirklich mehr Statt finden konnte, wenigstens noch als ein Spiel gefeyert wurde.

Die verschiedenen Abbildungen des Saturnus sind vorzüglich bedeutend, um das Alte, Entschwundene, die ganz unbekannte Vorzeit zu bezeichnen, wovon durch Uiberlieferung keine Spur auf uns gekommen ist, und in Rücksicht deren wir wie Kinder zu betrachten sind, die von dem gestrigen Tage nichts wissen. — In sofern Saturnus diese ganz in Nebel zurückgetretene Vorzeit abbildet, die nun gleichsam abgestorben, ihrer alten Würde entsetzt ist, wurde er als ein eisgrauer Mann gebückt und traurig dargestellt, das Haupt mit einem eisenfarbnen Schleyer bedeckt.

Eine vorzüglich schöne Abbildung des Saturnus aber ist diejenige, wo man ihn mit einem Blumenkranze in der linken, und mit einer Sense in der rechten Hand darstellt.

Es läßt sich kein schöneres Bild der Vergänglichkeit denken, als der Blumenkranz, mit dem Nebenbegriff von seiner kurzen Dauer, und das zerstörende Werkzeug in der Hand des unerbittlichen Greisen. — Es ist die Sense, welche den ungehemmten Schritt, der immerfortwürkenden Zerstörung im All der Natur bezeichnet; es ist der Blu-

menkranz, der auf die immerwährende Verjüngung deutet.

Eine angenehme Vorstellung der Alten vom Saturnus war auch die, wo er zuerst als Gast den Tiberstrom hinaufschifft, um das goldene Zeitalter nach Latium zu bringen.

So wurde er zuweilen auf einem Schiffe sitzend abgebildet, in der Rechten die Sense, und in der Linken eine Schlange, die an ihrem Schweife nagt, und auf der Dinge ewigen Kreislauf deutet.

Fürchterlich hingegen bildet er die alles verschlingende Zeit ab, indem er mit der Sense in der Rechten und dem Kinde in der Linken da steht, das er im Begriff ist, zu verschlingen. Hier ist das alte Chaos, welches nach der Vorstellungsart der Alten, seine eigenen Erzeugungen verschlang, und gleichsam seiner Herrschaft erst entsetzt werden mußte, wenn das Schöne sich entwickeln und bilden sollte; welches Chaos aber auch, nach eben dieser Vorstellungsart, den Samen alles Schönen in sich enthielt, und Segen über die Fluren brachte, indem es den zarten Keim im Schoße der Nacht sich entwickeln ließ, und wie der Schlaf das Wachen, die neuen Bildungen vorbereitete.

Diese Ideenverbindung milderte wiederum das Fürchterliche in der Vorstellung von dem alles Verzehrenden, und ist ganz in dem Geiste der Alten, welche sich Leben und Tod, und Zerstörung und

Bildung immer nahe an einander grenzend dachten, und wohl wußten, daß jede Zerstörung ein Keim zu neuer Bildung wird.

Einer der ältesten Tempel des Saturnus stand auf dem Römischen Forum, wo jetzt die Kirche St. Adriano steht, und man glaubt, daß die vordere Wand an dieser Kirche, welche von allen Zierrathen entblößt ist, noch von dem alten Tempel sey, von welchem auch die große bronzene Thüre noch vorhanden ist, die man von hier nach St. Laterano gebracht hat, wo sie eine der Hauptzierden dieses neuen Tempels ist.

In diesem alten Tempel des Saturnus auf dem Römischen Forum, wurde zugleich von Alters her der öffentliche Schatz aufbewahrt, wozu man den Grund anführte, daß der Schatz unter der Aufsicht des Saturnus am sichersten sey, weil man zu den Zeiten seiner Herrschaft noch von keinem Diebstahl wußte, und es auch überhaupt noch kein Privateigenthum gab, sondern eine durchgängige Gemeinschaft der Güter herrschte.

Auch müsse Saturnus das Geld beschützen, das vorzüglich aus dem Uiberfluß und dem Verkauf der Früchte erworben wurde, deren sorgfältigen Anbau er zuerst die Menschen gelehrt habe, so daß also das Geld, welches hieraus wieder erwüchse, eigentlich ihn zum Urheber habe, und daher vorzüglich unter seiner Aufsicht stände.

Die fremden Gesandten, welche nach Rom geschickt wurden, begaben sich in diesen Tempel, um den Vorstehern des öffentlichen Schatzes ihre Nahmen anzuzeigen; weil Saturnus, der selbst als ein Gast hieher gekommen war, auch die Fremden gerne gastfreundlich aufnehmen wollte, und die Gesandten in den ältern Zeiten wahrscheinlich aus dem öffentlichen Schatz ein Geschenk erhielten, wovon, da dieß nicht mehr geschahe, doch die Ceremonie noch beybehalten wurde.

In diesem Tempel wurden auch die Urkunden von alten Kontrakten, und die Nahmen aller Römischen Bürger auf Pergament geschrieben, erhalten und aufbewahrt.

Am neunzehnten December des Morgens früh wurden in dem Tempel des Saturnus eine Menge Wachslichter angezündet, mit welcher Ceremonie dieß Fest deßwegen anhub, weil man statt der Menschenopfer, die in den rohen Zeiten, dem seine eignen Kinder verschlingenden Saturnus dargebracht wurden, ihn durch diese Anzündung der Kerzen in seinem Tempel zu versöhnen suchte.

Die alte Sage war nähmlich, daß Herkules, da er auf seinen Zügen nach Italien kam, zuerst den Gebrauch der Menschenopfer abgeschafft, und die Einwohner belehrt habe, daß die Götter an grausamen Opfern keinen Wohlgefallen fänden, und daß der mißverstandene eigentliche Sinn des alten Götterausspruches sey, dem Saturnus nicht Men-

schenleben, sondern brennende Kerzen, an seinem Feste darzubringen.

Sobald nun, nach dem alten Gebrauch, das wollene Band, welches die Füße der Bildsäule des Saturnus umschlang, gelöst und abgenommen war, war auch auf einmahl aller Zwang und Unterschied der Stände verschwunden.

Die Sklaven waren jetzt frey, und gingen im purpurbesetzten Rocke, oder in der weißen Toga, wie ihre Herren gekleidet; zum Zeichen der Freyheit trugen sie den Hut, den sie sonst nicht eher als bis nach ihrer wirklichen Freylassung tragen durften.

Die Herren warteten den Dienern bey der Mahlzeit auf; überall herrschte Scherz und Freyheit; der Senat versammlete sich an diesen Tagen nicht; die Gerichte feyerten; alle Prozesse ruhten; in den Schulen waren Ferien; keine Lebensstrafe ward vollzogen; kein Krieg ward angekündigt; man sandte sich einander Geschenke zu, um alte Freundschaft zu erneuern, und die allgemeine Geselligkeit zu befördern; wo man sich auf den Straßen einander begegnete, rief man aus, Jo Saturnalia! und bona Saturnalia! Glück zu den Saturnalien! Auch war noch ein besondrer schöner Zug bey diesem Feste, daß man einigen Gefangnen die Freyheit gab, welche dann ihre Fesseln dem Saturnus in seinem Tempel weihten.

Zu der Feyer der Saturnalien war eigentlich erst nur ein Tag bestimmt, bis man dieß frohe Fest nach und nach bis zu drey, dann bis zu fünf, und endlich unter den Kaisern bis zu sieben Tagen verlängerte, wovon die beyden letzten, so wie unser Weihnachtsfest, vorzüglich den Kindern zur Lust bestimmt waren, die sich um diese Zeit mit allerley kleinen Spielen beschäftigten, woran die Alten Theil nahmen.

An diesen beyden letzten Tagen pflegte man sich allerley kleine Geschenke, besonders kleine Götterbilder aus Gold, Silber, und andern Materien zuzusenden. Von diesen kleinen Götterbildern, welche Sigilla hießen, wurden die beyden letzten Tage der Saturnalien auch die Sigillarien genannt, und der Platz in Rom, wo man dergleichen Sachen, die man sich an den Saturnalien zu schenken pflegte, besonders feil hatte, hieß vicus Sigillarius, oder die Sigillariengasse.

Wem an den Saturnalien ein Geschenk überbracht wurde, mußte nach dem eingeführten Gebrauch, dasselbe mit einem Gegengeschenke erwiedern. Man pflegte auf eine Tafel zu schreiben, was und wieviel man von jeder Art von Geschenken übersende, damit die Uiberbringer nicht in Verdacht kommen möchten.

Ein Römischer Dichter aus den spätern Zeiten hat durch eine Anzahl witziger Epigrammen, die

auf die Nachwelt gekommen sind, den Saturnalien ein bleibendes Denkmahl gestiftet.

Auf eine sehr naive Art bittet er sich von einem begüterten Freunde eine Sommertoga aus, indem er ihm im Winter an den Saturnalien Gefrornes zuschickte:

Dieser verschloßne gekochte Schnee, bewickelt mit leichten
Binsen, sey dir hiermit am Saturnusfeste verehrt!
Zürnest du, daß ich ein Sommergeschenk im December dir sende:
So beschenke mich wieder mit einer geschorenen Toga.

Martial — Ramler.

Die Sommertoga war nähmlich glatt geschoren, so wie man im Gegentheil die Wintertoga, damit sie desto besser wärmte, rauh und wollicht ließ. — Was man sich für Kleinigkeiten an den Saturnalien zuzuschicken pflegte, siehet man aus einem andern Epigramm des angeführten Dichters, wo er sich beklagte, daß sein reicher Freund, ihm alle die Kleinigkeiten wieder zuschicke, die er selbst von andern während der ganzen Saturnalien erhalten haben mochte, als:

Zwölf dreyblättrige kleine Schreibtafeln;
Sieben Zahnstocher;
Schwamm und ein Becher von Thon;
Eine Metze Bohnen;
Ein Körbchen Oliven*;
Ein Krug voll Mostsyrup;
Zwey Töpfe voll Feigen von der schlechtesten Gattung.

Acht große starke Sklaven brachten dem Dichter diese Geschenke, die alle zusammengenommen kaum einen Thaler werth seyn mochten. Der Dichter beklagte die viele Mühe, die das Uiberbringen dieser Geschenke den Leuten gemacht habe, und schreibt an seinen reichen Freund:

Wie weit bequemer, wie sonder Arbeit und Mühe
Hätte mir gute fünf Pfund Silber ein Knabe gebracht!

Martial — Ramler.

Auch Päckchen Weihrauch, Pfeffer, Servietten mit Purpurstreifen, Wachskerzen, pflegte man sich an den Saturnalien einander zum Geschenk zu machen, wodurch eigentlich mehr der gute Wille des Gebers bezeichnet werden sollte, als daß man auf den Werth dieser Geschenke hätte sehen dürfen, die im Grunde nur eine bloße Ceremonie waren,

wodurch das Andenken an die alten Freunde erneuert, oder vielmehr allgemeine Geselligkeit und wechselseitiges gutes Vernehmen befördert werden.

Daß aber demungeachtet zuweilen auch auf diese Geschenke gerechnet wurde, siehet man ebenfalls aus dem Epigrammen des angeführten Dichters, der seinem Freunde, einem Advokaten, wünscht: daß seine Klienten an dem Saturnusfeste ihm nicht etwa kleine dreyblättrige Schreibtäfelchen, oder Servietten mit Purpurstreifen, oder kleine Pakete Weihrauch; sondern alte silberne Becher und Schüsseln mit erhabener Arbeit, von ächtem Gehalt und Gewicht, zum Geschenk übersenden möchten; und der Dichter wünscht sich selber in dem angeführten Epigramm, daß sein reicher Freund, ihm statt der Kleinigkeiten, die acht Sklaven ihm brachten, lieber durch einen kleinen Knaben fünf Pfund Silber hätte schicken sollen. Auch beklagt er sich über einen andern reichen Freund, daß dessen Geschenk alle Jahr kleiner würde:

Vier Pfund Silber hast du mitten im kalten December
Vor zehn Jahren, Paulin, mir zum Geschenke gesandt:
Als ich auf mehrere hoffte, (denn steigen oder doch still stehn

Mü-

Mützen Geschenke) da kam etwa die Hälfte
noch an;
Schlechter ging es im dritten und vierten Jahre.
Nur ein Pfund
Brachte das fünfte, doch bloß eins nach leich-
tem Gewichte,
Bis zur achtunzigen Schale sank es im sechsten
herunter.
Nachmahls ward ein halbpfündiges Mäßchen
daraus.
Ein sehr leichtes Züngelchen sandte das achte: vom
neunten
Weis' ich ein Löffelchen auf: Nadeln sind schwe-
rer, als dieß.
Traun! Das zehnte Jahr hat nichts zu senden
mehr übrig.
Kehre wieder Paulin zu den vier Pfunden zurück.

Martial — Ramler.

Schriftsteller pflegten ihren Freunden an den Saturnalien mit ihren Werken ein Geschenk zu machen, wie dieß denn auch unser Dichter that, der sein Geschenk immer mit einer artigen Wendung in ein Paar Zeilen begleitet; so schickte er z. B. sein Buch an einen der Römischen Advokaten, deren Thüren, wenn sie ihren Klienten eine Sache vor Gericht gewonnen hatten, mit Palmen besteckt wurden, und fügte seinem Geschenke unter andern folgende Zeilen hinzu:

So sey die doppelte Thür immer von Palmen dir grün,
Als du, nun der December dir kurze Muße gewährt,
Meinen Scherzen dein Ohr leihst, dein prüfendes Ohr —

Martial — Ramler.

An den Varro, einen tragischen Dichter, schickte Martial ebenfalls seine kleinen Sinngedichte, mit einer schmeichelnden und bescheidenen Wendung:

Varro, laß den Kothurn des Sophokles jetzt, u. s. w.
Nimm ein Büchlein an, in diesem beräucherten Monath
Nicht zu verachten; ein Werk für den December gemacht.
Lies es, mein Varro, wofern nicht Saturnaliennüsse
Zu verspielen, dir jetzt mehr als mein Büchlein behagt.

Martial — Ramler.

Der Ausdruck Saturnaliennüsse bezieht sich auf die Gewohnheit, daß man an den Saturnalien im Brettspiel um Nüsse spielte, weil man sich gleichsam in jene Unschuldswelt zurück

versetzen wollte, wo noch keine Habsucht und Gewinnsucht Statt fand.

In dem Brettspiel der Alten nannte man die Felder Städte, und die Steine von zwey verschiedenen Farben, nannte man Räuber, welche in zwey Haufen gegeneinander anrückten, und wer nun aus dem feindlichen Haufen ohne Begleitung, so daß er umringt werden konnte, ergriffen wurde, den zog man als einen Gefangnen aus dem Treffen; so wünscht Martial seinem Freunde an den Saturnalien, daß es ihm oft gelingen möge, seinen Gegner im Brettspiel mit dem Räuber einzuschließen, welches, nach unserer Art des Ausdrucks beym Schachspiel, übersetzt ist:

So geling' es im Brette dir, des Spielers
Einen Buben mit zweyen einzusperren.

Martial — Ramler.

Was nun die Freyheit anbetrifft, welcher diese Tage über die Sklaven genossen, so ist es ein schöner Zug von dem sanften, menschenfreundlichen Plinius, wenn er seinem Freunde schreibt: ich habe mich während der Feyer der Saturnalien, in den entferntesten Theil meines Landhauses zurückgezogen, weil ich auf die Weise meinen Leuten in ihren Spielen, und sie mir in meinem Studiren, nicht hinderlich sind.

Martial hingegen bedrohet in den Saturnalien seine Sklaven in einem Epigramm:

Spielen dürft ihr, ihr Knechte, aber laßt es auch beym Spielen; denn nur fünf Tage lang verschließe ich dieß strafende Werkzeug!

Der Hut, den die Sklaven an den Saturnalien trugen, wurde auch von den freyen Römern nur an diesem Feste getragen; denn er war mehr ein bloßes Zeichen, als daß man sich seiner zum Gebrauch bedient hätte. Die Römer, Freye sowohl als Sklaven, gingen entweder mit bloßem Haupte, oder sie bedeckten es mit dem Kleide. Man sieht daher auch keine Bildsäulen der alten Römer mit Hüten auf den Köpfen.

Weil nun aber, wenn ein Sklave freygelassen wurde, der Hut, womit er sich von der Stunde an bedecken durfte, das Zeichen seiner Freyheit war, so bediente man sich in den Saturnalien allgemein der Hüte, weil der Unterschied zwischen Sklaven und Freyen diese Tage über ganz aufgehoben seyn, und durchgängig Freyheit und Gleichheit herrschen sollte.

Die Sklaven durften daher auch an diesem Feste ihren Herren freymüthig sagen, was sie an ihnen zu tadeln fanden, und worüber sie unzufrieden mit ihnen waren, ohne daß der Herr sich dadurch für beleidigt halten durfte.

Ein liebenswürdiger Römischer Dichter benutzt diesen Umstand, um sich von seinem Sklaven alle

seine Fehler und Schwachheiten vorhalten zu lassen, und sich von ihm beweisen zu lassen, daß er selbst, als Sklave seiner Leidenschaften, sich in einer weit ärgern Dienstbarkeit wie jener befinde.

„O du vielfacher Sklave! läßt sich der Dichter von seinem Knechte anreden, der du, deinen Begierden unterthan, wie ein zaghaftes wildes Thier, das einmahl schon seine Fesseln zerbrochen hat und entflohen ist, doch immer wieder in die alten Ketten schlagen lässest!“

„Du willst mein Herr seyn, du, den eine dreyfache Freylassung nicht von der sklavischen Furcht befreyet!“

„Da man den einen Mitknecht nennt, der unter den Befehlen eines andern Knechtes steht: wie kann ich mich anders, als deinen Mitknecht nennen, da du, der du mir befiehlst, wiederum andern, als ein bewegliches Stück Holz, zum Werkzeuge dienst!“

„Ist der etwa kein Knecht, der seinem Gaumen fröhnt? Fliehst du nicht vor dir selbst, wie ein flüchtiger Sklave? Suchst du nicht durch Wein und Schlaf von der quälenden Sorge dich zu befreyen? Vergebens! denn dicht auf den Fersen steht sie hinter dir, und verfolgt dich unaufhörlich!“

Diese bitteren Vorwürfe kann denn am Ende der Dichter nicht länger von seinem Sklaven dulden: Wer gibt mir einen Stein? ruft er aus: der Mensch ist toll, oder er macht Verse! Mir aus

den Augen hinweg! oder du sollst mir durch dreyfache Arbeit für deinen Frevel büßen!

Kein Schluß konnte launigter seyn, als dieser, wo der Dichter durch den Zorn und Eifer, worin er geräth, am Ende noch selbst die Wahrheit der Vorwürfe des Knechts beweist, der ihn einen Sklaven schalt, den jede Leidenschaft schnell beherrsche.

Der Gebrauch, daß die Knechte einmahl im Jahre von ihren Herren bedient wurden, war, so wie überhaupt eine Art von Saturnalien, auch schon in den ältesten Zeiten in Griechenland eingeführt, wo man vorzüglich in Athen, dem Saturnus, der bey den Griechen Chronos hieß, Opfer darbrachte, und das Fest, das ihm zu Ehren gefeyert wurde, die Chronien nannte.

Bey den Römern hieß Saturnus auch der Rebenpflanzer, weil er, nach der alten Sage, die Bewohner dieses Landes zuerst den Weinbau lehrte, und also ihm zu Ehren wohl ein frohes Fest gefeyert werden konnte.

Ein solches Fest, wie die Saturnalien waren, scheint aber auch mehr aus dem eigentlichen Bedürfniß der Menschen, als aus einer bloßen Gewohnheit, sich gebildet zu haben; denn fast in allen Ländern von Europa findet sich noch eine Spur von jener Neigung, sich gleichsam einmahl zur Veränderung in einen Zustand der Freyheit und Gleichheit wieder zu versetzen; wozu man denn vorzüglich der Maskeraden sich bedienet, und eine gewisse Zeit

im Jahre zu dieser Lustbarkeit bestimmt hat, die nach einer sonderbaren Wortabstammung, den Nahmen Karneval führt.

Wenn nun dieß Karneval irgendwo die alten Saturnalien, gleichsam in einem neuen Kostume, lebhaft wieder vors Auge bringt, so ist es in Rom selbst, wo noch weit mehr von den alten Gebräuchen, bey den neuen Ceremonien durchschimmert, als man beym ersten Anblick glauben sollte.

Von dem Karneval, oder den neuen Saturnalien der Römer, wollen wir einen Erzähler hören, dessen Beschreibung hievon so vollkommen und meisterhaft ist, daß auch der Augenzeuge sich nur auf dieselbe beziehen kann; wir wollen besonders einige treffende Züge herausheben, wodurch das neue Römische Karneval mit den alten Saturnalien in Vergleichung kömmt.

„Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben, alles nähert sich einander; jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freyheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten:“

„Die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände müssen als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten, kommen einem jeden, wie es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturini (Fuhrleute, die in Italien eine eigene Menschenclasse ausmachen,) biethen ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen

Zudringlichkeit an. Mit schnellen Schritten, deklamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreyt an die Fenster hinauf; packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an; droht einem jeden mit einem Proceß; macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specifikation seiner Schulden."

„Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bey sich führt, producirt Dokumente; und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge."

„Junge Männer, geputzt in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Classe, liebkosen den begegnenden Männern, thun gemein und vertraut mit den Weibern, als mit ihres Gleichen, oder treiben sonst, was ihnen Laune, Witz, oder Unart eingeben."

„Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust, als Unwillen."

„Da die Frauen eben so viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer, sich

in Frauenskleidern sehen zu lassen: so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittertracht oft höchst reizend zu seyn."

„Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; schöne Haare, (die losgebunden herabhängen) werden vorzüglich erfordert; dann eine ganz weiße Gesichtsmaske; ein irrdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthigen Gebehrden unter die Fenster und vor jeden hin, und empfangen statt Allmosen, Zuckerwerk, Nüße, und was man ihnen sonst Artiges geben mag."

„Es kommen offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben; zwey Damen sitzen erhöht gegen einander über, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein. Kutscher und Bedienten sind maskirt, und man hat die Pferde mit Flor und Blumen geputzt."

„Oft steht ein schöner weißer mit rosenfarbenen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen. An dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet."

„Selbst ernsthafte Personen, welche ohnmaskirt in dem Wagen sitzen, erlauben ihrem Kutscher und Bedienten sich zu maskiren. Die Kutscher

wählen meistentheils nur Frauentracht, und in diesen Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder einem Paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu nehmen."

„Diese sitzen dann gewöhnlich an seiner Seite. Eben so machen es die Bedienten, und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen. Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind, alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich."

„Ein neuer Aufzug vermehrt oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinellen thun sich zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm einen Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik, und führen ihn unter lautem Geschrey auf einem verzierten Wägelchen die Straße hinauf."

„Alle Pulcinellen springen herbey, so wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge, und machen sich mit Geschrey und Schwenken der Hüte Platz."

„Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volks, in kurzen Wämsen mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren."

„Eine von den Frauen scheint hochschwanger,

sie gehen freundlich auf und nieder. Auf einmahl entzweyen sich die Männer. Es entsteht ein lebhafter Wortwechsel; die Frauen mischen sich hinein; der Handel wird immer ärger; endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe gegen einander; man zieht den einen da, den andern dorthin; die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre; man sucht jede Parthey zu besänftigen. So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bey jedem Anlaß mit den Ideen vom Amaziren."

„An dem letzten Abend des Karnevals wird es kaum in dem engen und hohen Korso düster, so sieht man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüster sich bewegen, und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist."

„Die Bedienten bekleben den Rand des Kutschdeckels mit Kerzchen, offene Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich; unter den Fußgängern erscheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen."

„Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen, und die Favoritverwünschung der Römer Sia amazzato! hört man von allen Ecken und Enden wiederhohlen."

„Sia amazzato, chi non porta moccolo! Er-

mordet werde, der kein Lichtstümpfchen trägt! ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und Ausblasen, und ein unbändiges Geschrey: Sia amazzato! bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge."

„Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen, sein eigenes anzustecken, und bey dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll Sia amazzato von allen Enden wiederhallt, desto mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinne; desto mehr vergißt man, daß man in Rom sey, wo diese Verwünschungen um einer Kleinigkeit willen, in Kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann. Sia amazatzo! wird diesen Abend zum Losungsworte, zum Freudengeschrey, zum Refrän aller Scherze, Neckereyen und Komplimente."

„Man begegne nun jemanden im Hause, auf der Treppe, es sey eine Gesellschaft im Zimmer beysammen, aus einem Fenster aus benachbarte, überall sucht man über den andern zu gewinnen, und ihm das Licht auszulöschen."

„Alle Stände und Alter toben gegen einander, man steigt auf die Tritte der Kutschen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher; niemand vermag sich endlich mehr in dem engen Korso, von dem Platze, wo er steht oder sitzt zu rühren. Es

scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehen; daß die Kutschpferde nicht wild, nicht mancher gequetscht, gedrückt oder sonst beschädigt werden sollten."

„Und doch, weil sich endlich jeder weniger oder mehr hinwegsehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt, oder auf dem nächsten Platze freye Luft und Erhohlung sucht; löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden der Straße nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freyheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung."

„Das Volk eilt nun, sich bey einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbothenem Fleische bis Mitternacht zu ergötzen; die feinere Welt, nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen, und auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende."

Aus Göthens
Beschreibung des römischen Karnevals.

So wie nun noch jetzt in Rom an den Tagen nach dem Karneval eine Art von Todtenstille herrscht, und am Aschermittwoch nun der Anfang gemacht wird, durch Fasten und Bethen die Sünden und Ausschweifungen, deren man sich während des Karnevals schuldig gemacht zu haben glaubt, wie-

der abzubüßen; so zog auf ähnliche Weise in dem alten Rom die überspannte Lust während der Saturnalien, bey dem Aufhören derselben, eine Art von Niedergeschlagenheit und Betrübniß nach sich, indem man nun auf einmahl zu dem alltäglichen Leben, dessen angenehme Unterbrechung nur eine so kurze Zeit gedauert hatte, wieder zurückkehren mußte.

Die Ferien waren nun vorbey; der Knabe durfte nicht mehr um Nüsse spielen; der Zechbruder in den Schenken nicht ungestraft mehr würfeln; denn wenn der klappernde Becher ihn verrieth, so wurde er vor Gericht gezogen und bestraft. Auf die Weise schildert der schon zum öftern angeführte Römische Dichter mit vieler Naivität, das Aufhören der Saturnalien, in einem Epigramm, worin er einer Freundin Vorwürfe macht, daß sie ihm gar nichts geschenkt habe, und sie bedrohet, er werde in den Märzkalenden, oder am ersten März, wo die Frauen eine Art von Saturnalien feyerten, und man seinen Freundinnen Geschenke machte, ihr ein Gleiches vergelten; er drückt dieß in folgenden Zeilen aus:

Schon verläßt mit betrübtem Blick der Jüngling,
Vom Schullehrer gerufen, seine Nüsse;
Schon vom klappernden Becher schlimm verrathen,
Steht der Spieler, gezogen aus der Zeche,
Vor dem Richter, und fleht ihn um Verzeihung;

Kurz, die Feste Saturnus sind ausgefeyert.
Und du sandtest mir, wie du doch sonst pflegtest,
Galla! weder Geschenke, noch Geschenkchen.
Gut! Es mag mein December so dahingehn:
Aber, Galla, die Märzkalenden, Eure
Saturnalien werden nun erscheinen:
Dann erstatt' ich dir wieder, was du schenktest.
Martial — Ramler.

Auf den ersten März fielen nähmlich die Matronalien, oder das eigentliche Fest der Frauen, deren Verdienste um den Römischen Staat an diesem Feste vorzüglich in Erinnerung gebracht wurden. Unter diese Verdienste rechnete man zuerst die für den Staat so wohlthätige Vermittelung der geraubten Sabinerinnen, in dem Kriege zwischen ihren Männern und Vätern, weßwegen sie denn auch an dem ersten März dem Kriegsgott selbst ein Opfer darbringen durften.

Hiebey erbathen sie sich die Gunst des Mars für ihre Söhne, welche er für die Ilia hegte, indem er den Romulus, seinen mit ihr erzeugten Sohn zu der höchsten Stufe des Glücks erhub. Bey diesem Opfer fand auch noch die Nebenidee von der Fruchtbarkeit der Erde um diese Jahrszeit, Statt, wobey die Matronen selber Fruchtbarkeit, und eine glückliche und gesunde Nachkommenschaft von den Göttern sich erflehten. Auch der Juno, welche unter der Benennung Lucina, den Ge-

bährerinnen Beystand leisten sollte, war an diesem Tage auf dem Esquilinischen Hügel ein Tempel geweiht; daß also sich alles vereinigte, um den ersten März für die Matronen zu einem vorzüglich festlichen Tage zu machen.

Noch eine besondere Feyer der Saturnalien aber, im December, bestand darin: daß man sich zu einer Art von sokratischem Mahle versammlete, wobey nach einem schönen Gesetze, die Zahl der Gäste auf die Weise bestimmt wurde, daß sie nie unter der Zahl der Grazien seyn, und nie die Zahl der Musen überschreiten durfte.

Derjenige, welcher das Gastmahl ausrichtete, hatte das Vorrecht, die aufzulösende Frage den Gästen vorzulegen. Auf die Auflösung der Frage wurde ein kleiner Preis gesetzt, welchen man, wenn keiner ihn erhielt, dem Saturnus weihte.

Die Opalien.

Während der Saturnalien wurden auch die Opalien, der Ops, welche die Vermählte des Saturnus war, zu Ehren gefeyert. Diesem uralten Götterpaar, der Ops und dem Saturnus schrieb man die Erfindung des Anbaues der Erde zu, und dachte sich unter beyden auch wiederum die fruchtbringende Erde selber, indem man sich unter dem Saturnus die besamende Kraft, und unter der Ops den Schooß der Erde vorstellte, in sofern derselbe

selbe durch den Anbau fruchtbar gemacht wird, so daß man sich auch sogar den Nahmen Ops von Werk oder opus abgeleitet dachte.

Indem man diesen Göttern Gelübde darbrachte, berührte man die Erde, zum Zeichen der Dankbarkeit für die Wohlthaten, welche aus dem Anbau des Feldes für die Menschen erwachsen sind.

In Griechenland soll der König Cekrops, im attischen Gebieth, wo man am eifrigsten den Ackerbau betrieb und zu vervollkommnen suchte, dem Saturnus und der Ops, oder demjenigen, was man sich unter diesen Wesen dachte, den ersten Altar errichtet, und ein Gesetz gegeben haben, daß die Hausväter, nachdem sie Getreide und Früchte in die Scheuren gesammlet, mit ihren Knechten, mit denen sie Arbeit und Mühe getragen hatten, nun auch gemeinschaftlich speisen sollten, weil die Gottheit ein Wohlgefallen daran fände, wenn man die Knechte für ihre Arbeit ehre.

Am 21sten December.

Die Angeronalien.

Die Sorgen und Bekümmernisse, welche das Gemüth beängstigen, personifizirte man sich zu einer Gottheit, welche **Angerona** hieß, und, wie man glaubte, die Macht besaß, dergleichen Beängstigungen zu verursachen, und auch wiederum da-

von zu befreyen, weßwegen man sich mit Gebethen und Opfern an sie wandte, damit sie dergleichen Bekümmernisse des Gemüths sowohl, als auch insbesondere eine körperliche Krankheit, welche Angina hieß, und einst bey dem Römischen Volke epidemisch um sich griff, gnädig von den Bittenden abwenden möge.

Die Kompitalien.

Um diese Zeiten wurden auch, obgleich nicht immer, die Kompitalien gefeyert, wo man den Schutzgöttern der Heerstraßen besonders Opfer brachte. Dieß Fest hatte seinen Nahmen von den kleinen hölzernen Kapellen, oder Opferhütten, welche auf den Plätzen, wo sie die Wege durchschnitten, errichtet waren, und, so wie die Kreuzwege selber, Kompita hießen.

Diese Kompita waren auf allen Seiten offen, so daß sie einen freyen Durchgang verstatteten, und in ihrer Mitte stand ein den Laren geweihter Altar; wobey man in den ältesten Zeiten der Mania oder der Mutter der Laren, grausame Opfer brachte, indem man sich vorstellte, daß, um das Leben der Kinder, nach welchen die Mania unaufhörlich trachte, zu erhalten, die freywillige Aufopferung einiger von denselben nothwendig sey, wodurch das Leben der übrigen gleichsam erkauft werden müsse.

Der grausame Tarquinius Superbus führte diesen längst abgeschafften Gebrauch wieder ein, der aber auch sogleich nach der Verjagung dieses Tyrannen, wieder abgestellt, und mit einer sehr unschuldigen Ceremonie vertauscht wurde, welche darin bestand, daß man der Mania Zwiebeln oder Mohnköpfe zum Opfer darbrachte, um einem alten Ausspruche des Orakels Genüge zu leisten, daß man Köpfe um Köpfe zum Opfer darbringen solle, welches freylich eigentlich so viel hieß, daß die grausame Gottheit, die man versöhnen wollte, Leben um Leben fordere; nun aber, da man sich diese Gottheit leutseliger und milder dachte, erlaubte man sich, den alten Orakelspruch auf Zwiebeln und Mohnköpfe auszudeuten.

Um aber noch ein übriges zu thun, wurden auch, nach der Zahl der Kinder, von Wolle ausgestopfte kleine Menschenbilder vor der Hausthür aufgehangen, um dadurch die Mania zu befriedigen, und der Gefahr, welche den Familien durch Krankheit und Sterben drohte, vorzubeugen. Nach der Zahl der Knechte und Mägde, wurden ebenfalls Knäuel oder Bälle zur Aussöhnung dargebracht, damit ihnen kein Unfall begegnen möchte, auch war das Gesinde an diesem Feste von aller Arbeit frey.

Septimontium, oder das Fest der sieben Hügel.

Seitdem der siebente Hügel in die Ringmauer der Stadt eingeschlossen war, wurde dieß Fest gefeyert, und auf jedem der sieben Hügel Roms ein Opfer dargebracht; gleichsam als ob beym Schluß des Jahres der Rückblick noch einmahl auf dem Wohnplatz selbst geheftet werden sollte, der ein Volk umschloß, welches immer an Macht zunehmend, von diesen sieben Hügeln zuletzt die Welt beherrschte.

Am 28sten December.

Die Larentinalien.

Die Veranlassung zu diesem Feste war sonderbar genug; es wurde nähmlich der Akka Larentia oder Laurentia zu Ehren gefeyert, welche als eine Art von Römischer Lais, durch den Wucher mit ihren Reizen, sich ein damahls fast unermeßliches Vermögen erworben hatte, wovon sie nach ihrem Tode das Römische Volk zum Erben einsetzte.

Diese Großmuth deckte nun bey ihr jeden Fehltritt im Leben zu, worüber das dankbare Römische Volk einen Schleyer hüllte, und ihr Gedächtniß durch ein eignes Fest gefeyert, das von ihr die Benennung der Larentinalien führte.

Sie wurde nähmlich beym Velabrum, in der Gegend, wo Romulus und Remus gefunden waren, und wo jetzt die Kirche St. Georgio im Velabro steht, begraben, und jährlich wurde ihren Manen ein Opfer gebracht, wobey man zugleich den Jupiter, in so fern er das Leben gibt und nimmt, verehrte.

Nach einem alten Volksmährchen gelangte Akka Larentia durch einen sehr sonderbaren Zufall zu ihren großen Glücksgütern: Herkules und sein Tempelwächter würfelten nähmlich einstmahls aus Langerweile, wer von beyden dem andern eine gute Abendmahlzeit, und auf die Nacht eine Beyschläferin verschaffen solle; Herkules gewann, und der Tempelwächter mußte die Wette zahlen.

Dieser schaffte also ein Abendessen für den Herkules, und lud die bekannte Akka Larentia auf die Nacht in dessen Tempel ein. Da nun Herkules es vorzüglich in seiner Gewalt hatte, reich zu machen, so ließ er auch die Akka Larentia nicht leer ausgehen, sondern rieth ihr, daß sie ja an dem folgenden Tage, von der Gelegenheit, die sich ihr darbiethen würde, Gebrauch machen solle.

Nun war sie kaum aus dem Tempel wieder zu Hause angelangt, als ihr der reiche Karuzius seine Hand anboth, die sie, auf den Rath des Herkules, nicht ausschlug, und auch sehr bald, durch den Tod des Karuzius zum Besitz aller seiner Reich-

thümer gelangte, wovon sie denn eben das Römische Volk zum Erben ernannte.

Einige hielten auch diese Akka Larentia selbst für die Pflegemutter des Romulus und Remus, welche eben diesen Nahmen führte, und auch nicht in dem Rufe der Enthaltsamkeit stand; diese sollte denn nach dem Tode ihres Mannes, des Faustulus, sich ebenfalls mit einem gewissen reichen Karuzius vermählt, zuletzt ihr ganzes Vermögen dem Römischen Volke zum Erbtheil vermacht, und Romulus deßwegen ihr zu Ehren, und auch aus Dankbarkeit für die von ihr genoßne Pflege, die Larentinalien gestiftet haben.

Von den Festen, die zu keiner gewissen Zeit im Jahre gefeyert wurden.

Das Latiarische Bundesfest.

Schon vom Tarquinius Superbus wurde, nachdem er die Hetrurier überwunden, und mit den Lateinern ein Bündniß geschlossen hatte, dieß Bundesfest gestiftet, welches von den Bewohnern Latiums das latiarische hieß.

Damit nun dieß Bündniß immer daure, schlug Tarquinius vor, einen den Römern, Lateinern, Volskern und Hernikern gemeinschaftlichen Tempel zu errichten, bey welchem man sich jährlich einmahl zu einem festlichen Schmause versammlen, und jede besondere Völkerschaft an dem Opfer Theil nehmen solle.

Der Vorschlag ward einstimmig genehmigt und auf einem Fleck, welcher beynahe den Mittelpunct zwischen diesen aneinandergrenzenden Völkerschaften ausmachte, der Versammlungsplatz bestimmt.

Dieß war nähmlich die Spitze eines hohen Berges, welcher auf die alte Stadt Alba herabsahe, und damahls Mons Albanus, jetzt Monte Cavo heißt.

Hier wurde nun seitdem dem Jupiter Latialis, oder dem Jupiter, der Latium schützt,

jährlich ein Fest gefeyert, wozu einige der zu dem Bündniß gehörigen Völkerschaften Lämmer, einige Käse, andre Milch, und noch andre Kuchen darbrachten, nachdem der Beytrag zu dem Feste für jedes Volk einmahl bestimmt war, und jedes auch an dem Opferschmause verhältnißmäßig Theil nahm.

Ein Stier aber wurde im Nahmen aller geopfert, wobey jedoch die Römer beym Opfer die Aufsicht hatten. Das zu dem Opferschmause bestimmte Fleisch des Stiers ward dann gehörig unter alle vertheilt. Durch welche Ceremonie man jedesmahl das Bündniß gewissermaßen aufs neue knüpfte, oder doch während derselbeu allen Haß beylegte.

Die Konsuln durften nicht eher zu Felde ziehen, bis sie erst das Latiarische Bundesfest angesagt, und es auf dem Albanischen Berge, mit den deputirten Magistratspersonen der Bundesgenossen gefeyert hatten.

Man hielt es für ein Unglückszeichen, wenn irgend eine Ceremonie bey dieser Feyer vergessen, oder irgend jemand bey der Austheilung des Fleisches übergangen war; weßwegen man denn hiebey die größte Sorgfalt beobachtete, und wenn demohngeachtet sich ein Versehen ereignete, das ganze Fest noch einmahl wiederhohlte.

Daß die Konsuln, vor Verrichtung dieser Ceremonie nicht zu Felde ziehen durften, gründete sich auf die Vorstellung: daß bey einem solchen

Friedensfeste jeder kriegerische Anschein müsse vermieden werden, und also die Konsuln auch noch nicht in ihrer Gewalt als Feldherrn dabey erscheinen durften.

Während der kurzen Abwesenheit der höchsten obrigkeitlichen Personen bey der Feyer des Bundesfestes, wurde nun in Rom aus den Patriciern ein Oberhaupt der Stadt gewählt, dessen Würde von der Veranlassung zu derselben auch den Nahmen führte: denn man nannte ihn nur das Oberhaupt der Stadt, wegen der Feyer des Latiarischen Bundesfestes.

Die drey Tage, an welchen dieß Fest gefeyert wurde, bezeichneten sehr merkwürdige Epochen in der römischen Geschichte. Tarquinius Superbus hatte dazu nur einen Tag bestimmt; der zweyte wurde vom Volke hinzugefügt, da es den Tyrannen verjagte, und die Freyheit ihm zu Theil ward; der dritte kam hinzu, als, nach einem gefährlichen Bürgerzwiste, das Volk sich mit dem Senat aussöhnte.

Auf dem Gipfel des Albanischen Berges, welcher jetzt Monte Cavo heißt, steht auf demselben Fleck, wo dem Jupiter Latialis ein Tempel errichtet war, die Wohnung einer Art Ordensgeistlichen; diese heißen Passionari, und ihr Ordenszeichen ist ein Todtenkopf.

Ein Theil der alten gepflasterten Straße, welche zum Tempel des Jupiter führte, hat sich bis

jetzt erhalten; auch siehet man sonst noch Uiberbleibsel von Kapitälen und Gesimsen.

Der Fleck aber, wo der Tempel des Jupiter stand, macht jetzt einen traurigen Anblick. Außer einem kleinen Krautgarten ist der Umfang um das Haus mit wildem Gesträuch bewachsen. Die Geistlichen scheinen selber mit ihrem Aufenthalt unzufrieden; der weiße Todenkopf auf ihrer schwarzen Kleidung vermehrt das düstre Ansehen, und alles scheint wie verlassen zu stehen, und zu trauren, indeß der Wind fast unaufhörlich um die öde Wohnung saußt.

Man ist in einer Art von Beklemmung, indem man in dieß melancholische Gebäude tritt, wovon man sich aber bald wieder erhohlt, wenn man von dem Gipfel des Berges der freyen Aussicht genießt, und nun vor sich in der Ferne das Meer, die Stadt Rom mit ihrem selbst in dieser Entfernung noch erstaunlichen Umfange, die ganze Ebne von Rom, und die Tuskulanischen Hügel, mit den beyden Seen von Albano und Nemi zu seinen Füßen siehet, und alle die Gegenden beynahe mit einem Blick umfaßt, deren Bewohner ehmahls auf diesem Fleck ihr Opfer darbrachten, und ihr fest geschloßnes Bündniß auf diesem Gipfel feyerten, wo sie gleichsam über alle ihre besondern Zwistigkeiten erhaben, die Grenzen der Erdstriche, die sie bewohnten, und um die so viel Blut vergossen war, friedlich nebeneinander in diesem heitern Gesichtskreise, liegen sahen.

Gewiß konnte zu einem solchen Feste kein beßrer Platz als dieser gewählt werden, um die Gemüther zu erheben, und gleichsam die Seele sanfter und zur Versöhnlichkeit zu stimmen, woran man freylich bey der Wahl dieses Platzes wohl schwerlich mag gedacht haben, was aber doch wenigstens von dieser Wahl eine natürliche Folge war.

Denn da es jetzt noch unsre ganze Theilnehmung erweckt, in diesem Umfange jeden Fleck zu bemerken, der uns durch die Geschichte merkwürdig geworden ist, so mußte eine solche Ansicht für jene Völker selbst noch weit mehr Interesse haben, deren Vereinigungspunct gerade auf diesem Fleck war, wo der Tempel des Jupiter die verbündeten Erdstriche übersahe, und den Bewohnern derselben von allen Seiten zum heiligen Merkzeichen diente.

Die Ambarvalien, oder der Umgang um die Felder.

Die Alten scheinen in der feyerlichen Umgehung desjenigen, was sie durch Opfer heiligen und besonders in ihre Gebethe und Wünsche einschließen wollten, etwas vorzüglich Bedeutendes gefunden zu haben, welches vielleicht eben darin lag, daß man durch diese Umgehung eine Sache aus dem Zusammenhange der übrigen Dinge gleichsam herauszuheben, und sie jetzt zum besondern Augenmerk zu machen suchte, worauf die seegnende Ob-

huth der Götter durch Gebeth und Opfer gelenkt, und jede Einweihung, die etwa darauf haftete, zu gleicher Zeit hinweggetilgt werden sollte.

Das Opfer wurde nähmlich um die Felder (arva) umhergeführt, woraus der Nahme Ambarvalien entstanden ist. Man opferte bey diesem Feste ein Schwein, ein Schaaf, und einen Stier oder auch nur ein Kalb, weßwegen man dieß Opfer selbst auch Suovetaurilien nannte, indem man die dreyerley Arten der Opferthiere, woraus es bestand, in eine Benennung zusammenfaßte.

Sowohl nach vollendeter Aussaat, als wenn das Getreide, und die Früchte reif waren, wurde dieß Fest gefeyert, indem man die bekränzten Opferthiere dreymahl um die Felder führte, und die alten Gebräuche dabey beobachtete, welche von einem römischen Dichter in folgender Darstellung sehr reizend geschildert sind:

„Wir heiligen das Getreide, und die Felder, es störe niemand unsre Feyer!"

„An diesem festlichen Tage ruhe die Erde, es ruhen die Pflüger und die mühevolle Arbeit höre nun auf!"

„Löst von dem Joch die Bande! und laßt mit bekränztem Haupte den Stier an der vollen Krippe stehn!"

„Ein jeder komme zum Feste mit reinen Kleidern, und schöpfe mit reinen Händen Wasser aus dem Quell!"

„Ihr Götter unsrer Väter; wir entsündigen den Acker und den Pflüger; laßt Schaden und Unglück ferne von unsren Hütten seyn! verleiht, daß nicht die Ernte unsre Hoffnung täusche, und nicht der Wolf unsren Heerden schade!"

„Nun soll auch auf dem Heerde des Landmanns die Flamme lodern, und glückbedeutende Spiele sollen die Knechte spielen!"

Ob es nun gleich öffentliche Ambarvalien gab, so feyerte doch auch ein jeder Hausvater, der etwas Ackerland besaß, dieß Fest für sich allein mit seinem Hause und Gesinde, indem er ein Lamm, ein junges Schwein, und ein Kalb, welche noch an der Mutter sogen, zum Opfer darbrachte, wobey ihm seine Kinder und Gesinde mit Jauchzen folgten, und einer mit Eichenlaub bekränzt, den Chor anführte, welcher der Ceres, als der Erfinderin des Ackerbaues, ein Loblied sang.

Auf die Weise wurden die Opferthiere dreymahl um den Acker herumgeführt; und der Hausvater mußte dabey folgenden Gebethsformel sprechen:

„Vater Mars ich bitte dich, du wollest mir, meinem Hause, und meinem Gesinde gnädig seyn, weßwegen ich um meinen Acker, um mein Land, und um meine liegende Gründe, dieß Opfer führen lasse, damit du Krankheit, Unglück und Schaden abwenden und verhüthen, hingegen Früchte und Getreide, und den Weinstock gedeihen, und wachsen und reifen lassen, den Hirten und die Heerde

bewahren, und mit, meinem Hause und Gesinde Gesundheit und Kräfte verleihen mögest! Dazu laß dir dieß Opfer von säugenden Thieren wohlgefallen!"

Nach diesem Gebethe goß man Wein und Milch, wovon man ein wenig gekostet hatte, auf dem Altar aus, worauf dann das Opfer vollzogen wurde.

Vor der Ernte wurde der Ceres besonders ein Schwein geopfert. Dabey fand folgende Vorschrift Statt:

„Ehe du das Schwein der Ceres opferst, sollst du dem Janus Kuchen übereinander legen, und sprechen: Vater Janus, ich flehe zu dir, weil ich dir diese Kuchen zusammenlege, so wollest du mir, und meinen Kindern, und meinem Hause und Gesinde gnädig seyn, und dieß Opfer dir wohlgefallen lassen!"

Verfolg der Vorschrift:

„Dann sollst du dem Jupiter die Opferkuchen darlegen, und sprechen: Jupiter, ich flehe zu dir, so wie ich diese Kuchen dir aufeinander lege, wollest du mir und meinem Hause gnädig seyn, und dieß Opfer dir wohlgefallen lassen!"

Verfolg der Vorschrift:

„Hierauf sollst du dem Janus Wein ausgießen, und sprechen: Vater Janus, so wie ich die

Kuchen dir aufgehäuft, und mir deinen gnädigen Schutz erflehet habe, so laß auch zur Erhörung meiner Bitte, diesen Wein, den ich darbringe, dir wohlgefällig seyn!"

Verfolg der Vorschrift:

„Darauf sollst du auch dem Jupiter Wein ausgießen, und sprechen: Jupiter, laß den Kuchen und den Wein, den ich darbringe, dir wohlgefallen!"

Verfolg der Vorschrift:

„Nun sollst du das Schwein der Ceres opfern, und wenn die Eingeweide zerlegt sind, sollst du mit Darlegung der Kuchen und Ausgießung des Weins, die Anrufungen an den Janus und Jupiter, die du vor dem Opfer thatest, wiederhohlen; dann der Ceres Wein ausgießen, und die zerlegten Eingeweide auf ihrem Altar opfern."

Daß man bey dem Weine, den man ausgoß, immer wohlbedächtig hinzusetzte: den ich darbringe, geschahe deßwegen, damit nicht etwa durch eine Unvorsichtigkeit in der Anrufung, aller Wein, den man im Keller liegen hatte, der Gottheit verfallen seyn möchte, wodurch er alsdann allem menschlichen Gebrauch wäre entnommen wor-

den, und man auf den Genuß desselben hätte Verzicht thun müssen.

Die öffentlichen Ambarvalien.

Zu der Feyer der öffentlichen Ambarvalien waren besondere Priester bestimmt, deren Ursprung sich aus den ältesten Zeiten herschrieb. Es waren ihrer Zwölfe an der Zahl, welche eine Krone von Kornähren, und eine weiße Binde trugen, ihre Würde auch Lebenslang behielten.

Man nannte sie die Arvalischen Brüder (Fratres avales) und gründete diese Benennung auf eine alte Volkssage, daß Akka Larentia, die Pflegemutter des Romulus selber zwölf Söhne gehabt, und da einer davon gestorben war, den Romulus unter die Zahl ihrer Söhne mit aufgenommen habe, welche dann jährlich an einem dazu angesetzten Tage, mit Aehren bekränzt, den feyerlichen Umgang um die Felder hielten, und deßwegen die arvalischen Brüder hießen. Romulus habe in der Folge diesen Priesterorden beybehalten, und durch seinen Beytritt zu demselben ihm eine vorzügliche Würde gegeben.

Der feyerliche Umgang, welchen diese Priester mit einem trächtigen Schweine, das mit Krone und Binde geschmückt, zum Opfer bestimmt war, hielten, beschränkte sich auf das alte Gebieth von Rom,

das

das sich anfänglich ungefähr eine teutsche Meile weit um die Stadt erstreckte.

Auf dieser alten Grenze nun wurde das Opfer dreymahl um die Stadt herumgeführt, wobey man noch immer, da Rom schon Meere und entfernte Länder in seinem Gebiethe umfaßte, dieser alten Grenze Sicherheit, so wie den Feldern Fruchtbarkeit, von den Göttern erbath.

Die ganze Ceremonie aus dem patriarchalischen Hirtenleben der ersten friedsamen Bewohner des Palatinischen Berges wurde noch immer beybehalten, ohne durch die Triumphe und Siege der Römer verdrängt zu werden.

Die Amburbien.

Diese Feyer führte ihren Nahmen davon, daß man den feyerlichen Umgang mit dem Opfer nicht um die Felder, sondern um die Stadt (urbs) hielt.

Dieß geschahe, so oft man glaubte, daß der Stadt ein Unglück drohe, dem man durch diese gottesdienstliche Handlung vorzubeugen hoffte, oder so oft auch ein wirkliches Unglück, als Pest oder Theurung die Stadt und das Land betraf, oder ein unglücklicher Krieg entstand.

In allen diesen Fällen mußte die Stadt selber erst mit den Göttern ausgesöhnt, und gleichsam entsündigt werden.

Es waren daher auch bey diesen Amburbien die Oberpriester, die Vestalischen Jungfrauen, die Auguren, die Oberpriester u. s. w. zugegen.

Sehr auffallend ist die Aehnlichkeit der mancherley Arten von Prozessionen in den römischkatholischen Ländern mit den feyerlichen Umgängen der alten Römer.

Man stellte diese Prozessionen ebenfalls an, um die Gottheit zu versöhnen, um bey Dürre und Mißwachs Regen und Fruchtbarkeit vom Himmel zu erflehen. Und eine solche Prozession auf freyem Felde, wozu die Einwohner aus den Dorfschaften sich versammlen, gibt noch jetzt gewissermaßen ein Bild von den Ambarvalien der Alten, nur daß hier alles mehr oder weniger ein düsteres und trauriges Ansehen hat, welches bey jenen festlichen Aufzügen, die man mit einer Art von unschuldigem Zutrauen zu der Gottheit hielt, nicht statt fand. Denn selbst in der höchsten Noth und Gefahr, waren es nicht Büßungen und Kasteyungen, sondern frohe Spiele wodurch man die Gottheit zu versöhnen, und sich selber neuen Muth wieder einzuflößen suchte.

Der Aufzug mit dem Hunde und der Gans.

Weil bey der Belagerung des Kapitols die Gänse durch ihr Schnattern den nächtlichen Einbruch der Gallier in die Festung verrathen hatten, und also Roms Retter geworden waren, indeß die trägen

Hunde schliefen, so wurde nun jährlich eine Gans mit kostbarem Schmuck umgeben, auf einen prächtigen Tragstuhl sitzend, und ein Hund, den man ans Kreuz geschlagen hatte, im feyerlichen Pomp umhergetragen. Denn da man sich die Gänse damahls noch von keiner Gottheit inspirirt dachte, so trug man kein Bedenken, ihnen unmittelbar seine Danbarkeit zu bezeigen.

Von den Festen, die nach Verlauf einer bestimmten Anzahl Jahre wiederhohlt wurden.

Das allgemeine Sühnopfer, womit ein Lustrum beschlossen wurde.

Man nannte eigentlich jede neue Weihung oder Entsündigung durch Opfer eine Lustration, welcher Ausdruck also eine Art von Sühnopfer oder Tilgung alter Schuld bezeichnete.

Weil nun das ganze Römische Volk alle fünf Jahre nicht nur gezählt, und nach dem Vermögen eines jeden Einzelnen geschätzt, sondern auch durch ein feyerliches Opfer mit den Göttern aufs neue wieder ausgesöhnt, und von der Schuld, die et-

wa auf ihn haften konnte, befreyet wurde; so nannte man diesen fünfjährigen Zeitraum selbst ein Lustrum.

Wenn nähmlich die Zählung und Schätzung des Volks vorüber war, so wurde ein Altar von Rasen auf dem Marsfelde errichtet, wo sich am folgenden Tage in aller Frühe das Römische Volk in seiner völligen Waffenrüstung versammlete.

Dann wurden die bekränzten Opferthiere, ein Schwein, ein Widder, und ein Stier, von den Opferpriestern dreymahl um das bewaffnete Volk herumgeführt, worauf dann der Censor, eine der ersten obrigkeitlichen Personen, sich an den Opferaltar stellte, und bey dem Opfer das feyerliche Gebeth verrichtete, welches er, um kein Wort darin zu verfehlen, einem, der es ihm vorlas, nachsprechen mußte.

Das Gebeth enthielt die Worte, daß die unsterblichen Götter doch die Macht und Herrschaft der Römer immer vermehren und erweitern wollten! Zuletzt aber, da die Römische Macht beynahe den Erdkreis unterjocht hatte, trug man doch Bedenken, die Götter noch immer um die Vermehrung und Erweiterung derselben anzuflehen; man änderte also das Gebeth, und wünschte nur bescheiden, daß die Götter die Römische Macht immer erhalten möchten.

Durch die Volkszählung und Volksschätzung, und durch das Sühnopfer und Gebeth war man nun auf fünf Jahre lang mit dem Religiösen und Politischen wieder in Ordnung; so daß man das Lustrum gewissermaßen als ein politisches Jahr betrachten kann, das der Staat sich selber setzte, um auf die Veränderungen aufmerksam zu seyn, welche in einem Jahre nicht genug merklich werden, wie z. B. die Verbesserung oder Verschlimmerung der Vermögensumstände eines jeden einzelnen Bürgers, die allemahl bey der öffentlichen Schätzung zur Sprache kommen mußte, und worauf also nun der Staat selber sein Augenmerk richten konnte. Dieß größere politische Jahr war es also, dessen Schluß durch das allgemeine Sühnopfer bezeichnet wurde.

Die Sekularischen Spiele.

Diese hundertjährige Feyer war unter allen Festen der Römer in mehrerm Betracht das größte und glänzendste. Die Vorstellung von dem beschränkten einzelnen Menschenleben, verlor sich hier in den großen Begriff der Fortdauer eines Staates der von seiner ersten Entstehung an, immer mächtiger und blühender wurde, und nun von einem Jahrhundert zum andern auf seine wachsende Größe gleichsam triumphirend zurückblickte.

Man feyerte dieß Fest für die Wohlfahrt des ganzen Staats, auf den Ausspruch der Sibylli-

nischen Bücher, die man bey jeder Noth und Gefahr zu Rathe zog.

Diese Bücher waren nähmlich nach dem Volksglauben, vermittelst göttlicher Eingebung geschrieben. Ihre Urheberinnen, die Sibyllen, waren wie die wahrsagende Priesterin in dem Tempel zu Delphos, von der Gottheit unmittelbar begeistert. Man zählte ihrer mehrere, deren Geschichte und Daseyn in mancherley Fabeln gehüllt ist.

Merkwürdig ist es, daß diese Sibyllen, nach den römischkatholischen Religionsbegriffen zu der Zahl der biblischen Propheten mit gerechnet werden, und zwar aus dem Grunde, weil sich unter ihren Weissagungen auch solche gefunden haben sollen, in welchen die Zukunft des Messias, eben so wie durch die biblischen Prophezeihungen, vorher verkündigt wurde.

Man siehet selbst in der päpstlichen Kapelle in Rom, welche die Sixtinische heißt, die Sibyllen, deren man sechs oder zehn annahm, in vertraulicher Eintracht, jedesmahl eine Sibylle mit einem Propheten abwechselnd, von dem Pinsel des berühmten Michel Angelo dargestellt.

Und überhaupt ist eine Sibylle noch jetzt in Rom ein religiöser Gegenstand, dessen Abbildung die Andacht in den Kirchen auf keine Weise anstößig findet. Auch ist eine von hohen Eingebungen beseelte schreibende Sibylle an sich ein malerischer Gegen-

stand, der auch von mehrern großen Künstlern meisterhaft ausgeführt ist.

Von der Sibille von Kuma sagt die Dichtung, daß, da sie den Apollo um die Unsterblichkeit, nicht aber zugleich um eine immerwährende Jugend gebethen habe, sie zwar ihres Wunsches gewährt sey, zuletzt aber, von Altar ganz verzehrt, nichts als die Stimme übrig behalten habe, womit sie noch immer Orakelsprüche ertheilte.

Aus der Vorstellung von dem hohen Werthe der sibyllinischen Bücher, den man recht ins Licht setzen wollte, schrieb sich vermuthlich das Mährchen her, wie die Kumäische Sibylle dem Könige Tarquinius Priskus einst erschienen sey, und ihm neun Bücher für dreyhundert Goldstücke zum Verkauf angeboten habe, wovon sie, als er ihr das Geld nicht zahlen wollte, sogleich drey Bücher in die Flamme auf dem Heerde warf, und nun für die übrigen sechs eben so viel, als für die neune verlangte; da sie aufs neue abschlägige Antwort erhielt, verbrannte sie wiederum drey, und forderte nun für die noch übrigen drey nicht minder als für die neune, worauf denn der König in sich schlug, und ihr dreyhundert Goldstücke für die übrigen drey Bücher zahlte.

Dem sey nun wie ihm wolle; genug, die sibyllinischen Bücher waren einmahl da, und wurden in einem unterirdischen Gewölbe unter dem Kapitolium heilig aufbewahrt; die Sorge für ihre Auf-

bewahrung aber wurde in den Zeiten der Republik erst zehn, dann funfzehn Männern anvertraut, welche nur allein in den heiligen Büchern, die in griechischer Sprache verfaßt waren, lesen durften, und so oft es der Senat befahl, darin nachsehen mußten, wie etwa bey großen Unglücksfällen, die den ganzen Staat betrafen, die erzürnten Götter zu versöhnen wären.

So mußten nun auch diese Funfzehnmänner einst bey einer großen Noth die sibyllinischen Bücher zu Rathe ziehen, worin sie denn den Ausspruch fanden, daß für die Wohlfahrt des Staats, und Noth und Unglück abzuwenden, alle Jahrhunderte ein Fest gefeyert werden müßte, wobey man sowohl die Götter der Unterwelt als die himmlischen Götter mit Gebeth und Opfern, aber auch durch allerley frohe Spiele, müsse zu versöhnen suchen.

Ob nun gleich die sibyllinischen Bücher zugleich mit dem Kapitolium, worin sie aufbewahrt wurden, verbrannten, und ihr Verlust, weil man keine Abschrift davon nehmen durfte, eigentlich nicht zu ersetzen war, so wurde demohngeachtet nachher vieles zusammengetragen, was man für Aussprüche der Sibyllen ausgab; und da man bey den sekularischen Spielen sich vorzüglich genau an die Vorschrift der sibyllinischen Bücher hielt, woraus man noch einzelne Verse wußte, so konnte sich diese Vorschrift wohl einigermaßen aus dem Gedächtniß ersetzen lassen; wenigstens trägt eine solche, die uns

noch aufbewahrt ist, ganz das Gepräge orakelmäßiger Aussprüche, wir wollen also auf jeden Fall die alte Sibylle selber hören, wie sie in diesem prophetischen Gesange redend eingeführt wird:

Das Orakel der Sibylle.

„Wenn nun ein Kreislauf von so viel Jahren vollendet ist, als das menschliche Leben bey seiner längsten Dauer erreicht, so sey deß eingedenk, o Rom, sey dessen eingedenk, und vergiß dieser Worte keines!"

„Daß du auf heiligem Felde, am Wasser der Tiber opferst, da wo sie am engsten strömt!"

„Sobald die Nacht hernieder sinkt, und die Sonne ihren Glanz verbirgt, sollst du den alleslenkenden Parzen hier schwarze Lämmer und Ziegen opfern!"

„Dann sollst du die Gottheiten, die den Schwangern beystehen und den Gebährerinnen Hülfe leisten, mit Opfern versöhnen, wie sichs ziemt!"

„Der fruchtbaren Erde werde eine schwarze Sau zum Opfer dargebracht!"

„Weiße Stiere aber soll bey Tage und nicht bey Nacht das Opferbeil an Jupiters Altar fällen! Denn den himmlischen Göttern ist es Brauch, am Tage zu opfern."

„Deßwegen sey auch der Juno eine unbefleckte Kuh geweiht. Und Phöbus Apollo, der Lenker

des Sonnenwagens, Latonens Sohn, empfange ein gleiches Opfer!"

"Jünglinge und Mädchen stimmen Lobgesänge im Tempel der unsterblichen Götter an, und die Zahl der Mädchen und der Jünglinge bilde jede für sich ein besonderes Chor! Auch müssen Väter und Mütter der ausgewählten Zahl von Knaben und Mädchen, des frohen Festes Zeugen, noch beyde sich des süßen Lebens freuen!"

"Die durch hochzeitliche Bande einem Manne verknüpft ist, soll knieend am Altar der Juno zu der Göttin flehen, daß sie den Weibern und auch den Männern hold sey!"

"Ein jeder aber bringe aus seinem Hause die Erstlinge der Früchte dar, und alles, woran die seligen Götter ein Wohlgefallen finden!"

"Bey Tage und bey Nacht sollst du dich häufig zu den Altären der Götter nahen! doch soll bey diesem allen der feyerliche Ernst mit frohem Scherz vermischt seyn!"

"Sey dessen eingedenk, o Rom, so bleibst du immer mächtig; was dich umgibt, wird sich vor deinem Scepter beugen."

Vorzüglich charakteristisch ist die Stelle: Doch soll bey diesem allen der feyerliche Ernst mit frohem Scherz vermischt seyn! — es war angenehm, dasjenige, wozu man schon von selbst einen natürlichen Hang hatte, sich nun auch durch Orakelsprüche befehlen zu lassen, und auf die Weise

durch die Ergötzlichkeiten, denen man sich überließ, einen doppelten Endzweck auf einmahl zu erreichen, indem man sich selbst vergnügte, und zugleich den Befehlen der Götter gewissenhaft gehorchte.

Die Funfzehnmänner fanden daher auch in den sibyllinischen Büchern fast bey jedem Anlaß irgend einen Orakelspruch, der nicht anders gedeutet werden konnte, als daß man durch neueingeführte oder angesetzte Spiele und Ergötzlichkeiten, die dem Volke selbst angenehm waren, auch die Götter wieder müsse zu versöhnen suchen, die gleichsam keine freundliche Miene wieder annehmen würden, wenn man selbst eine finstere Miene machte, sondern die man nur durch eine gewisse heitere und frohe Gemüthsstimmung sich am beßten wieder geneigt machen könne.

Was Wunder also, daß das römische Volk jede Gelegenheit ergriff, sich im Glück den Göttern dankbar zu erweisen, und im Unglück um ihre Hülfe anzuflehen, welches beydes durch Feste geschahe, die selbst mit frohem Lebensgenuß verknüpft waren, und wobey also die Menschen immer, wenigstens nicht minder als die Götter, ihre Rechnung fanden.

Die erste Veranlassung nun zu den sekularischen Spielen war ein sonderbares Ereigniß, welches, nach der Volkssage, in den ältesten Zeiten Roms, mit einem gewissen Valesius, einem reichen Rö-

mer, der auf dem Lande wohnte, sich zugetragen haben sollte.

Dieser Valesius hatte nähmlich zwey Söhne und eine Tochter, welche an der Pest, die damahls in der Stadt und auf dem Lande herrschte, darnieder lagen, und bey denen alle Hoffnung zur Rettung schon verschwunden war, als der bekümmerte Vater, da er für die lechzenden Kranken warmes Wasser vom Heerde nahm, seinen Hausgott um Hülfe und Rettung für seine Kinder anflehte.

Nun, hieß es ferner, habe er eine Stimme vernommen, daß seine Kinder gesund werden würden, wenn er sogleich mit ihnen den Tiberstrom hinunterschiffte, und sie nach Terent brächte, wo er sie vom Altar des Pluto und der Proserpina mit warmen Wasser laben müsse.

Valesius erschrack über diesen Ausspruch, weil der Ort, wohin er seiner Meinung nach schiffen sollte, weit entfernt, und die Schifffahrt dahin gefährlich war. Demohngeachtet aber säumte er nicht, den Befehl der Gottheit zu befolgen, und fest entschlossen, für seine Kinder alles zu wagen, schiffte er sich auf dem Tiberstrom mit denselben ein, und richtete seinen Lauf nach Ostia, um von dort in See zu gehen.

Zufälligerweise aber landete er die erste Nacht, um auszuruhen, bey dem Marsfelde an. Und da er den Kranken warmes Wasser reichen wollte,

im Schiffe aber kein Feuer war, so rief der Steuermann ihm zu, er sähe Rauch auf dem Lande, und Valesius möchte nur in Terent aussteigen, um selber dahin zu gehen.

Dieser Ort am Ufer der Tiber nähmlich, wo der Strom ein sehr enges Bette hatte, hieß eben von (terere) dem Nagen des Flußes an dem Erdreich oder dem Wegspülen davon, Terentum; und Valesius war also nach dem Buchstaben des Orakels nun schon da, wohin er erst reisen wollte.

Froh über dieses gute Zeichen schöpfte er einen Becher mit Wasser, und trug ihn dahin, wo der Rauch von der Erde aufstieg, setzte ihn auf die Feuerstelle, blies so gut er konnte, die Funken wieder an, und brachte das warme Wasser seinen Kindern, welche darauf in einen tiefen Schlaf fielen, woraus sie gesund erwachten.

Während diesem wohlthätigen Schlafe hatte den Kindern von schwarzen Schaafen geträumt, die man dem Pluto und der Proserpina opfern, aber auch von frohen nächtlichen Spielen, die man aus Dankbarkeit gegen die Götter hier feyern müsse.

Valesius eilte nun in die Stadt, um sogleich einen Altar anzuschaffen, den er auf dem Fleck, wo er den Rauch aufsteigen sahe und das Wasser für seine Kinder gewärmt hatte, dem Pluto und der Proserpina errichten wollte, und zu dessen Gründung er in seiner Abwesenheit die Erde ausgraben ließ.

Als nun die Arbeiter zwanzig Fuß tief gegraben hatten, stießen sie auf einen Altar, der, nach seiner Inschrift, dem Pluto und der Proserpina gewidmet war. — Sobald Valesius dieß erfuhr, brachte er an dem gefundenen Altare schwarze Schaafe und Ziegen den unterirdischen Göttern zum Opfer dar, und feyerte drey ganze Nächte hindurch mit festlichen Spielen und Göttermahlen die Genesung seiner Kinder.

Diese Spiele müssen damahls viel Aufsehen gemacht, und der reiche Valesius ansehnliche Kosten darauf verwandt haben, weil sich das Andenken daran so lange bey dem römischen Volke erhielt, das auch dem Valesius von diesen Spielen einen eignen Zunahmen gab, und ihn von der Zeit an Manius Valerius Terentinus nannte; Manius vermuthlich deßwegen, weil er die Manen oder unterirdischen Gottheiten zu versöhnen suchte; Terentinus von dem Orte, der ihm durch die Weissagung seines Schutzgottes und durch die Genesung seiner Kinder so wichtig geworden war, und der nun überhaupt bey den Römern, durch den ausgegrabnen Altar der unterirdischen Götter, einen hohen Grad von Heiligkeit erhielt.

Wie nun dieser Altar zuerst so tief in die Erde vergraben sey, davon trug man sich mit folgender alten Sage: daß einst die Römer schon in den Waffen waren, um gegen die Albaner, mit denen sie Krieg führten, anzurücken; plötzlich aber

habe jemand in furchtbarer Gestalt und mit einem schwarzen Fell bekleidet sich sehen lassen, und ausgerufen, ihm sey von den unterirdischen Göttern anbefohlen, den Römern zu sagen, daß sie dem Pluto und der Proserpina erst ein Opfer bringen sollten, ehe sie den Angriff thäten, worauf die schreckliche Erscheinung verschwunden sey, und die Römer nun so schnell wie möglich den unterirdischen Göttern einen Altar errichtet hätten, welchen sie nach vollbrachtem Opfer zwanzig Fuß tief in die Erde vergruben, damit das Glück, das auf diesem Altar haften sollte, nicht etwa einem fremden Volke, welches ihn einst finden und darauf opfern könnte, zu Theil würde, sondern immer, wie ein verborgner Schatz, bey dem römischen Volke bliebe.

Und eben dieser Altar, sagte man nun weiter, sey es gewesen, den Valesius auf eine so wunderbare Art gefunden, und gleich eine so wohlthätige Würkung davon erfahren habe, deren man sich denn auch wieder erinnerte, als gleich im ersten Jahre nach Aufhebung der Königlichen Gewalt, in Rom eine Pest entstand.

Der Konsul Valerius Publikula nähmlich, dessen Familie selbst von jenem Valesius, dem Finder des unterirdischen Altars, ihren Ursprung herleitete, kam auf den Gedanken, dem Pluto und der Proserpina an diesem Altar für die Wohlfahrt des Römischen Volks einen schwarzen Ochsen und eine schwar-

ze Kuh zu opfern, und nächtliche Spiele anzustellen, weil es ihm vielleicht gelingen möchte, eben so wie sein Ahnherr damahls seine Kinder, auch jetzt das ganze Römische Volk, von der Noth die es drückte, vermittelst dieser Opfer und Spiele, zu befreyen.

Er errichtete also einen Altar mit der Inschrift:

„Publius Valerius Publikula hat das Feuer auf dem Marsfelde dem Vater Pluto und der Proserpina geweihet, und für die Befreyung des Römischen Volks (von der um sich greifenden schädlichen Pest,) dem Vater Pluto und der Proserpina zu Ehren festliche Spiele angestellt.“

Da es sich nun gerade fügte, daß, nachdem dieß alles geschehen war, das Römische Volk auch wirklich von der Pest befreyet wurde; so erhielt diese ganze Sache dadurch einen Grad von Heiligkeit und Würde, wovon der Eindruck in der Folge unauslöschlich blieb, und gerade dasjenige war, woran sich die Volkserinnerung bey dem Rückblick auf die vergangnen Zeiten, am stärksten festhalten konnte, weil in allen menschlichen Dingen die Abwendung der Noth und die Befreyung von Unglück immer das erste, die Verbesserung des Glückszustandes hingegen nur das zweyte Bedürfniß ist.

Die Sorge für die Veranstaltung der sekularischen Spiele war nun dem Priesterkollegium der Funfzehnmänner übertragen, welche die Aufsicht über die sibyllinischen Bücher hatten, und sich ge-

genau an die Vorschrift derselben in Ansehung der Feyer dieses Festes halten mußten; wo aber freylich die Aussprüche der Sibylle dunkel waren, da hatte dieser Priesterorden auch die Macht, sie auszudeuten, und den übrigen Sterblichen den Willen der Götter zu erklären.

Da aber diese Ausdeutung sich nur auf unschuldige Gebräuche, auf Feste und Spiele, die man den Göttern zu Ehren anstellte, erstrecken durfte, so konnten die Funfzehnmänner ihre Macht, den Willen der Götter zu erklären, eben nicht mißbrauchen. Vielmehr stimmte ihre Erklärung des Willens der Götter, welche Scherz und Freude den Sterblichen selbst zur Pflicht machten, sehr gut mit dem Willen der Menschen überein.

Diese Funfzehnmänner mußten nun, wenn die Zeit herannahte, zuerst das Jahr bestimmen, in welches die Feyer dieses großen Festes fiel. Sie mußten die Jahrbücher darüber zu Rathe ziehen. Demohngeachtet aber nahm man nur ohngefähr einen Zwischenraum von hundert Jahren von der einen Feyer dieses Festes bis zur andern an, weil man sich unter Sekulum eigentlich die längste Dauer des menschlichen Lebensalters dachte, und diese sich auch über hundert Jahre erstrecken kann; weßwegen die Bestimmung des Jahres zu dieser hundertjährigen Feyer immer noch sehr willkürlich blieb.

Daß sich diese Feyer aber eigentlich nach dem höchsten Menschenalter richten sollte, scheint auch

der Ausruf zu beweisen, womit die sekularischen Spiele, wenn das Jahr zu der Feyer derselben einmahl bestimmt war, in der Stadt, und im ganzen Lande verkündigt, und jedermann dazu eingeladen wurde, als zu Spielen, die man noch nie gesehen hätte, und auch nie wieder sehen würde.

Man setzte also schon gewiß voraus, daß diese Spiele nicht eher würden wieder gefeyert werden, als bis von der ganzen gegenwärtigen Zeitgenossenschaft wahrscheinlich keiner mehr übrig wäre, gesetzt, daß er auch das höchste Ziel der Dauer des menschlichen Lebens erreichen sollte. Weßwegen sich denn auch jener Ausruf sehr lächerlich ausnahm, als der Kaiser Klaudius die sekularischen Spiele viel zu früh, zu eier Zeit anstellte, wo noch viele Menschen lebten, welche der vorigen Feyer dieses Festes unter dem Kaiser Augustus selbst mit beygewohnt hatten; aber der Kaiser wollte nun einmahl ein hundertjähriges Fest feyern lassen, und die Zeit mußte sich schon nach seinem Willen bequemen.

Wenn nun die sekularischen Spiele öffentlich angekündigt waren, welches im Aprill um die Erntezeit geschahe, so wurde das Volk durch eine Art von Aussöhnung oder Lustration erst dazu vorbereitet.

Die Funfzehnmänner saßen nähmlich einige Tage vorher schon vor dem Kapitolium auf Gerüsten, und gaben dem Volke die Sühne, indem

sie unter dasselbe geweihte brennbare Sachen, Fackeln, Schwefel, und Harz, austheilten, womit ein jeder nun sich selbst und seine Wohnung und Eigenthum, aufs neue heiligen und entsündigen konnte.

Schon seit den ältesten Zeiten wurde die blaue Schwefelflamme als ein sicheres Mittel betrachtet, wodurch z. B. die Verunreinigung eines Hauses durch Todte, hinweggeweihet wurde.

Das Volk mußte aber völlig entsündigt und geheiligt bey einem Feste erscheinen, wodurch es sich vorzüglich den Göttern wohlgefällig zeigen, und sich die Gunst derselben zu eigen machen wollte.

Zu der Weihung oder Sühne gehörte nun aber auch vorzüglich die Besprenguug mit Wasser, welche Ceremonie, wie damahls, auch noch jetzt, in der römischkatholischen Kirche überall Statt findet, und sich, eben so wie bey den Palilien der Alten, auch auf die Thiere erstreckt, wovon in diesem Buche bey der Beschreibung der Palilien selber schon ausführlich gehandelt ist.

Bey den Alten geschahe die entsündigende Besprengung mit einem Lorbeer oder Olivenzweige; so findet man sie auch auf alten Denkmählern abgebildet; und selbst in der einfachen Darstellung dieser Ceremonie, liegt etwas Malerisches und Schönes.

Diese Entsündigung aber bey den Alten erstreckte sich nicht auf das, was wir uns, nach moralischen Begriffen, unter auszusöhnenden Vergehun-

gen denken, wozu nähmlich jede Ausschweifung in dem Genuß irgend eines Vergnügens, oder überhaupt schon jede unmäßige Befriedigung irgend einer Leidenschaft mitgerechnet wird.

Noch weniger fand bey ihnen unser moralisch-religiöser Begriff von Sünde Statt, in so fern man dasjenige, was wir im religiösen moralischen Sinne böse Begierden nennen, darunter versteht, oder mit dazu rechnet. Sie hatten von dieser Art Sünden gar keinen Begriff.

Sünde war bey ihnen, wenn man z. B. bey irgend einem Opfer oder gottesdienstlichem Gebrauch etwas versehen, oder irgend eine Aufmerksamkeit, die man den Göttern bey ihrer Verehrung schuldig zu seyn glaubte, aus der Acht gelassen hatte; wenn ein Hirt sich einbildete einen Satyr oder Faun, oder gar den Pan gesehen zu haben, den kein Sterblicher ungestraft zu Gesicht bekommen durfte, oder wenn er aus einem heiligen Haine, einen Zweig vom Baume gebrochen hatte, um kranke Schaafe damit gesund zu machen, und nun diese Vergehung gegen die Gottheit, welcher der Hain geweiht war, bis zur Aussöhnung seiner Schuld ihm schwer auf dem Herzen lag; so wie das Römische Kriegsvolk einstmahls, da es an dem, den Göttern gelobten Spiele, durch einen feindlichen Uiberfall unterbrochen wurde, sich bey seiner Zurückkunft freute, daß ein alter Gaukelspieler, während ihrer Abwesenheit in einem fort getanzt hätte, wodurch die Spiele

gleichsam fortgesetzt, und ihr Gewissen also, wegen der Unterbrechung derselben, von einer großen Last befreyet war, weßwegen sie denn auch ausriefen: alles steht gut, denn der Alte tanzt!

Dergleichen ganz unmittelbare Vergehungen gegen die Götter selbst, die mit dem moralischen Leben in gar keiner Beziehung standen, waren es eigentlich, womit die Alten nur den Begriff von Sünde verknüpften, und eine Art von Aussöhnung oder Entsündigung bey denselben für nothwendig hielten; weßwegen denn auch der Meineid, als ein unmittelbares Vergehen gegen die Götter selbst, wie eine Sünde oder auszusöhnendes Vergehen betrachtet wurde, wobey man sich denn aber, wie dieß die Kaufleute an ihrem Feste thaten, an den Merkur wandte, bey welchem die Aussöhnung für dieß Verbrechen am leichtesten war, und den man geradezu bath, er möchte jeden Meineid, dessen man sich etwa schuldig gemacht, die Winde verwehen lassen!

Hingegen war man so weit entfernt, Wollust, Habsucht, und Ehrsucht, mit den Handlungen, welche daraus entspringen, zu den auszusöhnenden Vergehungen zu rechnen, daß man vielmehr geradezu die Götter selbst anflehte, zu der Befriedigung aller dieser Leidenschaften hülfreiche Hand zu leisten; und z. B. zu der Erreichung seiner Wünsche im Genuß der Wollust, den Beystand der Venus, zur Befriedigung seiner Habsucht und Be-

gier nach Schätzen, die Hülfe des Herkules sich erbath.

Eine jede Leidenschaft wurde nähmlich an sich so wenig für gottlos und profan gehalten, daß man sie vielmehr selbst zu einer Gottheit personificirte, und daher z. B. in Ansehung der Venus nicht sowohl irgend eine Ausschweifung in der Wollust für ein auszusöhnendes Vergehen halten durfte, als vielmehr befürchten mußte, durch eine zu große Enthaltsamkeit diese Göttin zu erzürnen.

Bey der Diana hingegen, war es umgekehrt; nur hatte ebenfalls bey dieser Göttin, die Enthaltsamkeit nicht als Tugend, sondern weil sie selbst dazu geneigt war, ihren Werth; und da nun das Interesse der Götter überhaupt, mit der herrschenden Leidenschaft und Lieblingsneigung eines jeden, sich nothwendig sehr durchkreuzen mußte, so war es fast nicht anders möglich, als das man immer bey irgend einer Gottheit auf eine oder die andere Weise anstieß, man mochte welche man wollte, zum vorzüglichen Gegenstande seiner Verehrung wählen.

Alle solche Vergehungen aber, deren man sich bewußt oder unbewußt gegen die Götter schuldig gemacht haben mochte, wurden denn durch die feyerliche Sühne auf einmahl ausgetilgt, und das gute Vernehmen mit den Göttern auf einmahl wieder hergestellt.

Wenn nun die Funfzehnmänner genug Fakeln, Schwefel und Harz als vorbereitende Ver-

söhnungsmittel unter das Volk ausgetheilt hatten; so begann die zweyte Vorbereitung zum Feste.

Das Volk versammlete sich nähmlich bey dem Tempel der Diana auf dem Aventinischen Berge, und brachte Waizen, Gerste, und Bohnen, als die Erstlinge der Ernte dar, welche hier zusammengehäuft, and für die Sänger und Tänzer aufbewahrt wurden, unter welche man dergleichen Sachen als Belohnungen und Preise bey den Spielen austheilte.

Diese Art von Belohnung der Sänger und Schauspieler schrieb sich aus den ältesten Zeiten her; denn schon bey den Griechen bezahlte man den Sängern ihre Mühe mit einem Kranze vom wilden Olivenbaume, oder vom Fichtenbaume, oder auch nur mit Aepfeln; so besoldete nun auch das Römische Volk, bey den sekularischen Spielen, seine Theatersänger in Natura mit Waizen, Gerste, und Bohnen.

Wenn nun alle Vorbereitungen zu dem Feste geendigt waren, so hub die Feyer desselben in der Nacht an, wo zuerst den Höllengöttern nach dem Ausspruch der Sibylle, die gehörigen Opfer dargebracht werden mußten.

Man baute nähmlich drey Altäre auf dem Marsfelde, an dem Ufer der Tiber; oder vielmehr man grub erst die Erde aus, und senkte die Altäre hinein, so daß sie tiefer, als die Oberfläche des Bodens waren, woraus denn ein unterirdischer Heerd ent-

stand, der zu dem Boden einer Grube diente, in welche man das Blut der Opferthiere hinunterströmen ließ.

Denn nur den himmlischen Göttern errichtete man erhabene Altäre, welchen daher auch eigentlich wegen ihrer Höhe nur die Benennung von Altären zukömmt. Den Erdgöttern baute man niedrige Altäre, die fast mit dem Boden gleich waren; den unterirdischen Göttern senkte man ihre Altäre in die Erde; sie mußten tiefer, als die Oberfläche des Bodens selber seyn.

Bey den Opfern, die man den unterirdischen Göttern brachte, fand gerade das Umgekehrte von den Gebräuchen Statt, womit man den himmlischen Göttern zu opfern pflegte.

Den himmlischen Göttern opferte man bey Tage, den unterirdischen bey Nacht. Die Altäre, oder vielmehr die Gruben der unterirdischen Götter zierte man nicht mit weißen sondern mit schwarzen Binden, und mit Zweigen von der dunklen, traurigen Cypresse.

Die Opferthiere, die man den unterirdischen Göttern schlachten wollte, mußten schwarz seyn, und wurden auch mit schwarzen Binden geschmückt; der Wein, den man zwischen die Hörner derselben goß, wurde nicht, wie bey den obern Göttern auf der rechten, sondern auf der linken Seite des Thieres ausgegossen.

Wenn man den himmlischen Göttern Opfer darbrachte, so wurde dem Opferthiere das Haupt in die Höhe gehalten. Stand hingegen das Opferthier an der Grube, um den unterirdischen Göttern geschlachtet zu werden, so beugte man ihm den Kopf tief bis zur Erde nieder; das Blut fing man in weiten Schalen auf und goß es in die Grube auf dem unterirdischen Altar aus, wobey man geheimnißvolle Worte mit dumpfem Murmeln sprach, und zuweilen klagende Töne ausstieß; auch wurden zuletzt die Opfergefäße selber zerschlagen oder mit verbrannt. Es durfte von dem nichts übrig bleiben, was den schadenden und zerstörenden Wesen schon durch den Gebrauch bey diesem Opfer anheim gefallen war.

Auf die Weise nun wurden bey den sekularischen Spielen gleich in der ersten Nacht dem Pluto und der Proserpina drey Lämmer geschlachtet, und auf den mit ihrem Blute besprengten Altären verbrannt, worauf man die größern Opfer, dem Pluto einen schwarzen Ochsen, und von schwarzen und unfruchtbaren Kühen der Proserpina darbrachte, wozu man die unfruchtbaren wählte, um die Wesen, welche grausam den Keim des Lebens vernichten, durch ein ihnen selber wohlgefälliges Opfer, zu versöhnen.

Wenn Pluto und Proserpina nun versöhnt waren, so brachte man den Parzen, die den Schicksalsfaden spinnen, schwarze Ziegen nnd Lämmer zum

Opfer dar, und bath, daß nun das künftige Schicksal, worüber der Schluß der Parzen unwiederruflich war, doch so bestimmt seyn möchte, wie man es wünschte; statt daß man sich freylich die Stimmung seiner eignen Wünsche nach dem unwiederruflichen Schicksale eigentlich hätte erflehen müssen, wenn man anders nicht auch schon damahls zu der schon tief ausgedachten Erklärungsart seine Zuflucht nahm: daß bey der Vorsehung oder Vorherbestimmung des Künftigen, selbst das Gebeth, wodurch das Vorherbestimmte oder Vorhergesehene doch eigentlich erst bewürkt wird, auch mit zu dem Vorherbestimmten, und Vorhergesehenen gerechnet werden müsse.

Wenigstens hielt man sich desto fester an die Prophezeihungen, in so fern man glaubte, daß dieselben sich doch ursprünglich von den Parzen oder den Schicksalsgöttinnen selber herschreiben müßten, bey denen alles, was sie vorher sahen und vorhersagten, auch schon unwiederruflich beschlossen war, und also in Ansehung seiner gewissen Erfüllung keinen Zweifel mehr übrig ließ.

Man rechnete die Parzen zu den geheimnißvollen Wesen, und in den mythologischen Dichtungen heißen sie Kinder der Nacht. Ob sie gleich die Schicksale der Götter und Menschen lenkten, so werden sie doch, nach den mythologischen Begriffen, zuweilen dem Jupiter, und zuweilen dem Pluto wieder untergeordnet. In dieser Vorstel-

lungsart fand kein metaphysischer Begriff vom Fatum Statt; die Phantasie individualisirte sich die Wesen, welche das Schicksal lenkten, und führte sie nach Gefallen mit in der Reihe der übrigen Göttergestalten auf.

Bey den sekularischen Spielen nun flehte man die Parzen insbesondere an, daß das neue Sekulum eben so glücklich und heilbringend wie das alte, für Rom und seine Wohlfahrt seyn, und daß für die Prophezeihung von Roms unwandelbarem Glück der Gott der Grenzen immer haften möge!

Nun wurde den geburtshelfenden Göttinnen oder Ilithyen geopfert, unter welchen man sich nicht nur eine Tochter der Juno, die eigentlich den Nahmen Ilithya führte, sondern auch die Diana und noch mehrere Göttinnen dachte, welche von den Gebährerinnen um Hülfe angerufen wurden, wozu den auch die Prosa und Postvorta gehörten, von denen die erstere von der ordentlichen Geburt des Kindes mit dem Kopfe voran, und die andere von der verkehrten Geburt mit den Füßen voran, den Nahmen führte.

Man flehte also die Postvorta an, daß sie die verkehrte und schwere Geburt verhindern, und die Prosa, daß sie die natürliche und leichte Geburt befördern möge. Die Anrufung der Gebährerinnen hatte nun Gottheiten zum Gegenstande, die sich um das Geburtsgeschäft ausschließend bekümmerten, und deren ganzes Wesen, nur auf dieß

einzige Geschäft Bezug hatte; man stellte aber auch hier die schadende und die wohlthätige Gottheit sogleich zusammen, und suchte die eine nicht minder, als die andere, durch Opfer zu versöhnen.

Diana fing, nach der mythologischen Dichtung, ihr Geschäft, den Gebährerinnen beyzustehen, schon sehr früh an. Latona, welche mit dem Apollo und der Diana schwanger ging, wurde nähmlich zuerst von der Diana entbunden, die nun auch gleich ihrer eignen Mutter, bey der Geburt des Apollo, schon selber wieder beystand; sich aber auch nach diesem Geschäfte vom Jupiter die Vergünstigung einer beständigen Jungfrauschaft erbath, gleichsam, als wären die Freuden der Liebe, ihr durch dieß erste Geschäft in ihrem Leben, auf immer verleidet worden.

Ob sie nun gleich selber auf allen Genuß der Liebe Verzicht that, so machte sie sich doch nachher immer ein Hauptgeschäft daraus, den Gebährerinnen beyzustehen, und die Dichtungen führen die Göttin selber redend ein, wie sie sagt:

„Auf den Bergen sey mein Aufenthalt; in den Städten nur dann, wenn die Gebährerinnen zu mir um Hülfe flehen; denn dieß Geschäft haben schon bey meiner Geburt die Parzen mir zugetheilt!" Da man nun bey der Feyer eines Festes, das nach einem Menschenalter von der längsten Dauer, und nach Erlöschung der ganzen gegenwärtigen Generation, erst wiederhohlt wurde, vorzüglich die Nach-

kommenschaft mit in seine Wünsche schloß, so war es natürlich, daß man vor allen Dingen auch auf diese lange Zeit die Ilithyen, oder geburtshelfenden Gottheiten, dem Staate, dessen Erhaltung und immer blühende Fortdauer man wünschte, geneigt zu machen, und zu versöhnen suchte.

Zuletzt wurde auch der Tellus oder fruchtschwangern Erde selber, um sich Segen und Fülle aus ihrem Schooße, auf die Zukunft zu erbitten, eine trächtige Sau geschlachtet, und hiemit endigten sich die nächtlichen Opfer, wobey man aber gleich vom Anfang an, der Vorschrift der Sibylle, daß mit feyerlichen Ernst stets froher Scherz vermischt sey, sorgfältig eingedenk war, und nicht säumte, bey den nächtlichen Opfern auch zugleich die nächtlichen Spiele zu feyern.

Man machte nähmlich Freudenfeuer, und sang dabey festliche Lieder. Auch zündete man den Göttern zu Ehren viele Lichter an, welches zugleich eine Anspielung auf die Ceres, die Mutter der Proserpina war, wie sie mit ihrer Fackel die Nacht erleuchtete, um ihre verlorne Tochter zu suchen.

Nach der Darstellung eines römischen Dichters aus den spätern Zeiten, veranstaltete man bey nächtlichen Spielen sogar schon eine Art Feuerwerke, wobey man Feuerräder, Lauffeuer, u. s. w. an dazu bereiteten bunten Gerüsten anzubringen wußte.

Man wachte aber eigentlich die Nächte durch aus Pflicht den Göttern zu Ehren und suchte sich bey diesen Nachtwachen durch allerley Spiele und Ergötzlichkeiten munter zu erhalten, woran man sich durch die feyerlichen und geheimnißvollen Opfer, die den Höllengöttern gebracht wurden, nicht hindern ließ. Um Ausschweifungen vorzubeugen, durften bey der Feyer dieses Festes unter dem Augustus, auf den Befehl desselben junge Personen von beyderley Geschlecht, den nächtlichen Spielen nicht beywohnen, außer in der Gesellschaft ihrer ältern Anverwandten.

Am nächsten Tage nun verfügte man sich auf das Kapitol, wo dem Jupiter weiße Stiere mit vergoldeten Hörnern, und der Juno weiße Kühe, für die Wohlfahrt des Staats geopfert wurden, wobey man nun um die Gewährung alles Guten, so wie bey den nächtlichen Opfern um die Abwendung alles Bösen, die Götter anflehte.

Dann wurde auch dem Apollo und der Diana geopfert, und diesem Götterpaare zu Ehren Spiele angestellt, worin denn ein gewisser Stephanio, der eine neue Art von Tanz erfand, zweymahl in den sekularischen Spielen tanzte, die einmahl vom Augustus, und nachher freylich vorzeitig vom Kaiser Klaudius wieder gefeyert wurden.

Außer den ordentlichen Schauspielen, die man aufführte, wurden auch im Cirkus Wettrennen angestellt, und es gab nicht leicht eine Art von Spie-

len, die man bey dieser Veranlassung nicht wiederhohlt hätte.

Ein Dichter aus den spätesten römischen Zeiten, macht folgende Beschreibung von den sekularischen Spielen, die zu seiner Zeit noch einmahl von Philippus Arabes und dessen Sohn gefeyert wurden:

„Speise und Trank vergißt das Volk, welches die Nächte durchwacht, bey dem Anblick der mannigfaltigen und immer neuen Spiele, die es mit Staunen ansieht."

„Es hört sich nimmer satt, und sieht sich nimmer satt, und wird der Abwechselung nicht überdrüßig."

„Denn hier sieht es einen Prometheus, der aus Thon den Menschen bildet; dort eine Deukalionische Sündfluth, und die neue Schöpfung der Menschen aus Kieselsteinen."

„Hier ist einer, der Troja noch einmahl wieder einnimmt, indem er von den Eyern der Leda die Erzählung anhebt. Jener stellt den Untergang von Theben, durch den Zwist der Brüder dar."

„Die Fabel redet, handelt, lebt; und was nur irgend einmahl da war, das steht hier wieder auf; und das, was niemahls da war, kömmt ebenfalls zum Vorschein."

„Mit der furchtbaren Larve strengt der Schauspieler seine Kräfte an, daß seine Gebährden zu den Worten, und seine Worte zu den Gebährden passen."

„Was irgend im Kriege und Frieden in allen Jahrhunderten sich Großes ereignet hat, das stellt die Tragödie hier auf einmahl wieder dar.“

Bey allen diesen Ergötzlichkeiten und Spielen aber vergaß man auch wieder der Götter nicht, sondern bewirthete sie selbst in ihren Tempeln an Tischen, um welche man Betten zum Lager für die Götter, und Stühle zu Sitzen für die Göttinnen stellte, und ihnen reichlich Speisen auftrug, welche Ceremonie, wie wir schon bemerkt haben, Lektisternium hieß.

Die Sibylle hatte nähmlich auch befohlen, daß man mit Lobgesängen im Hause der Götter verweilen solle, welches sich denn eben auf die Lektisternien bezog, wo man, während daß die Götter zu Tafel saßen, ihnen zu Ehren auch festliche Lieder anstimmte.

Man pflegte bey den Lektisternien die Götter paarweise an die Tische zu setzen, so daß z. B. Jupiter mit der Juno, Neptun mit der Minerva, Mars mit der Venus, Apollo mit der Diana, Vulkan mit der Vesta, Merkur mit der Ceres, als zusammenspeisend dargestellt wurden.

So wie nun aber bey den Alten die Männer nicht zu Tische saßen, sondern auf Betten zu Tische lagen, die Frauen hingegen neben den Männern saßen, so wurde dieser Unterschied auch bey den Göttern und Göttinnen genau beobachtet; und ein Römischer Schriftsteller aus den spätern Zeiten

be-

beklagt es, daß dieser wohlanständige Gebrauch nur noch in den Tempeln der Götter Statt finde, und aus den Privathäusern schon verbannt sey, wo Männer und Frauen wider allen Wohlstand, auf Betten zusammen zu Tische lägen.

Auf den alten Monumenten findet man oft diese häusliche Scene abgebildet; der Mann ist liegend, sich auf Kissen lehnend, die Frau aber neben ihm am Tisch sitzend dargestellt.

Die Betten für die Götter bey den Lektisternien wurden von den Römischen Senatoren zuweilen selbst gelegt. Für die Speisen der Götter aber mußten die Epulonen sorgen, deren Amt im Vorhergehenden schon beschrieben ist.

Anfänglich waren diese Mahlzeiten, die man für die Götter veranstaltete, frugal und einfach; man setzte ihnen auf hölzernen Tischen Gemüse, Kuchen, und die Erstlinge von Früchten vor. Nachher erstreckte sich der zunehmende Luxus auch auf diese Göttermahlzeiten, welche man mit einem ungeheuren Aufwande veranstaltete, weil denn doch die Götter, welche man bewirthen wollte, wenigstens eben so reichlich mit Speisen versorgt werden mußten, als man sich selbst bedachte.

Ein Kirchenvater, welcher noch in jenen Zeiten lebte, spottet hierüber sehr beissend, indem er sagt: morgen ist Jupiters Gastmahl, morgen sitzt Jupiter zu Tische, er braucht viel Speise, weil er schon ein Jahr gefastet hat. Der Spott dieses Kir-

chenvaters bezieht sich nähmlich auf ein Lektisternium, das dem Jupiter alle Jahre einmahl veranstaltet wurde.

Ein anderer Kirchenvater witzelt über diesen Gebrauch, indem er besonders den Umstand als lächerlich darstellt, daß die übrigen Götter an der Tafel des Jupiters schmarotzten. Uiberhaupt hatten die ersten Christen vor den Lektisternien den größten Abscheu, so daß sie lieber den Martyrertod erwählten, als an der Feyer dieser Göttermahlzeiten Theil nahmen.

Außer den öffentlichen Lektisternien nun gab es auch noch andre, welche in den Häusern gefeyert wurden, indem in der Stadt auf allen Straßen die Hausthüren offen standen, und sogleich bey dem Eingange für die Vorbeygehenden der Tisch gedeckt war, zu welchem man Bekannte und Unbekannte einlud. Man machte es sich bey dieser Feyer zugleich zur Pflicht, mit seinem Feinde gütig und sanft zu reden, alles Streites und Zankes sich sorgfältig zu enthalten, auch den Gebundenen an diesem Tage ihre Bande zu lösen: weil man, durch alle diese Aeußerungen einer wohlthätigen und menschenfreundlichen Gesinnung, auch den Göttern wohlgefällig zu seyn und ihren Zorn wieder zu versöhnen glaubte.

Es war nähmlich eine schöne Idee bey den Alten, daß die Götter zuweilen selbst unter der Gestalt von Unbekannten und Fremden erschienen wä-

ten, um die Gesinnung der Sterblichen zu prüfen und zu erfahren, ob sie das heilige Gastrecht übten oder nicht, weßwegen man sich denn auch die gastfreundliche Aufnahme der Fremden und Unbekannten gleichsam als eine Bewirthung der Götter selber dachte, wodurch ein jeder in seinem Hause die Lektisternien feyerte.

Diese Vorstellungsart der Alten ist selbst den christlichen Religionsbegriffen sehr angemessen, wo es ausdrücklich heißt: was ihr der Geringsten einem, der eurer Hülfe bedürftig war, gethan habt, das habt ihr mir gethan, — und wo man noch jetzt nichts Anstößiges darin findet, mit dem zutraulichen Tischgebethe, Komm, und sey unser Gast! die Gottheit bey der Mahlzeit, einzuladen.

Während den Lektisternien, oder Göttermahlen, mußten die Frauen sich in dem Tempel der Juno versammlen, und diese Göttin mit gebogenem Knie um die Wohlfahrt und Erhaltung des Staats anflehen, nach dem schon angeführten Ausspruche der Sibylle:

„Die durch hochzeitliche Bande einem Manne verknüpft ist, soll knieend am Altar der Juno zu der Göttin flehen, daß sie den Weibern und auch den Männern hold sey!"

Juno war nähmlich die große Hochzeitsstifterin bey den Alten. So wie sie unter den Göttinnen als die Vermählte des Jupiters vorzüglich die Ehefrau spielte, so stand sie auch auf Erden

den Ehen der Sterblichen vor, indem sie den Neuvermählten das sanfte oder schwere Joch auflegte, wovon sie auch den Nahmen Juno Juga, oder die jochende Juno führte, unter welcher Benennung ihr auch in Rom ein Altar errichtet war.

Wenn der Bräutigam die Neuvermählte in sein Haus führte, so flehte diese die Juno an, daß ihr Eingang glücklich seyn möge; wenn die Pfosten des Hauses gesalbet wurden, so erbath sie sich von der Juno ein dauerhaftes häusliches Glück; und indem sie den jungfräulichen Gürtel ablegte, empfahl sie sich in den Schutz der Juno.

Das Glück, was nun eine jede für sich von der Juno erbethen hatte, mußte, in so fern hiervon das Glück des ganzen Staats abhing, bey der öffentlichen Feyer, von allen für alle gemeinschaftlich erbethen werden.

Juno wurde auch als eine der hohen schützenden Gottheiten Roms zugleich mit dem Jupiter und der Minerva auf dem Kapitolium verehrt, und hatte überdem noch einen Tempel auf dem Aventinischen Berge, der ihr unter dem Nahmen Juno Regina oder Juno die Königin geweiht war, in welchem die Matronen ihr auch eine eherne Bildsäule errichtet hatten. In diesem Tempel versammleten sich also die Frauen, um ihre Bitten vor den Thron der Juno zu bringen.

Ferner wurden bey der Feyer der sekularischen Spiele dem Genius gemeinschaftlich Opfer

dargebracht. Ein jeder dachte sich nähmlich unter seinem Genius seinen besondern Schutzgeist, der ihn von seiner Geburt an bis ans Grab begleitete, und über alle seine Schicksale wachte; auf die Weise hätte nun auch jedes Volk seinen Genius oder Schutzgeist, unter dessen besondern Obhuth seine Schicksale standen. Diesem Genius suchte man nun für die blühende Fortdauer des Staats, so wie ein jeder dem seinigen, für die Fortdauer des Lebens, seine Dankbarkeit und Verehrung zu beweisen.

So wie ein jeder an seinem Geburtstage seinem Genius opferte, feyerte hier das ganze römische Volk die Zahl der Jahrhunderte, welche seit seiner Entstehung unter mancherley abwechselnden Schicksalen verflossen waren.

Man bildete den Genius als einen schönen Jüngling ab, der einen Kranz von Blumen auf dem Haupte trug. Die Schutzgöttin der Frauen war die Juno, in so fern sie, von einer jeden als ihre besondere Juno angerufen wurde, und als eine solche ihr Wesen gleichsam vervielfältigen oder vereinzeln mußte; wo sie denn nicht mehr die eigentliche himmlische Göttin Juno, sondern der Schutzgeist einer einzelnen weiblichen Person war, die sie von der Geburt bis ans Grab, so wie der Genius die Männer, durch das Leben begleitete. Juno, als der weibliche Schutzgeist, wurde unter der Gestalt einer Jungfrau mit einem Purpurmantel bekleidet abgebildet.

Die Frauen trugen daher auch ein purpurnes Oberkleid, wenn sie ihrer Juno oder ihrem Schutzgeist opferten; die Männer zogen weiße Kleider an, wenn sie dem Genius ihr Opfer brachten, Männer und Frauen aber schmückten sich vorzüglich zu dieser Feyer.

Dem Genius wurde ein Altar von grünem Rasen errichtet, den man mit Blumen umkränzte. Ihm war der Platanus-Baum geheiligt, unter dessen sich weit verbreitendem Schatten man am gemächlichsten dem frohen Lebensgenuß, bey Wein und Kuß, sich überlassen konnte.

Und dieses hieß nun seinem Genius einmahl zu Gefallen leben; dem zu Liebe von der Strenge gegen sich selber einmahl etwas nachlassen, und gleichsam aus Pflicht sich gütlich thun.

Im Grunde war es das Leben und Daseyn selber, welches man unter dem Bilde des Genius verehrte, den man, um die blühende Fortdauer zu bezeichnen, jugendlich und mit einem Blumenkranze geschmückt, darstellte.

Was man also seinem Genius that, das that man für die Fortdauer seines eignen Lebens, indem man von der immerwährenden Thätigkeit einmahl abließ, und nun auf einige Stunden bloß lebte, um zu leben, oder des Lebens einmahl zu genießen.

Die Opfer, welche man dem Genius darbrachte, bestanden, nach der ältesten Weise, aus Mehl und Salz, das man in die Flamme auf den Altar

warf; auch Kuchen wurden ihm dargebracht, Wein vor ihm ausgegossen, und Weihrauch vor ihm angezündet; so wie ein römischer Dichter singt:

Gib mir den Weihrauch, Knabe, ihn auf die Gluht zu werfen,
Und den Wein, daß ich ihn in die zischende Flamme gieße!

Man schmückte nun den Genius mit Blumen, und salbte seine Locken; wovon ein anderer römischer Dichter singt:

Der Genius sey selbst zugegen, und seiner Verehrung Zeuge!
Mit Blumen sey sein heiliges Haar umkränzt;
Von köstlichen Balsam träuflen seine Schläfe;
Er sey von Kuchen gesättigt, und von Wein berauscht!

Nachdem man nun dem Genius geopfert hatte, bewirthete man sich gastfreundlich untereinander, und selbst diese Bewirthung war gleichsam eine Fortsetzung von der vorhergegangenen Verehrung der Gottheit, die das Leben schützt. Und so wie man durch diesen frohen Genuß dem Genius zu Gefallen lebte, so betrog man hingegen, nach dem sprichwörtlichen Ausdruck, seinen Genius, wenn

man aus übertriebener Kargheit und Sparsamkeit sich etwas von diesem Genuß entzog.

Auch diese schöne Idee der Alten von einem schützenden Genius hat sich nicht verloren, sondern ist nachher in den Begriff von Schutzengeln übergegangen.

Nun mußte bey der sekularischen Feyer noch folgende Vorschrift in dem Orakel der Sibylle beobachtet und genau befolgt werden:

„Jünglinge und Mädchen stimmen Lobgesänge im Tempel der unsterblichen Götter an, und die Zahl der Mädchen und der Jünglinge bilden jede für sich ein besonderes Chor; auch müssen Väter und Mütter der ausgewählten Zahl von Knaben und Mädchen, des frohen Festes Zeugen, noch beyde sich des süßen Lebens freuen!“

Nachdem man nähmlich den ersten Tag der sekularischen Spiele vorzüglich auf dem Kampus Martius am Ufer der Tiber, und den zweyten auf dem Kapitol gefeyert hatte, so wurde nun am dritten in dem Tempel des Apollo auf dem Palatinischen Berge, der große Festgesang, nach der Vorschrift der Sibylle, von Knaben und Mädchen angestimmt.

Dieser Festgesang, der bey der hundertjährigen Feyer gesungen wurde, mußte freylich dem Inhalte nach immer derselbe seyn; dem Ausdruck aber und der Sprache nach wurde er, zu den Zeiten wo die Dichtkunst blühte, neu bearbeitet, wel-

ches besonders bey der Feyer der sekularischen Spiele, unter dem Augustus, von einem der vortrefflichsten und berühmtesten römischen Dichter geschahe, der in diesem sekularischen Gesange ein Meisterstück von Schönheit und Erhabenheit der Gedanken geliefert, und wobey er doch keinen Umstand übergangen hat, der bey der Feyer dieses Festes in Betrachtung kam.

Die ausgewählte Zahl der Knaben bestand, so wie die Zahl der Mädchen aus dreymahl neun. Der Chor der Knaben und der Mädchen hub einstimmig den Gesang an:

Phöbus, und du Diana, Königin der Wälder;
Ihr des Himmels glänzende Zierden;
Von Sterblichen nimmer genug verehrt;
Verleihet, was wir bitten,
In der heiligen Zeit,
Wo nach der Sibylle Orakelspruch,
Unbefleckte Jungfrauen und blühende Knaben
Den Göttern, welche die sieben Hügel schützen,
Das Lied anstimmen sollen.

Nun sang der Chor der Knaben allein: er sollte nähmlich die Götter um die Vermehrung der Römischen Macht anflehn; weil diese aber zu den Zeiten des Augustus fast schon unbegrenzt war, so ging dieß Gebeth in eine Art von bewundernder

Betrachtung über, woraus eine der schönsten und erhabensten Stellen in diesem Gedicht entstand:

Alleserleuchtende Sonne, die du auf deinem strahlenden Wagen
Den Tag hervorrufst, und wieder in Dunkel verhüllst,
Immer neu und doch unverändert am Himmel gebohren,
Du müssest auf deiner glänzenden Laufbahn
Nichts Größres sehen, als Rom! —

Nun erflehte das Chor der Mädchen von den Göttern dasjenige, worauf die Wohlfahrt des Staats sich gründete, seine Bevölkerung und Vermehrung; wozu die Götter den Ehen Glück, und den Müttern eine glückliche Entbindung gewähren sollten.

Sie richteten aber ihr Gebeth insbesondere an die Ilithya, die den Schwangern beysteht; und weil der Begriff von den Gottheiten, die dieß Geschäft verrichteten, sehr schwankend war, vorzüglich aber Diana selber unter diesen verschiedenen Benennungen verstanden wurde, so wurden auch hier mehrere Nahmen der Gottheit auf einmahl genannt, wie man dieß immer that, um sich in der Anrufung nicht etwa eines Versehens schuldig zu machen.

Zugleich wurde ein Gesetz, wodurch die Ehen und die Bevölkerung des Staats befördert werden

sollten, mit in dieß Gebeth geschlossen, und der Gottheit in ihren besondern Schutz empfohlen.

Beyde Chöre vereinigten sich nun wieder, und flehten die Götter an:

„Daß wenn nun wiederum ein Jahrhundert verflossen sey, auch diese Spiele drey heitere Tage, und drey schöne Nächte hindurch, eben so froh wie jetzt möchten gefeyert werden!"

„Daß die Wahrsagung der Parzen untrüglich seyn, und der Gott der Grenzen selber für ihre Erfüllung haften möge! Daß an den schon abgesponnenen Schicksalsfaden das Glück der künftigen Zeit sich knüpfe!"

„Daß die Erde Früchte und Heerden in ihrem Schooße säuge; daß Ceres mit einem vollen Kranz von Aehren prange! und daß des Himmels segnenden Tropfen, und die lauen Lüfte den zarten Keim ernähren!"

Nun sang der Chor der Knaben allein:

„Apollo sanft und gütig, wenn dein Pfeil im Köcher schlummert, höre die Bitte der Knaben!"

Und dann das Chor der Mädchen:

„Zweygehörnte Luna, Königin des Himmels, höre der Mädchen Bitte!"

Dann beyde Chöre:

„Ist Rom euer Werk ihr Götter; geschahe es auf euren Befehl, daß ein Haufen der Uibriggebliebenen von Troja, seine Hausgötter und seinen

Sitz vertauschte, und glücklich an den Küsten Italiens landete;"

„Jener Haufen, dem der fromme Aeneas mitten durch die Flammen von Troja einen Weg bahnte, um ihm einst mehr zu erkämpfen, als er verließ;"

„O ihr Götter, so verleiht auch edle Sitten der gelehrigen Jugend; dem Alter Ruhe; dem Romulischen Volke Macht und Stärke, und mit einer tapfern Nachkommenschaft immer neuen Glanz!" u. s. w.

„Sittsamkeit und alte Treue, edle Bescheidenheit, und jede entschwundene Tugend kehre wieder, und Uiberfluß kröne das Land!"

Zum Apollo flehte der Chor der Knaben:

„O du wahrsagender Phöbus mit dem blitzenden Bogen, dennoch sanften Liedern hold, der du mit heilender Kunst zerschellte Glieder stärkest;"

„Wenn du mit gnädigem Blick auf diese sieben Hügel, auf Rom und sein Gebieth, herniederschauest; so nimmt sein Glück ohn' Ende zu!"

Nun flehte das Chor der Mädchen die mächtige Diana noch einmahl um Erhörung aller dieser Bitten an:

„Die du den Aventinischen Hügel und den Algidus bewohnest, o Diana, neige dein Ohr zu dem Flehen der Prister, und zu den frommen Bitten der Knaben, die dir lobsingen."

Beyde Chöre sangen nun einstimmig:

„Man lehrte mich das Lob des Phöbus und Dianens Lob in vollen Chören singen; und mit der süßen Zuversicht, daß Jupiter und alle Götter meine Bitten hören, kehr' ich nun heim zu meiner Aeltern Hause!"

Ob nun gleich die eigentliche sekularische Feyer nur drey Tage und drey Nächte währte, so dauerten doch die Ergötzlichkeiten noch länger fort, wobey denn besonders allerley Gaukelspieler, die sich zu diesem Feste eingefunden hatten, das Volk zu belustigen suchten.

In diesen gehörten die Prästigiatoren, eine Art Taschenspieler, die schon ähnliche Künste, wie zu unsern Zeiten, trieben; indem sie abgebrochene Spitzen von Lanzen verschluckten; abgerichtete Hunde für Geld ihre Künste machen ließen; auf ein bloßes Wort eine Flamme hervorbrachten, und dergleichen. Die Gaukelkünste dieser Taschenspieler nannte das Volk Mirakel.

Die Petauristen sprangen durch Reifen, welche sie nicht berühren durften, und die man zuweilen vorher anzündet, um die Geschicklichkeit durch die Gefahr desto auffallender zu machen, wenn der Petaurist, ohne sich zu beschädigen, den Sprung that.

Auch ließen sich die Petauristen in einem Rade in der Luft herumdrehen, und hielten sich so lange daran fest, bis das Rad im schnellsten Schwun-

ge war, worauf sie plötzlich los ließen, und wenn sie noch so weit hinweggeschleudert wurden, dennoch immer wieder auf den Füßen standen.

Seiltänzer gab es ebenfalls, wovon einige auf so dünnen Leinen tanzten, die man in der Luft nicht bemerken konnte, weßwegen man denn auch diese sonderbaren Tänzer selbst Lufttänzer nannte.

Nach den Zeitberechnungen der Alterthumsforscher wurden die sekularischen Spiele unter dem Augustus zum fünften Mahle gefeyert, nachdem der eigentliche Zeitpunct dazu schon lange vorbey war.

Vier und sechzig Jahre nachher, als man seit der Erbauung Roms gerade achthundert Jahre zählte, feyerte der Kaiser Klaudius diese Spiele, gleichsam, als ob er die vorige Versäumniß wieder einhohlen, und dieß Fest nun desto früher wieder feyern wollte, je länger es das vorigemahl war aufgeschoben worden.

Der Kaiser Domitian feyerte die sekularischen Spiele zum siebenten, Antoninus Pius zum achten, Septimius Severus zum neunten, und der Kaiser Philippus Arabs mit seinem Sohne, der sein Mitregent war, zum zehnten Mahle, als man von der Erbauung Roms an, gerade tausend Jahre zählte.

Von diesen sekularischen Spielen nun, welche unter dem Philippus Arabs gefeyert wurden, schrieb sich, nach der Behauptung eines römisch-katholi-

schen Schriftstellers, die Indulgenz oder der hundertjährige Ablaß unter den Päbsten, auf folgende Weise her:

Philippus Arabs war nähmlich, wie die alte Kirchengeschichte sagt, mit seiner ganzen Familie zur christlichen Religion übergegangen, und hatte sich von dem damahligen sogenannten Pabste Fabianus taufen lassen.

Nun durfte aber der Kaiser, durch die Untersagung der sekularischen Spiele, es damahls nicht mit dem ganzen Volke verderben, und doch war die Zulassung der Feyer dieser heidnischen Spiele ein Vergehen, das nur durch einen ganz besondern und außerordentlichen Ablaß einigermaßen getilgt werden konnte, welche Art von Ablaß denn auch nur alle hundert Jahre einmahl, und zwar nur in solchem Falle, wo man sich gar nicht anders zu helfen wüßte, ertheilt werden sollte.

Indem nun Fabianus nicht nur dem Kaiser sondern auch seiner Familie und mehreren Bußfertigen eine Art von öffentlicher Absolution ertheilte, so setzte er diese Aussöhnung mit der Gottheit gleichsam an die Stelle der sekularischen Feyer, durch welche man auch die Gottheit, obgleich auf eine ganz andere Weise, zu versöhnen suchte.

Nach dem Geständniß römischkatholischer Schriftsteller selber, suchten die Bischöffe von Rom die heidnischen gottesdienstlichen Gebräuche allmählig in die

christlichen, welche mit denselben einige Aehnlichkeit hatten, zu verwandeln.

Die Februation z. B., eine Art Reinigung oder Entsündigung, welche in den Monath Februar fiel, und wobey man vorzüglich den Pluto, der auch Februus hieß, verehrte, wurde in das Fest der Reinigung der heiligen Jungfrau Maria verwandelt; und das Wasser, womit die Priester das Volk bey der Entsündigung besprengten, oder womit man sich selbst benetzte, erhielt in der christlichen Kirche den Nahmen des Weihwassers, so daß die Neubekehrten ihre alten Religionsgebräuche, nur in eine neue Form gekleidet, gewissermaßen wiederfanden.

Bey den alten Römern waren die Versöhnungsmittel mit der Gottheit an sich selbst so angenehm, daß man gar keine Indulgenz davon verlangte; bey den christlichen Römern oder römischkatholischen Christen hingegen, wo diese Versöhnungsmittel in Büßungen und Kasteyungen gesetzt wurden, suchte man nun freylich dasjenige, was man durch diese Veränderung verloren hatte, einigermaßen durch die Indulgenzen zu ersetzen, um wenigstens von Büßungen frey zu seyn, da man ohnedem auf alle die ehemahligen Vergnügungen, die nun für gottlos gehalten wurden, Verzicht thun mußte.

Merkwürdig ist noch folgende Vergleichung, welche ebenfalls ein römischkatholischer Schriftsteller

ler zwischen den christlichen und heidnischen Lekti-sternien oder Götterspeisungen anstellt.

Wie, sagt er, sollten wir, da jene Profanen ihre Götter zu Tische luden, und ihnen Speisen vorsetzten, nicht vielmehr den Leib und das Blut Christi als ein heiliges Lektisternium betrachten, wobey nicht mehr den Göttern Speisen aufgetragen werden, sondern der Gottmensch selber den Sterblichen zur Speise wird.

Alle fünf und zwanzig Jahr wird jetzt in Rom ein Jubeljahr gefeyert, und während desselben ist die sogenannte heilige Thüre in der Peterskirche eröffnet, welche nachher bis zum künftigen Jubeljahre wieder vermauert wird.

Man darf in diese Thüre, so lange sie eröffnet ist, wohl hinein aber nicht wieder aus derselben herausgehen; vielleicht aus dem Grunde, weil sie nur von dem Profanen zum Heiligen, nicht aber von dem Heiligen wieder zum Profanen führen soll.

Die Pilgrimme sammlen sorgfältig die alten Stücken Kalk und Stein von einer solchen eingeschlagenen Thüre, und bewahren es als ein Heiligthum. An der Mauer dieser Thüre sieht man jetzt ein Kreuz von vergoldeter Bronze, und die Einfassung ist von violettem Marmor.

Außer dieser heiligen Thüre gehen von der großen Halle vor der Peterskirche noch fünf Thüren in dieselbe, und die Flügel der mittelsten sind von Bron-

ze. Auch die heilige Thüre bekömmt während des Jubeljahres dergleichen Flügel von Bronze.

Daß durch den heiligen Eingang der Peterskirche das christliche Jubeljahr in Rom vorzüglich bezeichnet wird, ist nicht zu verwundern, da aller Glanz und alle Pracht des neuen Roms, in diesem ersten Tempel der römischkatholischen Christenheit gleichsam vereinigt ist, um das Auge zu blenden, und die Einbildungskraft zu täuschen, welche den Begriff von der Majestät des Gebäudes auf die Religion selber überträgt, der zu Ehren ein solches Gebäude errichtet und zu ihrem heiligsten Dienste geweihet ist.

Von den Festen, welche man den Göttern außerordentlich feyerte oder gelobte, und von Gelübden, Opfern und Gebethen überhaupt.

Das neuntägige Opferfest.

So tapfer die alten Römer waren, so leicht ließen sie sich doch durch jede auffallende Naturerscheinung schrecken, deren Ursach sie nicht begreifen konnten, und die sie unmittelbar der Würkung der Götter zuschrieben, deren Zorn, ihrer Meinung nach, durch dergleichen Wunderzeichen den Sterblichen verkündigt wurde.

Oft ließ man selbst durch unbedeutende Kleinigkeiten sich in Furcht setzen, und bey großer Noth und Gefahr, wo die Einbildungskraft alles Furchtbare vergrößerte, und sich selber dazu noch neue Schreckbilder schuf, wurde jedem Gerüchte, das sich von dergleichen Erscheinungen verbreitete, um desto leichter Glauben beygemessen.

Oft waren diese Erdichtungen kindisch, und desto übertriebener, je größer die Noth war, in welcher sich der Staat befand; wie dieß denn besonders in dem Karthaginensischen Kriege sich zum

öftern ereignete, wo man z. B. kein Bedenken trug, dem Gerücht von einem Wunderzeichen zu glauben, welches darin bestand, daß ein Ochse freywillig bis in das dritte Stockwerk eines Hauses hinauf gestiegen sey, und durch das Geschrey der Einwohner erschreckt, sich von oben herabgestürzt habe.

Ferner, daß ein Kind von edler Geburt, sechs Wochen alt, auf öffentlichem Markte mit lauter und vernehmlicher Stimme, Triumph! gerufen; daß ein Wolf einem Wächter bey Nacht das Schwert aus der Scheide genommen; und daß man in der Ferne menschliche Gestalten in weißen Kleidern gesehen habe, die sich niemanden nähern wollten.

Zu eben der Zeit war auch der Tempel der Hoffnung, der auf dem Markte der grünen Waaren stand, vom Blitz beschädigt worden; zu Lanuvium hatte der Spieß der Göttin sich bewegt; in dem Tempel der Juno ließ ein Rabe sich auf dem Sitz der Göttin nieder; und im Picenischen Gebiethe hatte es Steine geregnet.

Sey es nun, daß man vulkanische Ausbrüche für einen Steinregen hielt, oder sonst durch Einbildungskraft sich irre führen ließ, so war dieß letztere Wunderzeichen immer eins der schrecklichsten und furchtbarsten, welches am auffallendsten den Zorn der Götter verkündigte, die man nach einer solchen Erscheinung gemeiniglich durch neuntägige Opfer und Gebethe wieder zu versöhnen suchte.

Aber auch jedes andere Wunderzeichen, in so fern es den Zorn der Götter befürchten ließ, erforderte eine besondere Aussöhnung, worüber die sibyllinischen Bücher mußten zu Rathe gezogen werden.

So wurden z. B. der Juno zu Lanuvium, deren Spieß sich bewegt hatte, vierzig Pfund Gold zum Geschenke dargebracht; der Juno auf dem Aventinischen Berge, auf deren Sitz ein Rabe gesessen, wurde eine eherne Bildsäule von den Matronen gewidmet.

Das ganze Volk mußte sich in den Tempeln der Götter, die man insbesondere zu versöhnen suchte, zum Gebeth versammeln; dem Genius wurden Opfer geschlachtet; und es wurden nach dem Ausspruch der sibyllinischen Bücher Gelübde gethan, die man erfüllen wollte, wenn nach zehen Jahren der Staat noch so wie jetzt bestände.

Nach diesem allen wurden dann die Gemüther allmählig wieder beruhigt und von Sorgen und Angst erleichtert. Man hatte nun alles, was man konnte, gethan, die erzürnten Götter zu versöhnen; jede Spur von unglückbringenden Vorbedeutungen war nun hinweggetilgt, und alles war für dießmahl wieder in seinem Gleise.

Die Wunderzeichen und ihre Aussöhnung machen in der Römischen Geschichte zwischen den Feldzügen immer eine Art von Zwischenakt. Nachdem man sich nähmlich mit den Göttern ausgesöhnt glaub-

te, faßte man wieder neuen Muth, schöpfte wieder neue Hoffnung für den Staat, und ging herzhaft dem Feinde entgegen.

So blieb die Stimmung der Gemüther sich immer gleich. Der Glaube an die Wunderzeichen, und die Furcht vor dem Zorn der Götter, dämpften bey dem Volke allen Uibermuth; die mannigfaltigen Versöhnungsmittel aber, die es gab, richteten den gesunknen Muth auch immer wieder auf, und mit diesen Gesinnungen, die Götter fürchtend, und auf ihren Schutz vertrauend, ging man ohne wilden Trötz und ohne Zaghaftigkeit ins Treffen.

Ohne über die gottesdienstlichen Handlungen selbst viel nachzudenken, sahe man immer nur darauf, daß sie erst völlig abgethan seyn mußten, ehe man zu der Sorge für den Staat, und zu der Anordnung der kriegerischen Geschäfte wieder zu schreiten wagte.

Das große Frühlingsopfer.

Ein solches Frühlingsopfer wurde in großer Noth und Gefahr den Göttern gelobt; das ganze Volk aber mußte erst um seine Einwilligung dazu befragt werden, weil es keine Kleinigkeit betraf, sondern alles, was in einem solchen Frühjahr von einem bestimmten Tage an, von Schaafen, Ziegen, Schweinen, u. s. w. an Jungen geworfen wurde,

den Göttern heilig war, und ihnen geopfert werden mußte.

So wurde einst im Karthaginensischen Kriege das Volk um seine Einwilligung zu diesem großen Opfer mit folgenden Worten befragt:

Will und befiehlt das Römische Volk, daß, wenn nach Verlauf von fünf Jahren der Staat noch so wie jetzt besteht, alsdann von einem bestimmten Tage an, alles was das Frühjahr an Lämmern, Ziegen, u. s. w. hervorbringt, dem Jupiter heilig sey?

Natürlich willigte das Volk dann ein, und wurde auch schon im Voraus wegen der Vergehungen losgesprochen, deren es sich etwa bey diesem großen Opfer schuldig machen könnte; es sollte nähmlich niemanden zugerechnet werden, wenn er unwissender Weise etwa an einem unglücklichen Tage ein Opfer brächte; alles was vor dem Opfer durch einen Zufall umkäme, sey den Göttern nicht mehr geweiht, und es solle daher auch niemanden als ein Verbrechen angerechnet werden, wenn etwa das zum Opfer Bestimmte unversehens von ihm getödtet würde; auch könne man zu jeder Zeit, bey Tage oder bey Nacht das Opfer bringen; und es sey gleichviel, ob es ein Freyer oder ein Knecht verrichte.

Weil man nähmlich schon voraussehen konnte, daß bey einem so allgemeinen Opfer nicht alles ordentlich zugehen würde, so ertheilte man schon im

voraus eine Art von Absolution für die Vergehungen, die sich ereignen könnten, oder vielmehr suchte man die Vorschrift selber, so wenig strenge wie möglich einzurichten, damit man nicht so leicht dagegen verstoßen könnte.

Von Opfern, Gebethen und Gelübden überhaupt.

Wir haben schon bemerkt, daß bey dem Opfer sehr leicht etwas versehen werden konnte; um hievon aber einen deutlichen Begriff zu haben, ist es nöthig, daß wir noch die Gebräuche kennen lernen, wovon derjenige, der das Opfer verrichten wollte, eine hinlängliche Wissenschaft besitzen oder befürchten mußte, durch Versehen, die Götter zu erzürnen; wovon nur bey dem großen Frühlingsopfer die Ausnahme, welcher schon erwähnt ist, Statt fand.

Nach der alten Vorschrift mußte man sich mit reinem Herzen und reinen Händen zum Altar der Götter nahen. Vor dem Gottesdienste wusch man Haupt und Hände, oder badete den ganzen Körper, wobey man sich drey oder siebenmahl untertauchte; dann legte man reine und festliche Kleider an, die bey keiner Trauer getragen werden durften.

Man nahte sich mit ehrerbiethigen Gebehrden zum Altare, und das Kleid durfte nicht im Winde flattern. Beym Gebethe selber mußte man mit

dem Kleide das Haupt bedecken und das Antlitz verhüllen, theils um seine tiefe Ehrfurcht gegen die Götter zu bezeugen, und theils um nicht durch äußere Gegenstände zerstreuet zu werden.

Indeß litt dieser Gebrauch, mit verhülltem Antlitze zu bethen, einige Ausnahmen. Man mußte nähmlich sein Haupt beym Gebeth entblößen, wenn das Haupt der Gottheit selbst bedeckt war, wie beym Herkules und Saturnus; gleichsam als ob man es nicht wagen dürfe, sich auf irgend eine Weise der Gottheit gleich zu stellen. Merkwürdig ist es, daß man die Gottheit, unter deren Bilde die E h r e selbst verehrt wurde, auch nicht mit verhülltem Haupt anbethen durfte, sondern mit freyem und offenem Antlitz vor ihr erscheinen mußte.

Man bückte sich mit dem Haupte bis zu den Füßen nieder, und legte die rechte Hand auf den Mund. Auch warf man sich, um die tiefste Ehrfurcht gegen die Gottheit zu bezeigen, auf die Kniee oder aufs Angesicht.

Beym Gebethe selber faßte man den Altar an, und machte den Eingang zu seiner Bitte, indem man zuerst den Janus und die Vesta anrief; den Janus, der aller Dinge Anfang und Ende in sich darstellt, daß er die Bitte zum Throne der Götter wolle gelangen lassen; die allesumfaßende geheimnißreiche Vesta, daß sie die Vermittlerin zwischen

den Wünschen des Bittenden und dem Willen der Götter sey.

Indem man aber nun irgend eine Gottheit insbesondere anrief, mußte man sich wohl in Acht nehmen, die andern dadurch nicht etwa zu beleidigen oder zu erzürnen, und pflegte deßwegen sogleich nach der besondern Anrufung die Worte hinzuzusetzen: und alle ihr übrigen Götter und Göttinnen!

Manchmahl, wenn das Geschlecht einer Gottheit die man anrief, zweifelhaft war, setzte man, um ja nicht zu fehlen, hinzu; du magst nun ein Gott oder eine Göttin seyn. War aber der ganze Begriff von irgend einer Gottheit selber schwankend und ungewiß; wie z. B. beym Semo Sankus und ähnlichen Gottheiten, so fügte man bey der Anfrufung sehr naiv die Worte, wer du auch seyst, hinzu.

Da man keine rechte bestimmte theologische Kenntniß von den Göttern und Göttinnen hatte, so gestand man seine Unwissenheit lieber selbst ein, als daß man sich erdreistet hätte, das eigentliche Wesen irgend einer Gottheit willkürlich zu bestimmen.

Besonders pflegte man mehrere Zunahmen der Götter zu ihrer Hauptbenennung hinzuzufügen, um denjenigen zu treffen, welcher vielleicht der Gottheit selber am meisten wohlgefällig wäre, weßwegen man

denn auch noch hinzufügte: **oder wie du am liebsten dich nennen hörst!**

Bey dieser ungewissen und schwankenden Anrufung lag gewiß einmahl ein zartes Gefühl zum Grunde, daß sterbliche Lippen es kaum wagen dürfen, die über die Menschen so weit erhabene Gottheit zu benennen.

Bey einem jeden Gebethe nun wurde am Ende noch eine Bitte um Erhörung, als eine gewöhnliche Formel, hinzugefügt; und wenn man ein Gelübde gethan, oder geopfert hatte, so setzte man noch besonders die Worte hinzu: die Götter möchten das Gelübde gnädig aufnehmen, und das dargebrachte Opfer sich wohlgefallen lassen.

Beym ordentlichen Gebeth hub man die Hände empor; eine ganz einfache Begrüßung der Götter aber war es, wenn man die rechte Hand zum Munde führte, und der geweihten Bildsäule andächtig einen Kuß zuwarf.

Wer ein Gelübde that, das er leisten wollte, wenn die Gottheit seine Bitte erhörte, schrieb dieß Gelübde auf ein Täfelchen, welches er an die Schenkel oder Knice des Götterbildes mit Wachs anklebte. Eben dieß geschahe nachher auch mit dem Geschenk von Silber oder Goldblech, das derjenige darbrachte, dessen Bitte erhört war.

Dieser Gebrauch ist in der römischkatholischen Kirche ganz beybehalten. Man sieht nähmlich besonders die für wunderthätig gehaltenen Bilder der

Heiligen, mit Stücken von Silberblech beklebt, die man etwa bey irgend einer Krankheit darzubringen gelobt hatte, wenn man durch die Wunderkraft des Bildes wieder genesen würde.

Zum Zeichen der Genesung ist dann gemeiniglich der Theil des Körpers, an dem man durch Lähmung oder sonst gelitten hat, als etwa ein Arm, ein Schenkel oder Bein, von Silberblech verfertigt, und prangt hier öffentlich zum Zeichen der erprüften Wunderkraft.

Rund um das Bild her pflegt auch noch die Wand mit diesem sonderbaren Zierrath geschmückt zu seyn, der die Vorstellung von dem Götterdienst der alten Griechen und Römer noch lebhafter wieder erwecken würde, wenn es nicht gemeiniglich die elendesten Gemälde wären, die man, unter dem Nahmen der heiligen Jungfrau oder sonst irgend eines Heiligen, zu einer Art von Anbethung, als wunderthätig, aufstellt.

Das macht, der Ursprung eines solchen wunderthätigen Bildes muß in Dunkel gehüllt seyn, man muß nicht daran denken, daß Menschenhände es verfertigt haben; ausgenommen, wenn es etwa der Evangelist Lukas gemalt hat, von welchem man noch eine ziemliche Anzahl Gemälde aufweiset, die denn auch alle ihre wunderthätige Kraft besitzen, und vor denen der Gläubigen Kniee sich beugen.

Den vortrefflichsten Werken, deren Meister

man kennt, wiederfähet so leicht diese Ehre nicht; und wenn sie auch gleich zu dem Endzweck verfertiget sind, um über Altäre oder sonst in Kirchen aufgestellt zu werden, so bleiben sie doch mehr Gegenstände der Betrachtung, um andächtige Vorstellungen zu erwecken, als daß sie zu der Würde der Anbethung und Verehrung gelangen sollten, die man irgend einem abgeschmackten Wunderbilde erweiset, das einst ein verdorbener Künstler malte, dessen Nahme schon längst in Vergessenheit begraben ist, während daß man noch immer vor seinem Werke niederfällt und es anbethet.

Dieß war ganz anders bey den alten Griechen und Römern, bey denen die größten Künstler zu der Verfertigung der Bildsäulen, unter denen man die Götter verehrte, öffentlich aufgefordert wurden, so daß die Kunst mit ihrem erhabensten Gegenstande selbst wetteifern konnte, indem sie ein Ideal zu erreichen strebte, das alle bisherigen Begriffe von Würde und Majestät, in äußerer Form und Bildung, übersteigen mußte.

Man stieß sich auf keine Weise daran, daß die künftige Gottheit mit dem Meißel bearbeitet werden mußte, weil das Götterbild vor seiner Einweihung immer nur als ein bloßes Kunstwerk betrachtet, und nach der Einweihung erst ein Gegenstand der Verehrung und Anbethung wurde, wo man demohngeachtet seinen Werth als ein Kunstwerk nicht vergaß, und auch den Nahmen des Künstlers

noch mit Ehrfurcht nannte, dem es gelungen war, den höchsten Begriff von Majestät und Würde selbst in die Züge der Menschenbildung zu übertragen.

Allein auch in dem christlichen Rom ist wenigstens ein neues Kunstwerk von einem berühmten Meister zu einem hohen Grade von Verehrung gelangt. Dieß ist die Bildsäule Christi von Michael Angelo in der Kirche Maria sopra Minerva, welche diesen Nahmen führt, weil sie auf dem Fleck erbaut ist, wo ehedem ein Tempel der Minerva stand, von dem man noch einige wenige Spuren sieht.

Diese Bildsäule stellt Christum stehend dar, wie er sein Kreuz und die Werkzeuge zu seiner Kreuzigung hält. Die Figur war erst ganz nackend, man hat ihr nachher eine Binde von Bronze um den Leib gegeben. Die Stellung der Figur ist edel, der Ausdruck aber im Ganzen mehr kraftvoll und herkulisch als demuthsvoll und leidend.

Diese Statüe nun ist zu einem solchen Grade von Verehrung bey dem Volke gelangt, daß der eine Fuß, durch häufiges Küssen desselben ganz abgenutzt, mit einem schützenden Blech hat müssen überzogen werden.

Und dieß ist wohl die einzige moderne Bildsäule in Rom, vor welcher irgend ein Andächtiger auf den Knieen liegt, und ihr die Füße küßt, während daß ein Künstler sie aufmerksam betrachtend darnach zeichnet.

Den Bildsäulen der Götter die Füße zu küssen, oder auch noch ehrfurchtsvoller ihre Kniee und Füße bloß zu berühren, war bey den Alten schon gebräuchlich, wo besonders die Frauen, wenn sie bey allgemeiner Noth und Gefahr die Gottheit um Hülfe anriefen, allen ihren Schmuck bey Seite legten, und mit Wehklagen vor den Altären sich niederwarfen, indem sie ihr Haar auseinander flochten, und mit demselben auf ihrem Antlitz liegend, den Staub vom Boden kehrten.

Sehr merkwürdig in Ansehung der Art, wie man zu den Göttern sprach, ist ein Gebeth des Cicero, womit er seine Anklage gegen den Verres schließt, der bey seiner Statthalterschaft die entsetzlichsten Räubereyen begangen, und selbst die Tempel der Götter nicht verschont, sondern die kostbarsten Bildsäulen daraus hatte entwenden lassen.

Nun redet Cicero nach der Reihe alle die Gottheiten selber an, welche durch den Kirchenraub des Verres waren beleidigt worden:

„O du höchster Jupiter, dessen heiligstes und schönstes Ebenbild dieser Verbrecher aus Syrakus entwandt hat;"

„Und Du Juno, Königin des Himmels, deren beyde heiligsten und ältesten Tempel auf den Inseln unsrer Bundesgenossen, er aller Schätze und aller Zierden beraubt hat;"

„Auch Du Minerva, von deren Tempel zu Sy-

rakus er nichts als Dach und Wände übrig ließ, dich fleh ich an!"

„Und Euch, Latona, Apollo und Diana, deren Tempel und alten Sitz zu Delos er im nächtlichen Dunkel beraubte, und eure geweihten Bildsäulen stahl."

Dich Merkur, den Verres jetzt in seiner Villa aufgestellt hat, und der in der Stadt der Bundesgenossen bey den Kampfübungen der Schutzgott der Jugend war;"

„Dich Herkules, ruf ich an, den er zu Agrigent, in einer stürmischen Nacht, durch die Hand der Sklaven, aus seinem Tempel, von seinem Sitz, hinwegnahm!"

„Und Dich heilige Idäische Mutter, die er aller Schätze und ihren Tempel aller seiner Zierden beraubt, hinterließ, so daß nur noch die Spur von seiner Entweihung übrig ist!" u. s. w.

„Euch, alle ihr übrigen Götter und Göttinnen, deren Tempel und Heiligthümer er entweiht hat, flehe sich an, daß, wenn ich bey dieser Anklage nichts als die Wohlfahrt der Bundesgenossen, und die Würde des Römischen Volks zum Augenmerk gehabt, und nur die Wahrheit aufzudecken mich bemüht habe, auch euer Urtheil meine Uiberzeugung bestätigen möge; und daß den Verres, wenn seine Thaten schändlich, unerhört und grausam sind, auch die verdiente Strafe, nach eurem Urtheile, treffe; mir es aber künftig Rechtschaffene zu vertheidigen

viel-

vielmehr vergönnt, als Frevler anzuklagen, zur Pflicht gemacht werden möge!"

Dieß ist ungefähr der Inhalt von dem Gebethe des Cicero, woraus man sieht, daß sich die Idee von der Gottheit selber zwar sehr fest an die geweihten Bildsäulen knüpfte, aber doch in so fern wieder davon getrennt wurde, daß bey der Entweihung einer solchen Bildsäule die Aufmerksamkeit immer nur auf den Verbrecher, und nicht etwa darauf fiel, daß die Gottheit diese Entweihung durch eine Art von Wunder hätte verhindern können.

Vielmehr scheint es, als ob man in diesem Falle sich die Möglichkeit einer solchen unmittelbaren Einwirkung der Gottheit gar nicht gedacht, und den Marmor wieder bloß als Marmor betrachtet habe, der, wie jede andre leblose Materie, sich ohne Widerstand von einem Orte zum andern bewegen ließ.

Wenn aber auch von einer Bildsäule irgend einer Gottheit bloß in Ansehung der Materie, woraus sie bestand, die Rede war, so durfte man sich doch keiner unehrerbiethigen Ausdrücke dabey bedienen, wie dieß einmahl beym Phidias der Fall war, dem die Athenienser aufgetragen hatten, eine Bildsäule der Minerva entweder aus Marmor oder aus Elfenbein zu verfertigen.

Als nun Phidias sagte, Marmor sey besser dazu als Elfenbein, weil er nicht sobald wie dieses seinen Glanz verlöre, gab man ihm Gehör; so bald

er aber noch hinzufügte, man könne die Minerva von Marmor auch wohlfeiler haben, als von Elfenbein, so legte man ihm Stillschweigen auf.

Uiber alle dergleichen Bedenklichkeiten nun hatte sich der Verres, welchen Cicero anklagte, freylich hinweggesetzt, da während seiner Statthalterschaft seiner Macht nichts widerstehen konnte.

Eben dieß war auch einst der Fall bey dem Tyrannen Dionysius, der um die religiösen Vorschriften sich eben nicht kümmerte, aber doch auf eine feinere Art das Eigenthum der Götter sich zuzueignen wußte, indem er fast immer sein Verfahren in irgend ein artiges Bonmot zu kleiden pflegte, wogegen niemand etwas einwenden konnte.

So ließ er nähmlich einst dem Olympischen Jupiter ein sehr schweres goldnes Gewand abnehmen, und ihm dafür ein wollenes anlegen; weil, wie er sagte, das goldne im Sommer zu schwer zu tragen, und im Winter kalt sey, ein wollenes aber zu jeder Jahreszeit bessere Dienste thue.

Dem Aeskulap ließ er einen goldnen Bart abnehmen, weil es unschicklich sey, daß Apollo, als der Vater des Aeskulap, unbärtig, der Sohn aber mit einem Bart erscheine.

Die goldnen Schaalen und Kronen, welche die Götterbilder in ihrer ausgestreckten Hand hielten, nahm er mit der Aeußerung hinweg, daß es ja thöricht seyn würde, von den Göttern, von denen man alle gute Gaben erflehte, dasjenige nicht

anzunehmen, was sie einem selbst mit ausgestreckter Hand darreichten.

Eine ähnliche Antwort gab einst Sylla, da er die Schätze von Delphos rauben wollte, und man ihm sagte, daß der Gott im Innersten des Tempels auf der Zither spiele; das sey eben ein Zeichen erwiederte er, von der besondern Zufriedenheit und Bereitwilligkeit des Gottes, womit derselbe seine Schätze hergebe.

Uibrigens wurde jede Bewegung oder sonst eine zufällige Aeußerung bey irgend einem Götterbilde, von welcher man die Ursach nicht anzugeben wußte, zu den schrecklichen Wunderzeichen gezählt, die, nach der Volksmeinung, den Zorn der Götter verkündigten; wie denn einmahl das ganze Römische Volk in Schrecken gesetzt wurde, als bey einem Lektisternium die Götter ihr Gesicht wegwandten; welches sich doch leicht ereignen konnte, da die Bildsäulen auf Betten lagen, und es sehr möglich war, daß sie durch ihre eigne Schwere eine andere Richtung erhielten, welche den Anschein gab, als hätten sie sich willkürlich umgewendet.

Was nun die öffentlichen Gebethe für die Wohlfahrt des Staats betrifft, so wurden diese gemeiniglich von einer obrigkeitlichen Person oder von einem Priester verrichtet; bey einem solchen Gebethe mußte außer dem Inhalt auch eine gewisse Form beobachtet werden, und es mußte daher von einem da-

zu verordneten Priesterkollegium sorgfältig abgefaßt, und niedergeschrieben seyn.

Dann wurden der obrigkeitlichen Person, welche das Gebeth verrichtete, die Worte deutlich vorgesagt, und mußten langsam nachgesprochen werden, weil das geringste Versehen darin, ein einziges unrecht ausgesprochenes, oder von seiner gehörigen Stelle versetztes Wort, erst durch ein Opfer mußte wieder versöhnt werden, indem dieses schon als eine Art von Vernachläßigung oder von Mangel an Aufmerksamkeit bey der Verehrung der Götter betrachtet wurde.

Die hauptsächlichste Verehrung der Götter aber bestand nun in der Opferung selber, welche dem Gebeth erst gleichsam seine völlige Kraft mittheilte, weil es hier nicht bey den bloßen Worten blieb, sondern man seine ehrfurchtsvolle Gesinnung gegen die Götter mit der That zu beweisen suchte, indem man ihnen freywillig darbrachte, was einem lieb war, oder was man sonst unmittelbar für sich selber hätte benutzen können.

An diese schöne zutrauensvolle Idee vom Opfer, die noch das Gepräge der patriarchalischen Zeiten trug, knüpfte sich bey den Alten ihr ganzer Gottesdienst, und priesterliche Würde.

Denn da es der Regel nach auf die sorgfältige Beobachtung aller bey dem Opfer vorgeschriebenen Gebräuche vorzüglich ankam, so mußte es auch Personen geben, die von diesen Gebräuchen

eine hinlängliche Kenntniß hatten, und deren bestimmtes Geschäft es war, auf die Beobachtung der heiligen Vorschriften genau zu halten, in so fern sie die Verehrung irgend einer besondern Gottheit oder der Götter überhaupt betrafen.

Demohngeachtet aber konnte jeder Hausvater auch an seinem Hausaltare selber ein Opfer bringer; nur in den Tempeln war einer jeden Gottheit ein Priester zugeordnet, der bey den Opfern, die man darbrachte, die Aufsicht führte, und dessen Gegenwart dieser Handlung noch mehr Feyerlichkeit und Würde gab.

So wie zum Gebeth, mußte man auch zum Opfer in reinen und festlichen Kleidern gehen, sich vorher Haupt und Hände waschen, oder den ganzen Körper in fließendem Wasser baden, vorzüglich aber rein von Blutschuld sich zum Altare der Götter nahen.

Das Haupt umhüllte man mit einer weißen Binde, und zum Abtrocknen der Hände bey dem Opfer nahm man ein weißes leinenes Handtuch mit.

Aber auch das Opferthier mußte ohne Fehl, und noch zu keinem andern Gebrauch benutzt seyn; so war es z. B. nicht erlaubt, einen Stier zu opfern, der schon das Joch getragen und am Pfluge gezogen hatte.

Wenn nun das Opferthier nach genauer Untersuchung ohne Fehl war, so wurde es zum Opfer

ausgeschmückt; den Ochsen oder Widdern vergoldete man die Hörner, und vor der Stirne derselben befestigte man ein Goldblech.

Vom Halse und Rücken des Opferthieres ließ man auf beyden Seiten weiße Bänder mit Fransen herunterhängen, und auf dem Haupte desselben setzte man einen Kranz von Zweigen des Baumes, welcher der Gottheit, der man opferte, heilig war.

So wurde nun das Opferthier vom Opferschlächter langsam zum Altar geführt, und je weniger es mit Gewalt durfte gezogen werden, sondern willig folgte, desto glückbedeutender war diese Hinführung zum Altare für den Opfernden; so wie es hingegen ein unglückliches Zeichen war, wenn das Opferthier sich sträubte oder gar entflohe.

Das Thier sollte gleichsam selber ohne Murren sein Leben den Göttern zum Opfer darbringen, weil durch Zwang und Sträuben der Begriff vom Opfer selbst sich wieder aufhob, und in dieser feyerlichen Handlung eine Art von Disharmonie entstand, aus der man sich nichts Gutes prophezeite.

War nun das Opferthier hinzugeführt, so wurde es an den Altar gebunden, und wenn es bey demselben still und ruhig stand, und keine Bewegung machte, sich loszureißen, so war dieß wiederum ein glückliches, das Gegentheil aber ein unglückvorbedeutendes Zeichen.

Wenn nun alles was zum Opfer gehörte in Bereitschaft war, so hub die feyerliche Handlung

selber an, indem der Priester ausrief: Kein Profaner nahe sich diesem heiligen Orte! Unter Profanen aber wurden solche, die sich heimlicher Verbrechen bewußt waren, oder die Götter nicht verehrten, und in den spätern Zeiten vorzüglich die Christen, wegen ihrer Verachtung der Götter, und wegen ihres Hasses gegen die eingeführte Religion, verstanden.

Damit kein Mißlaut die Harmonie des Ganzen störte, durfte auch kein Gebundener bey einem Opfer zugegen seyn, oder man mußte ihm vorher seine Bande lösen, weil sonst durch einen solchen seiner Freyheit beraubten Zeugen, die Feyer eines freywilligen Gottesdienstes wäre entheiligt worden.

Sobald den Profanen angedeutet war, daß sie sich entfernen sollten, wurde von einem andern Priester mit dem Ausdruck Schweigen gebothen: zur stillen Andacht hemmt die Worte! und nun ergriffen die Opfernden mit der Hand den Altar und flehten die Götter an, das Opfer gnädig aufzunehmen.

Hierauf wuschen sie sich noch einmahl die Hände, und besprengten das Opferthier mit reinem Wasser. Das Feuer auf dem Altar war schon angezündet; und die Opfernden zogen vorne zwischen den Hörnern des Thiers einige von den Borsten oder steifen Haaren aus, die sie zuerst in die Flamme warfen, worauf der Opferpriester auf die Stelle,

von welcher das Haar genommen war, etwas Wein ausgoß.

Nun nahm der Opferdiener ein langes zweyschneidiges sehr scharfes Opfermesser, welches vorher mit Mehl und Salz bestreut war, und fuhr damit dem Opferthiere vom Haupte längst dem Rücken hin, wo er die Haare in einem Strich hinwegschnitt.

Zuletzt wurde auf den Kopf des Opferthieres, während daß man ein Gebeth sprach, die Mola geschüttet, welche aus Mehl und Salz bestand, und wodurch das Thier dem Tode nun ganz geweiht war; diese letzte Ceremonie durfte nur vom Priester oder einer obrigkeitlichen Person, bey einem häuslichen Opfer aber nur vom Hausvater selber verrichtet werden.

Die eigentliche Opferung oder Weihung zum Tode bestand hierin. Denn nun trat der Opferschlächter hervor, und wartete auf den Befehl, wann das Opfer geschlachtet werden sollte. Sobald dieser Befehl gegeben war, hub er das Opferbeil in die Höhe, und vollführte den tödtlichen Streich.

Kaum war der Schlag geschehen, so stand schon ein anderer Opferdiener in Bereitschaft, welcher mit dem Opfermesser dem sinkenden Thiere in die Kehle stach, während daß ein dritter in eine Schaale das Blut auffing.

Die Opferschlächter hatten mit Lorbeern oder Epheu das Haupt umkränzt, und waren bis auf

die Hüften nackend, von wo ihnen ein mit Purpur besetztes und mit Fransen geziertes Gewand bis auf die Kniee herab hing. An dem Gürtel aber trugen sie eine Tasche oder Scheide zum Opfermesser.

Alles machte bey einem solchen Opfer einen schönen und malerischen Anblick, der Altar mit der lodernden Flamme, die festliche Kleidung der Opfernden, der Schmuck der Opferschlächter, und das bekränzte Opferthier.

Hiezu kam nun noch die Musik, welche sich zu den gottesdienstlichen Handlungen stets gesellte, und ohne welche kein Opfer verrichtet werden konnte; wenigstens mußte immer ein Pfeiffer dabey seyn, der während dem Opfer auf zwey Flöten blies; dieß war ein wesentliches Stück beym Gottesdienst der Alten.

Allein wenn das Opferthier getödtet war, so machte die Besichtigung der Eingeweide, und die Zubereitung der Stücken von dem Fleische, welche man auf dem Altar verbrennen wollte, gleichsam einen Zwischenakt, wobey die Haruspicen oder Erforscher der Eingeweide vorzüglich ihre Rolle spielten, und über alles, was Glück oder Unglück vorbedeutend war, ihren entscheidenden Ausspruch thaten.

Die Haruspicen mußten nähmlich während dem ganzem Opfer auf alles aufmerksam seyn, woraus nur irgend eine Vorbedeutung gezogen werden konnte; sie mußten daher auch Achtung geben, ob das

Opferthier nach erhaltenem Schlage leicht und bald verschied, welches ein glückliches, so wie das Gegentheil ein unglückliches Zeichen war.

Man zog hierauf dem Opferthiere die Haut ab, und eröffnete ihm die Brust und den Unterleib; dann wurde es auf den Opfertisch gelegt, an welchem der Haruspex stand, und mit einer Art von spitzigen anatomischen Messer, die Eingeweide genau durchforschte.

Und nun mußte aus den Eingeweiden des Opferthiers die dunkle Zukunft sich enthüllen; wie man denn von jeher immer aus demjenigen am liebsten wahrsagte, was mit der Sache, die man prophezeite, am allerwenigsten in Beziehung stand, und wobey sich also nach gar keinem vernünftigen Grunde fragen ließ, warum diese Sache gerade durch jenes Zeichen, der Ausgang einer Schlacht z. B. durch die Beschaffenheit der Leber eines geschlachteten Thieres, oder das Schicksal des Staates durch den Flug eines Vogels, gleichsam vorherbestimmt, und vorbedeutet werde?

Der Anfang bey der Untersuchung der Eingeweide wurde mit der Leber gemacht, auf deren gesunde Beschaffenheit es vorzüglich ankam, und worin jeder Fehler ein sehr schlimmes Zeichen war.

Nach der Leber wurde erst das Herz untersucht; wenn dasselbe gar fehlte oder vielmehr zu fehlen schien, das war eines der schrecklichsten Zeichen.

Dann wurde die Gallenblase beobachtet, welche,

wenn sie recht von Galle angefüllt war, auf Krieg und glückliche Schlachten bedeutete.

War nun bey der fernern Untersuchung die Lunge in gehörigem Stande, die Milz in ihrer rechten Lage, das Netz nicht zerrissen, die Niere gut und von lebhafter Farbe, die Zunge ohne Fehl, so waren dieß alles glückbedeutende Zeichen.

Waren hingegen die Eingeweide von ungesunder Farbe und Beschaffenheit, oder gaben sie gar einen üblen Geruch von sich: das waren schlimme Vorbedeutungen.

Hieraus läßt sich schließen, wie sehr jedesmahl bey den Opfernden die Aufmerksamkeit gespannt seyn, und wie sehr das Interesse dabey durch den Gedanken vermehrt werden mußte, daß zwischen der Wahl des Opferthiers und dem künftigen Schicksale eine geheime wechselseitige Beziehung obwalte, vermöge deren, ungeachtet aller Vorsicht, die Wahl doch schlimm ausfallen mußte, wenn einmahl die Zukunft selber mit Unheil schwanger ging.

Weil man sich dieß nun einmahl so dachte, so traute man auch auf die gute äußere und innere Beschaffenheit des Opferthiers und auf alle die glückbedeutenden Zeichen desto zuversichtlicher. Auch ließen die Feldherren zuweilen, wenn etwa anfänglich unglückliche Vorbedeutungen waren, das Opfer so lange wiederhohlen, bis sie endlich glückliche Zeichen fanden; daß also die in Dunkel gehüllte Zukunft selber sich nach dem Wunsch der

Sterblichen zuletzt schon bequemen, und sich nach den glücklichen Zeichen fügen mußte, da diese doch sich eigentlich nach ihr hätte richten sollen.

Noch eine besondere Art den Ausgang eines Krieges zu erforschen bestand darin, daß man den Obertheil der Leber in zwey Theile sonderte, aus deren einem man das Schicksal der Römer und aus dem andern das Schicksal der Feinde zu erforschen suchte.

Wie nun alle dergleichen Dinge an den Eingeweiden zu ersehen waren, diese schwere Kunst und Wissenschaft mußten die Haruspicen, nebst noch vielen andern ähnlichen Kenntnissen inne haben, und die Römer schickten selber ihre Söhne, welche sie zu diesem Geschäfte bestimmten, nach Etrurien, wo dieselben, wie auf einer Universität, diese Art von Theologie studiren und sich gründliche Kenntnisse darin erwerben mußten.

Waren die Eingeweide besichtigt und gut und glückbedeutend befunden worden, so wurden sie gewaschen, und nachdem sie in einem besondern hiezu bestimmten Opfergefäße ausgewässert waren, wurden sie mit Mehl bestreut, und in Körben den Opfernden hingebracht.

Die Opferdiener hatten indeß das Holz von dem Baume, welcher der Gottheit, der man das Opfer brachte, heilig war, auf dem Altar schon zurecht gelegt und angezündet. Und nun hub erst das ganz eigentliche Opfer an, indem die Opfern-

den die mit Mehl bestreuten Stücken Opferfleisch aus den Körben nahmen und in die Flamme auf den Altar legten.

Während daß nun die Opferflamme loderte, warf man Weihrauch in die Gluht, und schüttete Wein auf das Opfer aus. Dieser Wein in der Opferschaale wurde zuerst von dem Opfernden nur mit den Lippen gekostet, und von diesem den Umstehenden eben so zum Kosten dargereicht. Wenn die Schaale herumgegangen war, so wurde der Wein erst auf den Altar zum Opfer ausgegossen, wobey man die Götter bath, das Opfer gnädig anzunehmen, und sich vorstellte, daß die Gebethe, die man zu den Göttern schickte, mit dem Weihrauch von dem Opfer, zum Himmel emporstiegen.

Dieß war nun eigentlich nach dem vorhergegangenen Zwischenakte mit der Erforschung der Eingeweide, die heiligste Handlung bey dem Opfer, oder die eigentliche Opferung selber, wobey auch, der Ordnung nach, Musik erschallen und eine Pfeife wenigstens tönen mußte. Denn die Götter wollten, nach den Begriffen der Alten, auf eine frohe Weise, mit stets heiterm Gemüth, und nicht mit düsterm Ernst verehrt seyn.

Die Stücken Fleisch nun, welche man den Göttern auf ihren Altar darlegte, hatten ordentlich ihre Benennung, wodurch man eins von dem andern sorgfältig unterschied. Ja man theilte sie sogar in ordentliche und außerordentliche, wie denn

z. B. das Fleisch bey der Hüfte, das Euter der Kühe, das Fleisch nahe am Schwanze der Kälber und Stiere, und das dünne Fleisch in den Seiten, außerordentliche Opferstücke, und gleichsam Vermehrungen oder Zugaben zum Opfer waren.

Bey diesem allen kam es nun darauf an, daß die Flamme das Opfer bald und auf einmahl ergriff, und vom Altare hell und schön emporloderte, ohne zu verlöschen, bis das Opfer erst ganz verzehrt war. Auf dieß alles mußte der Haruspex sorgfältig merken.

Um aber selber alles dazu beyzutragen, daß das Opfer von der Flamme schnell verzehrt würde, wickelte man die Opferstücken so viel wie möglich in das Fett der Opferthiere. — Wollte aber dem-ungeachtet die Flamme nicht recht emporlodern, ward sie, noch ehe das Opfer verbrannte, vom Winde verweht oder vom Regen ausgelöscht, so nahm man dieß als ein Zeichen von dem Zorn und Mißfallen der Götter an, welche das Opfer nicht gnädig aufnahmen, und die man denn gemeiniglich durch neue Opfer zu versöhnen suchte, bis die Zeichen endlich dem Opfernden günstig wurden.

Wie sehr dieß die Anzahl der Opfer vermehren mußte, läßt sich leicht begreifen; wie denn manche Leute wirklich ihre Vermögensumstände durch das viele Opfern verschlimmerten, worüber ein Römischer Dichter sich sehr naiv ausdrückt: „Du bittest die Götter, sie sollen deine Heerde segnen; wie können sie es denn, da du das Fett von unzäh-

ligen Rindern und Schaafen auf ihren Altären verbrennest?

Und als die christliche Religion sich immer mehr ausbreitete, litten, nach dem Bericht des Plinius an den Trajan, vorzüglich diejenigen, welche für solche, die keine eigne Heerden hatten, die Thiere zu den Opfern zum Verkauf zu bringen pflegten, und für die nun dieser einträgliche Nahrungszweig verloren ging.

Uiberhaupt beschäftigte und nährte der Opferdienst viele Personen, wenn man außer den Opferpriestern und Haruspicen, noch die Anzahl von Opferschlächtern, Pfeiffern und Opferdienern u. s. w. rechnet, welche alle von den Opfern, die man den Göttern brachte, auch mit gesättigt wurden.

Der Knabe, welcher mit dem Weihrauchkästchen dem Opferpriester bey dem Altar zur Hand seyn mußte, und den man jedesmahl Kamillus nannte, hatte, mit den Chorknaben, welche noch jetzt in der römischkatholischen Kirche, dem Priester am Altare zur Hand sind, sogar bis auf die Kleidung Aehnlichkeit; denn diese bestand ebenfalls in einer Art von Chorhemde, das über die Schultern hing, und so wie dieser das Rauchfaß schwenket, mußte jener das Kästchen mit Weihrauch immer in Bereitschaft halten.

Dieß sieht man auf den antiken Abbildungen von den Opfern, wo der Opferpriester mit der Opferschaale in der Hand, der Pfeiffer welcher ge-

meiniglich auf zwey Flöten bläst, und der Knabe, mit dem eröffneten Weihrauchkästchen, alle drey am Altar mit der lodernden Flamme stehend, immer eine vorzüglich schöne Gruppe ausmachen.

Wie heilig man die beyden Opferakte hielt, erstlich wenn das Thier geschlachtet, und nachher wenn die Stücken Opferfleisch den Göttern wirklich auf den Altar dargelegt, und von der Flamme verzehrt wurden, sieht man daraus, daß an den Tagen, welche nur halbe Feste waren, die Stunden zum Schlachten des Opferthiers, und zum wirklichen Opfern, fest bestimmt wurden, damit in der Zwischenzeit, alle gewöhnlichen Geschäfte ihren Fortgang nehmen konnten, die während jener heiligen Handlungen aber gänzlich aufhören mußten; denn einmahl wenn das Opferthier zum Tode geweiht wurde, und nachher wiederum, wenn das Opfer von der Flamme wirklich verzehret wurde, mußte man sich mit Gebeth und Flehen zu den Göttern wenden, und zu dem Ende seine Aufmerksamkeit von irdischen Dingen abziehen. Der Zwischenakt aber, wo die Eingeweide besichtigt wurden, war minder heilig, deßwegen durfte denn auch an den halbfestlichen Tagen, zwischen der zur Schlachtung und wirklichen Opferung bestimmten Zeit, Gericht gehalten, und andere weltliche Geschäfte vorgenommen werden.

Noch eine sehr einfache Art zu opfern war, wenn man bey der Darbringung unblutiger Opfer

sich

sich statt des Altars nur eines Tisches bediente, der aber auch zu diesem heiligen Gebrauch erst eingeweiht seyn mußte. Man pflegte auf einem solchen Tische den Göttern auch Speisen aufzutragen, und um dieselben kleine Götterbilder herzustellen, welches im Kleinen eine Nachahmung von den Lektisternien oder der großen Götterspeisung war.

Von den marmornen Altären selber kann man sich einen sehr deutlichen Begriff machen, weil sich eine große Anzahl davon unter den Resten des Alterthums erhalten hat, und weil man sie auch in den antiken Basreliefs sehr häufig abgebildet findet.

An den marmornen Altären selber findet man auf den Seiten Abbildungen in Basrelief, die sich auf die Verehrung der Gottheit beziehen, welcher der Altar geweiht ist.

Die einfachsten Verzierungen an den Altären aber, und die man am häufigsten findet, sind eine Opferschaale und ein Opferkrug in Basreliefs an den Seiten des Altars, dessen Bestimmung dadurch auf die simpelste Art bezeichnet, und durch dieß einfache Symbol gleichsam dem Auge erklärt wurde.

Auch die Guirlanden und andere Zierrathen womit man die Altäre schmückte, findet man auf vielen der alten Denkmähler dieser Art in den Marmor selbst ausgehauen. Es war das erste Geschäft der bildenden Kunst, die zufälligen Zierrathen, an dem Gegenstande selber bleibend darzustellen, und als wesentlich damit zu verknüpfen.

Unter den Resten des Alterthums, vorzüglich in Portici, findet man fast noch alle Arten von Gefäßen und Geräthschaften deren man sich bey den Opfern bediente, als Beile, Messer, Opferschaalen, Opferkriege, Dreyfüße, Opfertische, Rauchfäßer, Kandelaber, u. s. w. Auch auf antiken Basrelifs und andern Denkmählern des Alterthums sieht man diese heiligen Geräthschaften häufig abgebildet, so, daß man von den Opfern der Alten, bis auf die kleinsten Umstände dabey, sich noch jetzt eine sehr deutliche Vorstellung machen kann.

Was nun den Beschluß dieser ganzen religiösen Handlung machte, war die Opfermahlzeit, welche man den Göttern selbst zu Ehren anstellte, und wobey daher auch Gesang und Freude herrschen mußte, weil die Götter, nach der Vorstellungsart der Alten, hieran vorzüglich Wohlgefallen fanden.

Aus eben dem Grunde pflegten auch besonders die Landleute, ein solches Fest mit frohen Tänzen zu beschließen. Niemand durfte bey der Verehrung der Götter niedergeschlagen oder traurig seyn, weil dieß schon eine Art von Entweihung des Festes gewesen wäre.

An der Opfermahlzeit nahmen diejenigen, welche das Opfer veranstaltet hatten, nebst den Priestern Theil; und zu der Mahlzeit wurde auch das Fleisch vom Opfer selbst genommen, wovon man den Göttern nur die vorzüglichsten Stücken, welche

schon bestimmt waren, auf ihrem Altar verbrannte, und von dem übrigen eine Art von Liebesmahl veranstaltete, welches selber zu der religiösen Handlung noch mit gerechnet wurde.

Die Kosten zu den öffentlichen Opfern wurden zwar von den öffentlichen Geldern bestritten; wenn aber Privatpersonen opfern wollten, so mußten sie auch die Kosten dazu aufbringen, und mancher Arme, der kein Opferthier bezahlen konnte, hätte also darauf Verzicht thun müssen, den Göttern auf diese Art seine Dankbarkeit und Verehrung zu bezeigen, wenn man nicht auch hier schon in der Voraussetzung, daß die Götter mehr auf den guten Willen des Gebers, als auf die Gabe sähen, ein Mittel ausgedacht hätte, wodurch auch der Arme in den Stand gesetzt wurde, sich mit Zuversicht zum Altar der Götter zu nahen.

Man bildete nähmlich allerley Opferthiere, als Ochsen, Schaafe, Schweine, u. s. w. aus Teig, oder auch nur aus Wachs. Die Verfertigung dieser Abbildungen beschäftigte eine Anzahl Leute, die eine eigene Zunft ausmachten, und von denen man dergleichen Sachen sehr wohlfeil kaufen konnte.

Ein solches nachgebildetes Opferthier brachte der Arme den Göttern, als ein Zeichen dar, von demjenigen, was er ihnen gern zum Opfer darbringen möchte, wenn es in seinem Vermögen stände. Die religiösen Vorschriften erlaubten ein solches Opfer, und befahlen, es dem wirklichen gleich zu

schätzen; weil jedes noch so kostbare Opfer doch immer nur ein Zeichen von dem Willen des Gebers blieb, den Göttern für ihre Gunst und Wohlthaten, wenn es in seiner Macht stände, wieder wohlzuthun.

Wie die ursprüngliche Einfachheit der religiösen Gebräuche nach und nach in überflüßige Pracht und Verschwendung ausartete, und wie man ungerechte habsüchtige Wünsche und Bitten selbst vor die Altäre der Götter brachte, darüber legt ein römischer Dichter, in einer Epistel an seinen Freund, dem er zu seinem Geburtstage Glück wünscht, folgende schöne Gesinnung an den Tag:

„Schütte deinem Genius Wein aus! denn du forderst nicht für dein Opfer dasjenige wieder, wovon der frevelnde Wunsch vor gerechten Ohren nicht laut werden darf.“

„Nicht einem jeden ist es gegeben, statt des leisen Gemurmels, Gelübde zu thun, die jederman hören darf. Zufriedenheit, Ruhe, Glück und Ansehn erbittet er sich laut, daß auch der Fremdling es höre; dann aber murmelt er leise für sich: o daß doch endlich meines Oheims Leichenbegängniß einmahl von mir gefeyert würde! und, o, daß doch Herkules mir endlich einmahl Glück geben, und den verborgenen Schatz unter dem Grabscheit erklingen lassen wollte! und, Nerius begräbt nun schon die dritte

Frau; ist mir denn gar kein Glück beschieden?"

„Um dergleichen in Heiligkeit und Reinigkeit zu bitten, tauchst du dich frühmorgens dreymahl mit dem Kopfe in die Tiber, und wäschest im fließenden Wasser deine Schuld ab!"

Nun geht der Dichter die thörichten Bitten der Menschen durch, und rügt die Verschwendung bey den Opfern, und die überflüßige Pracht an den mit goldgeschmückten Götterbildern:

„O ihr zur Erde gekrümmten Seelen, eures göttlichen Ursprungs ganz uneingedenk, wozu soll es, unsere üppigen Sitten auch noch in die Tempel der Götter zu übertragen!"

„Sagt, ihr Pontifizes, was thut das Gold im Heiligthum? Ist es wohl mehr als die Puppe, die das erwachsene Mädchen der Venus weiht?"

„Laßt uns vielmehr den Göttern darbringen, was aus seiner ungeheuren Schüssel der verschwenderische Urenkel des großen Messala ihnen nicht geben kann; gerechte und heilige Gesinnung, die innersten Falten des Herzens unentweiht, und Treu und Rechtschaffenheit im Busen; dieß laßt mich stets den Göttern darbringen, und Mehl und Salz auf ihren Altar streuen!"

Von den Priestern.

Die Religion der alten Griechen und Römer wurde nicht eigentlich gelehrt. Sie war für das

Volk kein Gegenstand des Unterrichts, sondern bloß der Ausübung. Auch war sie auf keine Weise systematisch, sondern sie bildete sich selber von Zeit zu Zeit; welches um so mehr der Fall seyn mußte, da die Gegenstände der religiösen Verehrung nicht genau bestimmt waren, und durch die immer wirksame Einbildungskraft bis ins Unendliche vervielfältigt werden konnten.

Natürlicher Weise konnten bey einer Religion der Phantasie keine bestimmten Begriffe von der Gottheit Statt finden; es gab daher auch keinen eigentlichen Lehrbegriff der Religion, und man lernte die Götter nur aus der Art der Verehrung derselben kennen, die sich von einer Geschlechtsfolge auf die andere fortpflanzte.

Die mannigfaltigen Feste und religiösen Gebräuche aber erhielten alles, was man sich von den Göttern dachte, bey dem Volke weit lebhafter in Erinnerung, als irgend ein noch so oft wiederhohlter mündlicher Unterricht würde gethan haben; so, daß man sagen kann, die gottesdienstlichen Gebräuche wurden nicht durch die Lehre, sondern die Lehre selbst wurde nur durch die gottesdienstlichen Gebräuche erhalten.

Nur aus diesem Begriffe von der Religion der Alten kann man sich eine richtige Vorstellung von ihren Priestern machen, welche nicht als Lehrer, sondern nur als Diener der Religion betrachtet werden müssen; weil sich unter diesem Volke in je-

nen Zeiten noch niemand erdreistete, das eigentliche Wesen der Gottheit, und die Art und Grenzen ihrer Verehrung in einem besonders dazu verfaßten Lehrbuche zu bestimmen, sondern bey jeder unschuldigen Ceremonie, der bloße Wille die über alle Begriffe erhabne Gottheit zu verehren, für die That galt.

Es bleibt daher immer ein liebenswürdiger Zug in jener alten Götterlehre, daß sie sich keine Entscheidung über Dinge anmaßte, welche den Menschen unbegreiflich sind, und daß sie eben deßwegen auch nirgends ausschließend, nirgends unduldend war; daß fast eine jede Nation die Götter und Heiligthümer der andern ehrte; daß selbst die erbittersten Feinde, auch die ihnen fremden Tempel und Heiligthümer eroberter Städte verschonten, und wenn sie sich daran vergriffen hatten, den Frevel wieder zu tilgen und auszusöhnen suchten;

Daß kein Volk dem andern die ausschließende Verehrung seiner Götter aufdrang; und daß durch die mannigfaltigsten Arten der Verehrung, doch immer einerley Empfindung des Danks, der Abhängigkeit, und des Schutzes von höhern obwaltenden Wesen, sich äußerte, und das Gefühl der Eingeschränktheit menschlicher Begriffe von göttlichen Dingen, selbst das Band wurde, welches die Menschen zu der gemeinschaftlichen Verehrung des Heiligen und Ehrwürdigen unter jedem Himmels-

strich, zusammenschloß; so, daß vor dem vortrefflichsten Buche der neuern Zeiten, welches unter dem Schleyer der Dichtung mit der mächtigen Stimme der Wahrheit Duldung predigt, kein schöneres Wort zum Wahlspruch konnte genommen werden, als jene Einladung, wobey man sich die schüchternen Ankömmlinge im fremden Lande denkt, wie sie gastfreundlich bewillkommt werden: Tretet herein, denn auch hier sind Götter!

Die Priester mußten damahls mehr die Religion des Volks bloß ausüben, als daß sie selber die Volksreligion willkürlich hätten bestimmen können. Die Priester machten daher auch keinen eignen Stand aus, welches man schon daraus sieht, daß jeder Hausvater an seinem Hausaltar die heiligste priesterliche Handlung des Opferns selbst verrichten durfte, und daß die Priester größtentheils auch wichtige bürgerliche Ehrenstellen begleiten konnten, wobey ihr Priesteramt nur untergeordnet war, und als ein Nebengeschäft von ihnen verwaltet wurde.

Die Kurionen.

Als Romulus den Gottesdienst anordnete, theilte er das Volk in dreyßig Kurien oder Gemeinden ein, und jeder dieser Gemeinden setzte er einen Priester vor, welcher Kurio hieß, und

zur bestimmten Zeit für die Veranstaltung des Gottesdienstes in seiner Kurie Sorge tragen mußte.

Diese Kurionen waren also eigentlich die Römischen Pfarrer, welche in Ansehung der gottesdienstlichen Gebräuche eine besondere Aufsicht über ihre Gemeinden führten. Diejenigen, welche man aus den Kurien zu dieser Priesterwürde erwählte, mußten frey von körperlichen Gebrechen, von unbescholtenem Ruf, und nicht unter funfzig Jahre alt seyn; auch soviel im Vermögen besitzen, daß sie für sich mit Anstande leben konnten. Sie waren alsdann von Auflagen und Kriegesdiensten frey, und behielten die priesterliche Würde auf Lebenslang.

Jede der dreyßig Kurien hatte zum Gottesdienst ihre bestimmten Tage, und ihren eigenen Opferaltar, nebst einer Art von Tempel oder Gebäude zum gottesdienstlichen Gebrauch, welches Gebäude ebenfalls Kurie hieß, und mit unsern Kirchen in so fern einige Aehnlichkeit hatte, daß hier die ganze Gemeinde an den bestimmten Tagen sich ordentlich zu dem gemeinschaftlichen Gottesdienst versammlen mußte. Nach dargebrachtem Opfer vergaß man denn auch nicht bey einem festlichen Schmause sich zu ergötzen, und weil man es bey dieser Gelegenheit an nichts fehlen ließ, so pflegte man jedes Gastmahl, wobey man sich vorzüglich gütlich that, sprichwortsweise einen Kurienschmaus zu nennen. Unsere sogenannten Kirchweihfeste haben, so wie sie noch in einigen Gegenden

gefeyert werden, am meisten Aehnliches mit jenen Kurienschmäusen.

Den Kurionen selber war der Kurio Maximus vorgesetzt. Dieß war schon eine der vornehmsten priesterlichen Würden. Der Tod eines Kurio Maximus gehörte unter die wichtigen Staatsvorfälle, und die Wiederbesetzung dieser Stelle war eine Angelegenheit des ganzen Volkes.

Die Flaminen.

Diejenigen, welche diese Priesterwürde begleiteten, standen keiner besondern Gemeinde vor, sondern waren irgend einer Gottheit selber zugeordnet, und ausschließend ihrem Dienst gewidmet.

So wie daher die Kurionen nur die bestimmten Opfer für ihre Gemeinden zu besorgen hatten, so mußten hingegen die Flaminen jeder besondern Gottheit für das ganze Volk an bestimmten Tagen opfern.

In Ansehung der Kleidung, welche übrigens bey den vornehmen Priestern überhaupt mit der Kleidung der Magistratspersonen übereinkam, zeichneten sich die Flaminen noch durch eine spitzige Mütze oder Hut aus, welcher Apex hieß, und woran zwey feine Riemen oder Bänder befindlich waren, mit denen dieser Hauptschmuck unter dem Kinn befestigt wurde.

Die Flaminen waren die nächsten Diener der Gottheit; und ihr Rang richtete sich nach dem Range der Gottheiten, denen ihr Dienst geweiht war. So war der Flamen des über alles herrschenden Jupiter der angesehenste, und der Flamen der Pomona, unter deren Schutz nur die Obstbäume standen, der unbedeutendste von allen.

Der Flamen des Jupiters, dessen Amt vorzüglich darin bestand, ungefähr in der Mitte jedes Monaths an den dazu bestimmten Tagen, welche im Römischen Kalender Iden hießen, dem Jupiter ein Opfer darzubringen, begleitete eine der vornehmsten priesterlichen Würden, welche zugleich unter allen am meisten mit einer gewissen Art von Heiligkeit verknüpft war, die selbst auf die Person zurückfiel.

Das Haus, welches der Flamen des Jupiter bewohnte, war durch ihn geweiht. Es durfte aus diesem Hause kein Feuer getragen werden, außer demjenigen, was beym Opfer zum gottesdienstlichen Gebrauch bestimmt war.

Wenn ein Gefangner mit seinen Banden in dieß Haus seine Zuflucht nahm, so mußten ihm seine Bande abgenommen, und vom Dache des Hauses auf die Straße hinuntergeworfen werden. Wenn jemand zur öffentlichen Geißlung verurtheilt war, und er konnte sich zu den Füßen dieses Flamens werfen, so durfte an demselben Tage die Strafe an ihm nicht vollzogen werden.

Auch durfte der Flamen des Jupiter, ganz seinem heiligen Dienste geweiht, an keiner kriegerischen Beschäftigung Theil nehmen, welches sich so weit erstreckte, daß ihm nicht einmahl erlaubt war, eine bewaffnete Armee zu sehen, weßwegen man ihn auch nie zum Konsul wählen konnte, weil mit dieser höchsten obrigkeitlichen Würde auch das Feldherrnamt verknüpft war.

Ferner war mit dieser Priesterwürde verknüpft, daß derjenige welcher sie begleitete, keinen Todten anrühren, keinen Begräbnißplatz betreten, keinen Eid schwören, keine Nacht aus der Stadt abwesend seyn, und ohne seinen Priesterhut nicht ausgehen durfte.

Merkwürdig ist noch der Umstand, daß durch den Flamen des Jupiter auch seine Gattin zur Priesterinn geweiht war, welche den Nahmen Flaminika führte, und an bestimmten Tagen dem Jupiter einen Widder zu opfern durch ihre priesterliche Würde verpflichtet war. Wegen dieser Würde, die sie einmahl begleitete, konnte sie nie von ihrem Manne geschieden werden, und dieser mußte sogar, sobald sie starb, sein Priesteramt niederlegen.

Uibrigens waren noch mit der Würde eines Flamen des Jupiter die äußern Zeichen der höchsten obrigkeitlichen Würde verbunden; ein Liktor der vor ihm herging, und der elfenbeinerne Stuhl, dessen die höchsten obrigkeitlichen Personen sich nur bedienen durften.

Das Ansehen der obrigkeitlichen Würden im Staate war also doch immer das vorzüglichste, so daß man selbst den Priester der höchsten Gottheit nicht höher ehren konnte, als wenn man ihm die äußern Zeichen jener Würden im Staate zugestand.

Der Flamen des Mars und der Flamen des Quirinus, hatten nächst dem Flamen des Jupiter, das größte Ansehen bey den Römern, welchen Mars und Quirinus, als ihre Ahnherren, vorzüglich geliebte Götter waren, deren Rang und Ansehen unter den übrigen Göttern auch den Rang bestimmte, den ihre Priester begleiteten.

Als man in den spätern Zeiten erst anfing die Kaiser zu vergöttern, so entstand mit dem neuen Gott auch immer eine neue Priesterwürde, weil jedem ein eigner Flamen, so wie den übrigen Gottheiten zugeordnet wurde, dessen Amt und Würde dem Dienst der neuen Gottheit ausschließend gewidmet war.

Die Pontifizes.

Die Pontifizes belgeiteten bey ihrer Priesterwürde gemeiniglich ansehnliche obrigkeitliche Aemter im Staate; sie machten aber unter sich ein eignes hohes Priesterkollegium aus, welches über den Gottesdienst und alle gottesdienstlichen Gebräuche, so wie auch über die Priester selber, im Nahmen des Staates, die Oberaufsicht führte.

Durch dieß höchste Priesterkollegium wurde eigentlich das Band zwischen dem Staate uud der Religion geknüpft, weil die Mitglieder desselben als Deputirte vom Staate zu betrachten waren, welche über die Beobachtung der heiligen Gebräuche wachen, und Unordnung und Mißbrauch verhüthen mußten. Alle Vorschriften und Verordnungen in religiösen Dingen wurden daher auch von diesem Priesterkollegium abgefaßt.

Die höchste unter allen priesterlichen Würden war die eines Pontifex Maximus, welche Benennung daher, weil es in der Sprache der alten Römer einmahl keine höhere gibt, auch auf das Oberhaupt der römischkatholischen Kirche übertragen ist.

Der Pontifex Maximus wählte die Vestalischen Jungfrauen, und diese durften auch, im Fall einer Vergehung, deren sie sich schuldig machten, nur von ihm bestraft werden. Bey den allerheiligsten Handlungen, wie z. B. bey der Einweihung der Tempel, mußte der Pontifex Maximus nothwendig zugegen seyn, und den Einweihenden die Gebethsformel vorsagen, welche derselbe nachsprechen mußte.

Wenn der Flamen des Jupiter sich eine Nacht aus Rom entfernen wollte, so konnte ihm nur der Pontifex Maximus die Erlaubniß dazu ertheilen. Der Pontifex Maximus selber durfte zwar zu Felde ziehen, aber nur so lange der Krieg innerhalb

den Grenzen Italiens geführt wurde. Krassus, welcher zugleich Pontifex Maximus und Konsul war, überschritt dieß Gesetz zuerst, durch seinen Feldzug gegen die Parther, wobey er ums Leben kam.

Daraus aber, daß ein Pontifex Maximus zugleich Konsul und Feldherr war, sieht man deutlich, wie sehr diese höchste priesterliche Würde der obrigkeitlichen sich unterordnen mußte, mit der denn doch einmahl die ernsthaftesten und wichtigsten Geschäfte verknüpft waren, gegen welche die priesterlichen Angelegenheiten im Ganzen nur als ein Nebengeschäft betrieben werden konnten.

Wegen der Anordnung der Feste, in so fern durch dieselben das Jahr bezeichnet wurde, hing von dem höchsten Priesterkollegium und vorzüglich vom Pontifex Maximus auch die Einrichtung der Kalender ab, in welche wegen der Unvollkommenheit der Zeitrechnung, von Zeit zu Zeit eine Anzahl Tage mußten eingeschaltet werden.

Dadurch, daß diese Einschaltung der Tage von dem höchsten Priesterkollegium abhing, erhielten die Pontifizes eine große Macht; weil es bey dem immerwährenden jährlichen Wechsel der obrigkeitlichen Würden in Rom, auf diese Schalttage, wodurch das Jahr verkürzt oder verlängert werden konnte, sehr oft vorzüglich ankam, um jemanden in seinen Absichten zu begünstigen, oder ihm hinderlich zu seyn, und seine Plane zu vereiteln.

Als Julius Cäsar Pontifex Maximus war, und ihm daher die Besorgung des Kalenderwesens oblag, schaffte er zuerst die Unordnung und Verwirrung ab, welche bis dahin in der Zeitrechnung geherrscht hatte, und wandte die Uiberlegenheit seines Geistes auch dazu an, in einer so wichtigen Sache, als der Zeitlauf ist, die Begriffe der Menschen zu berichtigen und zu ordnen.

Bey der Verfertigung der Kalender waren die Pontifizes auch verpflichtet, die wichtigsten Begebenheiten, nach der Zeitfolge, worin sie sich ereigneten, aufzuzeichnen, woraus denn die Annalen entstanden, welche die römischen Geschichtschreiber in der Folge benutzten.

Die Kalender, welche man die großen nannte, waren marmorne Tafeln, worauf die Konsulate, Diktaturen, Triumphe u. s. w. verzeichnet waren, und wovon sich jetzt noch einige auf dem Kapitol in Rom befinden, die auf eine ähnliche Weise bis auf die jetzigen Zeiten fortgesetzt sind. Auf den modernen Tafeln sind denn auch die Personen aus dem jetzigen Stadtmagistrat von Rom verzeichnet, welche man ohngefähr mit jenen alten obrigkeitlichen Würden, der Benennung nach, vergleichen könnte.

In den sogenannten kleinern Kalender wurden vorzüglich die glücklichen und unglücklichen Tage, die Festtage, und die eingeschalteten Tage, verzeichnet; auch gab es eine Art Kalender

für

für die Landleute, wo auf einem viereckigten Stück Marmor die zwölf Monathe, die zwölf himmlischen Zeichen, nebst den Märkten und den Festen der Landleute eingegraben waren.

Da aber die Pontifices immer die Einrichtung des Jahres erst machten, so gab es eigentlich keinen Kalender für das Volk, welches man auch daraus sieht, daß der erste Tag in jedem Monathe mußte ausgerufen werden; von welcher Ausrufung dieser Tag Kalendä hieß, und das Wort Kalender seinen Ursprung hat.

Die Auguren und Haruspicen.

Nichts ist dem Menschen natürlicher, als der Wunsch, den Ausgang einer Sache, woran ihm liegt, zu wissen. Die Ungewißheit quält ihn um desto mehr, je weniger er im Stande ist, sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen. Was Wunder denn, daß er in diesem schwankenden Zustande, sich an der schwächsten Stütze festzuhalten, schon von selbst geneigt ist.

Hier, wo alles Forschen und Denken vergeblich ist, und wo bey aller Behuthsamkeit und Vorsicht der Ausgang doch vom Zufall abhängt, hilft alles Sinnen zu weiter nichts, als Zufall mit Zufall zu vergleichen.

Denn eben so zufällig wie es z. B. ist, daß gerade jetzt, indem ich hier stehe und sinne, jener

Vogel aus Mitternacht hergeflogen kömmt, eben so zufällig und folglich ungewiß ist es auch, ob der Ausgang der gewagten Unternehmung, womit jetzt alle meine Gedanken beschäftigt sind, meinen Wünschen entsprechen wird, oder nicht.

Fügte es sich aber, daß jemand, der an dem glücklichen Ausgange einer Sache schon beynahe verzweifelte, z. B. sagte: eben so unwahrscheinlich wie es ist, daß gerade in diesem Augenblick aus jener Himmelsgegend, worauf ich zeige, ein Geyer seinen Flug hieher richten sollte, so unwahrscheinlich ist auch der glückliche Ausgang dieses Unternehmens; und es ereignete sich nun, daß in diesem Augenblick würklich ein Geyer gerade aus jener Gegend, in seinem Fluge die bestimmte Richtung nähme, so würde auch der Aufgeklärteste in dem ersten Augenblick dieser Erscheinung schwerlich ganz gleichgiltig bleiben; die Korrespondenz zwischen seinen Gedanken und dem Zufall, sie mag nun selber so zufällig seyn wie sie wolle, wird ihre Würkung auf das Gemüth nicht verfehlen, wenn gleich das Nachdenken dadurch ganz unbefriedigt bleibt.

Denn da das Nachdenken doch einmahl nicht bis an den Ausgang der Sache reicht, so ist es, als ob man sich in ein Meer stürzte, wo man von den Wellen emporgetragen wird. Dieß unbedingte Zutrauen auf den Zufall muß die Stelle des Nachdenkens hier vertreten, und wie dieß Zutrauen nun

verstärkt wird, das ist dem Nachdenken, in so fern es nicht mehr wirken kann, einerley.

Nun kann aber das Zutrauen auf das Glück oder auf die Uibereinstimmung des Zufalls mit unsern Wünschen, nur durch sich selbst verstärkt werden, und wird von selbst immer zunehmen, je seltner es getäuscht wird, wie beym Julius Cäsar, der im tobenden Sturm auf dem Nachen zu dem zagenden Schiffer die Worte sprach: fürchte dich nicht, denn du trägst den Cäsar und sein Glück!

In wie ferne nun der Muth durch das Glück, oder das Glück durch den Muth entsteht, ist schwer zu entscheiden, weil diese Dinge schon außer dem eigentlichen Gebiethe des Nachdenkens liegen.

Da nun aber das Glück nichts anders als die Uibereinstimmung des Zufalls mit unsern Wünschen und Gedanken ist, so ist das unruhige Gemüth von Natur geneigt, an allem, was es sieht und hört, und was ihm an sich gleichgiltig ist, gleichsam die Probe auf dieß Glück machen.

Einer denkt sich z. B.: so wie dieses Vogels Flug mit meinem Gedanken zutrifft, kann auch der Ausgang jener Sache mit einem Wunsche zutreffen; oder: wenn jetzt dieses Vogels Flug mit meinem Gedanken zutrifft, so soll diese Uibereinstimmung zwischen meinen Gedanken und dem Zufall, mir für das Glück der Zukunft Bürge seyn!

Man sieht leicht, wie dieß Spiel, sobald das Gemüth einmahl darauf verfallen war, sehr

leicht bis ins Unendliche getrieben werden konnte; aber auch, welch ein Hang dazu bey einem kriegerischen Volke Statt finden mußte, das sich überhaupt zu kühnen Thaten mehr als zum Denken neigte, und bey welchem fast unaufhörlich Glück und Wohlfahrt auf der Spitze stand, und von dem ungewissen Ausgange irgend einer gewagten Unternehmung abhing.

Dem Nachdenken kann jenes Spiel mit der Zukunft freylich nicht anders als kindisch vorkommen. Bey diesem fortgesetzten kindischen Spiele aber, führte das römische Volk dennoch Thaten aus, welche das Nachdenken vor ihrer Ausführung sehr oft für unmöglich würde gehalten haben.

Und das Nachdenken selber wird, wenn es auf den unbegreiflichen Zusammenhang der großen Gesetze, nach welchen dasjenige, was wir Zufall nennen, sich ereignet, sein Augenmerk heften will, dem Nachdenken des Kindes wieder gleich, und darf sich also jenes Spieles nicht schämen, in so fern dasselbe nur auf Thätigkeit abzweckte, und zwischen dem Unternehmen und dem Ausgange, wenigstens für die Einbildung, die düstre Lücke füllte.

Gideon, wie die heilige Geschichte sagt, breitete ein Fell mit der Wolle aus, und erbath sich von Gott zum Zeichen, daß wenn er sein Volk befreyen würde, der Thau allein auf dem Fell seyn sollte, wenn die ganze Erde trocken wäre; und als dieß geschahe, erbath er sich zur Bekräftigung des

ersten Zeichens, daß die folgende Nacht das Fell allein trocken bleiben sollte, wenn der Thau auf der ganzen Erde wäre, welches auch geschahe; und nun zog er mit dem Heere gegen die Feinde.

Dieß war nun freylich ein eigentliches Wunderzeichen, welches sich Gideon erbath, um von der Zukunft gewiß zu seyn. Diese Idee von Wunderzeichen aber fand bey den alten Römern nicht Statt, sondern es waren vielmehr größtentheils die ganz gewöhnlichen Ereignisse in der Natur, als Donner und Blitz, der Vogelflug, oder gar nur das Fressen der Hühner, wodurch die Götter, nach der Volksmeinung, den Sterblichen ihren Willen kund thaten.

Alles was dem Lauf der Natur entgegen schien, wie z. B. eben jenes Ereigniß mit dem Felle des Gideon, das war bey diesem Volke ein furchtbarer Beweis von dem Zorn der Götter, die man deßwegen auf alle Art mußte zu versöhnen suchen, weit entfernt, daß man von ihnen dergleichen schreckliche Wunderzeichen zu irgend einer Absicht noch hätte erbitten sollen.

Hier gründete sich vielmehr der Glaube an Prophezeyungen immer auf die Idee von einer gewissen bedeutenden Zusammenstimmung der zufälligen Naturereigniße, oder des Zufalls überhaupt mit den Wünschen und Planen desjenigen, der gleichsam durch den Zufall selber in die Zukunft zu blicken suchte.

In so fern man sich nähmlich durch die Gottheit alles beseelt, und ein geheimes Band zwischen dem Allerentferntesten dachte, war freylich in diesem großen Zusammenhange nicht das Geringste unwichtig und unbedeutend; die Gottheit konnte ihren Willen durch alles kund thun, und die Auguren nebst den Haruspicen waren ihre Dollmetscher oder die Ausleger ihres Willens.

Ob nun gleich die Beschäftigungen der Auguren und Haruspicen sehr viel Aehnliches, und einerley Endzweck hatten, nähmlich, Zeichen auszudeuten, und dadurch die Zukunft zu enthüllen, so fand doch der Unterschied zwischen ihnen Statt, daß das Amt der Auguren neben der Wissenschaft mehr in der Würde, das Amt der Haruspicen aber vorzüglich in der Wissenschaft selbst bestand; denn es gab Beyspiele, wo ein Augur die Haruspicen selbst um Rath befragte.

Dann gaben sich auch die Haruspicen insbesondere mit der Erforschung der Eingeweide ab, und zeichneten sich durch eine leichte und kurze Kleidung aus, welche ihnen bey diesem Geschäfte nicht beschwerlich fiel; auch waren sie mit einer Art von spitzigen anatomischen Messer versehen, woran man sie in den Abbildungen leicht erkennt.

Die Auguren hingegen beobachteten vorzüglich den Vögelflug. Sie trugen ein langes Gewand, womit sie zugleich das Haupt umhüllten, und in der Hand den Lituus, oder nach oben gekrümmten

Stab, womit sie, bey der Beobachtung der Ereignisse in der Luft, die Himmelsgegenden bezeichneten, und woran man sie vorzüglich in den Abbildungen erkennt.

Eins der wichtigsten Geschäfte der Auguren war, bey den Komitien oder Volksversammlungen, wo die wichtigsten Staatsgeschäfte beschlossen, und die höchsten obrigkeitlichen Würden jedesmahl nach Verlauf eines Jahres aufs neue wieder besetzt wurden, auf die himmlischen Zeichen Acht zu geben, durch welche die Götter ihre Genehmigung oder Mißbilligung dessen, wozu man schreiten wollte, zu erkennen gaben.

Der Konsul, welcher bey den Komitien den Vorsitz hatte, stellte zwar eigentlich diese Auspicien oder Beobachtung der himmlischen Zeichen an, allein er mußte hiebey den Augur zur Seite haben, welcher auf den Befehl des Konsuls seine Beobtungen machen, und was er gesehen, dem Konsul eröffnen mußte, von dem es abhing, bey widrigen Zeichen, die Volksversammlung aufzuheben.

Ob nun gleich in Ansehung der Wissenschaft bey den Auspicien der Augur als die Hauptperson betrachtet werden mußte, so war er doch in Ansehung des Amtes und der Würde nur eine Nebenperson, weil es vom Konsul abhing, die Auspicien anzustellen, und, was denselben zufolge geschehen mußte, auf seinen Befehl geschahe.

Die Auspicien wurden nach Mitternacht gegen Morgen angestellt, bey heiterm stillen Wetter, so daß in freyer Luft vom Winde kein brennendes Licht verlöschte.

Es wurde ein Opferthier geschlachtet, und der Augur sprach ein Gebeth, das ihm von einem andern vorgesagt werden mußte, damit er kein Wort darin verfehlte.

Hierauf wandte er sich gegen Mittag, nahm den Lituus oder gekrümmten Augurstab in die Hand, und bezeichnete damit die Gegenden des Himmels, innerhalb deren er die Zeichen erwarten wollte.

Dann umhüllte er sein Haupt mit dem Augurmantel, setzte sich auf einen Stein, und sprach die geheimnißvollen Worte:

„Jene wilden Hecken, so weit in Heiligkeit und Reinigkeit der Seele, meine Zunge sie benennt; Jener alte Baum, welcher es auch sey, den ich jetzt im Sinne habe, soll die Grenze von unten nach oben zur Linken seyn! Jener alte Baum, was es für einer sey, und was es sey, das ich im Sinne habe, soll die Grenze von unten nach oben zur Rechten seyn! Innerhalb dieser Grenzen, so weit ich sie bestimmt habe und sehen kann, will ich auf die Zeichen merken!"

Eine solche bezeichnete und umgrenzte Gegend, welche nun gleichsam wie ein Gebäude einen Umfang hatte, wovon die Himmelswölbung selbst das Dach war, wurde Tempel genannt, und alles,

was sich darin ereignete, war von nun an nicht mehr zufällig, sondern eine heilige Offenbarung des hohen Götterwillens.

Sobald daher der Augur mit seinem Stabe diesen Tempel um sich her gebildet hatte, richtete er nun sein forscheudes Auge gen Himmel, wo zuerst und was für ein Vogel sich blicken ließ, und wohin derselbe seinen Flug nahm.

Ein unfehlbar glückliches Zeichen war, wenn ein Adler von der Linken zur Rechten flog. Die Krähe bedeutete Unglück; bey dem Raben mußte man auf sein Geschrey Acht geben, u. s. w.

Diese Wissenschaft der Auguren war nun ordentlich in eine Art von System gebracht, und man theilte die Vögel des Himmels, nach dem was sie durch ihren Flug anzeigten, ordentlich in Classen ein; indem man z. B. die Vögel, welche von der Linken zur Rechten flogen, glückliche Vögel, andere, die durch die Bedeutung ihres Fluges an etwas hinderten, abhaltende, noch andere, die bloß viele Schwierigkeiten bey einer Sache anzeigten, erschwerende, u. s. w. nannte; andre Vögel hießen diejenigen im besondern Sinne des Wortes, wodurch die ersten glücklichen Zeichen, die man zu mehrerer Uiberzeugung wiederhohlt sehen wollte, nicht bestätigt wurden.

Bey den Feldzügen, wo die Beobachtung des Vögelfluges zu umständlich gewesen wäre, faßte man sich kürzer. Man versäumte nähmlich nie-

mahls, einen Hünerkasten mit zu Felde zu nehmen, worin man eine Anzahl heiliger Hüner fütterte und aufbewahrte, um durch diese Herolde, von dem Willen der Götter, wenn es Noth that, belehrt zu werden.

Die Aufsicht über diese Hüner war selbst eine Art von priesterlichem Geschäft, und derjenige, welchem man sie anvertraute, wurde Pullarius genannt. Dieser Pullarius mit dem Hünerkasten war eine unentbehrliche Person bey jedem Feldzuge, weil man sich an ihn wenden mußte, so oft man in dringender Noth den Willen der Götter zu erfahren wünschte.

Indeß gab es immer noch einige andere Priester, Auguren und Haruspicen, bey der Armee, von denen einer auf Befehl des Feldherrn, ebenfalls bey Anbruch des Tages, und bey heiterm stillen Wetter die Auspicien mit den Hünern anstellen mußte: indem der Pullarius, wenn es Zeit war, das Behältniß mit den Hünern herbeybrachte und ihnen Futter vorwarf, wobey alsdann der Augur auf jeden kleinen Umstand Achtung gab, wie die Hüner das ihnen vorgeworfene Futter verzehrten, ob langsam oder schnell, ob alles oder nur einen Theil davon, ob wenig oder viel, ob träge oder mit Begierde, u. s. w. Je begieriger die Hüner fraßen, desto glücklicher war das Zeichen, und mit desto mehr Muth ging man ins Treffen.

Auch wurde der Muth vorzüglich dadurch belebt, wenn man sich einbildete, daß die hellpolierten Spitzen der Lanzen und Spieße des Nachts einen vorzüglichen Glanz von sich gaben; denn worauf konnte dieß anders deuten, als auf den glänzenden Sieg, den man erfechten würde?

Aber nicht nur der Flug und das Geschrey der Vögel, die Eingeweide der Opferthiere, die leuchtenden Spitzen der Lanzen, u. s. w. sondern auch jeder Wetterstrahl hatte nach den Kompendien der Auguren und Haruspicen, seine eigne unzuverkennende Bedeutung.

Nach diesen Bedeutungen theilte man auch die Blitze in Classen; einige hießen z. B. bekräftigende, die eine vorhergehende Anzeige bestätigten; andre aufhebende, die eine vorhergegangene Anzeige wieder vernichteten; einige sollten öffentliche, andre Privatbegebenheiten, einige auf immer, andre nur auf eine bestimmte Zeit, etwas vorbedeuten; es kam darauf an, wo und zu welcher Zeit der Blitz entstanden war, wohin er seine Richtung genommen, und was er getroffen, verletzt oder beschädigt hatte. Eben so wie der Vogelflug, war auch der Blitzstrahl glückbedeutend, wenn er, indem man ihn als ein Zeichen erwartete, von der linken Seite kam.

Unter den Haruspicen gab es sogar eine besondere Classe, welche man Blitzharuspicen nannte, weil ihr Geschäft vorzüglich darin bestand, die Be-

schaffenheit und Bedeutung des Blitzes zu erklären. Diesen lag auch ob, die Plätze, welche vom Wetterstrahl getroffen waren, durch eine Umgrenzung von dem übrigen Erdreich als heilig abzusondern; auf einem solchen Flecke ein zweyjähriges Lamm zu opfern, und ihn den Göttern gehörig einzuweihen, weil man voraussetzte, daß die Götter einen solchen vom Blitz getroffenen Platz sich selber zugeeignet hätten.

So mußte auch dasjenige, was nur irgend vom Wetterstrahl berührt war, von dem Haruspex sorgfältig gesammlet und gesondert, und mit einem stillen Gebethe in die Erde vergraben werden; über die zugeworfene Grube aber ward ein Stein mit einem Loche gelegt, das beständig eröffnet bleiben mußte; dieß gab einem solchen Platze eine Aehnlichkeit mit einem verdeckten Brunnen, weßwegen man ihn auch Puteal nannte.

Die Haruspicen deuteten auf Verlangen auch Träume, und wunderbare Ereigniße, aus welchem allen erhellet, daß ihre Priesterwürde vorzüglich in ihrer Wissenschaft bestand, und ihnen also nicht konnte genommen werden; wer einmahl Haruspex war, konnte nie wieder aufhören es zu seyn; eben dieß erstreckte sich auch auf die Auguren, welche, wenn sie auch das größte Verbrechen begangen hatten, dennoch ihrer Würde nicht entsetzt werden konnten, sondern dieselbe nothwendig Lebenslang behielten.

Von den Funfzehnmännern, welche die Aufsicht über die sibyllinischen Bücher hatten, und von den Eupulonen, welche die Göttermahle oder Lektisternien veranstalten mußten, ist bey der Beschreibung der römischen Feste, selbst das Nöthige schon erwähnt; so wie auch von den Vestalischen Jungfrauen; dem Opferkönig; den Fetialen; den salischen Priestern des Mars, welche an bestimmten Tagen bewaffnet durch die Straßen tanzen, und dem Mars zu Ehren Loblieder singen mußten; von einer Art Priester des Pan, welche Luperci hießen; von den Ambarvalischen Brüdern, welche die Grenzen weihten, indem sie die Opferthiere um die Felder führten; von den Priestern der Cybele, u. s. w.: von allen diesen Arten von Priesterkollegien oder Priesterorden, wird man sich nun aus der vorhergegangenen Beschreibung ihrer heiligen Verrichtun- bey den Festen selber, einen deutlichen Bgriff machen können.

Da nun zu den heiligen Gebräuchen der Römer auch die öffentlichen Spiele gehörten, welche sie den Göttern zu Ehren anstellten, so müssen wir noch den großen Schauplatz betrachten, wo unter mannigfaltig abwechselnden Scenen, beym Genuß der vorübereilenden Stunden, das festliche Leben der Römer in seinem höchsten Glanze erschien.

Vom Cirkus.

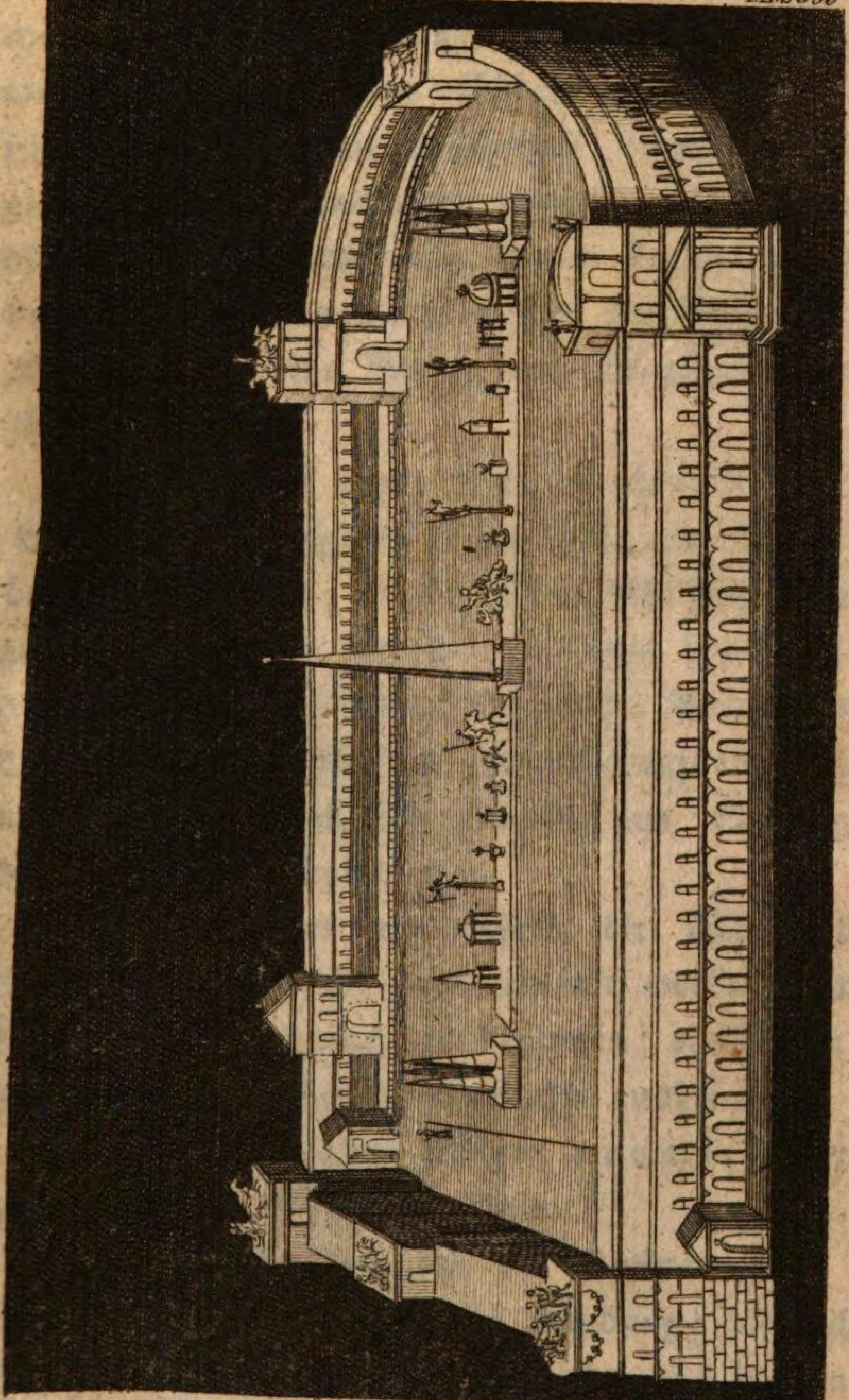
Nirgends vereinigte sich so viel Religiöses und so viel sinnbildliche Darstellung mit mannigfaltigen Belustigungen und dem eigentlichen Genuß des Lebens bey froher Muße, als im Cirkus, einem den öffentlichen Spielen geweihten Platze, wo alles Ernste und alles Scherzende, alles Heilige und Ehrfurchteinflößende, und alles was die Augen der Zuschauer ergötzte, sich dergestalt zusammendrängte, daß ein solcher Cirkus, von dem ganzen Umfange der mit dem frohen Genuß des Lebens unzertrennlich verknüpften Religion der Alten, gleichsam ein Bild im Kleinen war.

Obgleich im Cirkus allerley Spiele gegeben wurden, so war er doch schon seiner Bauart nach zum Wettrennen mit Wagen und Pferden eigentlich bestimmt, wie man aus der Figur desselben auf der hier beygefügten Kupfertafel siehet.

Der Cirkus Maximus in dem Thale zwischen dem Palatinischen und Aventinischen Berge, war das Muster aller übrigen Plätze dieser Art, und von solchem Umfange, daß über drittehalb hundertausend Zuschauer darin Platz hatten.

Die Länge dieses Cirkus betrug vierthalbmahl seine Breite, und das Wettrennen in demselben ge-

I.B.S350



schahe von Abend gegen Morgen. Auf der Abendseite war der große Eingang, und die Schranken, wo man auslief; die beyden langen Seitengebäude, welche den Cirkus von Süden und Norden einschlossen, waren mit prächtigen bedeckten Gängen geschmückt, und enthielten inwendig die Sitze für die Zuschauer; auswendig waren Kaufmannsgewölbe, und zur Bequemlichkeit für die Gehenden und Kommenden, eine Menge von Eingängen zu den Sitzen. –

Von Abend gegen Morgen erstreckte sich eine Scheidung, welche Spina hieß, der Länge nach durch den Cirkus; dieß war eine vier Fuß hohe und zwölf Fuß breite Mauer, an deren beyden Enden auf starken Fußgestellen drey runde Pyramiden errichtet waren, welche das Ziel der Laufbahn bezeichneten, und wovon jede ein Ey aus Stein gebildet, auf ihrer Spitze trug.

Um dieß Ziel nun mußten die Wagen beym Wettrennen geschickt herumgelenkt werden, um die Laufbahn von neuem zu beginnen: weßwegen sich auch ein Römischer Dichter also ausdrückt:

„Das mit heißen Rädern vermiedene Ziel gewährt dem Sieger die Palme!“

Das Schlußgebäude des Cirkus aber, nach Morgen zu, war eine halbe Ründung, die sich an die langen Seitengebäude schloß; und bis an den Anfang dieser halben Ründung erstreckte sich die Spina.

Auf dieser Spina nun drängte sich alles Religiöse zusammen, wodurch die Spiele und das Vergnügen des Volks geheiligt wurden, und was zugleich in Ansehung des Wettlaufs selber anspielend und bedeutend war.

Gleich neben dem untern Ziele oder Meta, gegen Abend zu, befand sich der auf vier Säulen errichtete Obelisk des Mondes. — Darauf folgte dem Neptun zu Ehren, eine auf vier Säulen ruhende Marmortafel, auf welcher sich in Stein gehauene Delphinen krümmten. Denn nach der alten Dichtung rief Neptun durch einen Stoß mit seinem Dreyzack aus der Erde das Roß hervor, und fand zu Land an dem Wettrennen mit Wagen und Pferden, so wie auf dem Meere, an den schnellen Schiffen, seine Lust.

Eine geflügelte Viktorie, auf einer Säule emporgetragen, und mit dem Antlitz gegen Morgen gekehrt, hielt in der Rechten einen Palmzweig und in der Linken eine Lorbeerkrone dem rückkehrenden Sieger, mit ausgestreckter Hand, entgegen.

Dann folgte ein kleiner Altar der Siegesgöttin, mit der darauf lodernden Opferflamme. Gleich neben dem Altar der Siegesgöttin aber ragte, gleichsam um jede Vorstellung von Krieg und Zwist bey diesen frohen Spielen zu vermeiden, der friedliche Oelzweig aus einer Vase hervor.

Dann waren dem Genius und den Schutzgöttern Roms Altäre geweiht. Hierauf folgte die Bild-

säule des Neptun zu Pferde, mit dem Dreyzack in der Hand, und mit dem Antlitz gegen Morgen gekehrt, worauf der große Sonnenobelisk in der Mitte der Spina stolz gen Himmel ragte.

Was nach dem großen Obelisk auf der Spina befindlich war, deutete nun nicht mehr nach Morgen sondern wieder nach Abend zu. Was vor dem Obelisk herging, waren vorzüglich Anspielungen auf den Sieg, und auf das Streben nach dem Ziele; was nachher folgte, deutete mehr auf Ruhe, Glück und Uiberfluß, als die Früchte des Sieges.

Gleich nach dem großen Obelisk war die Göttin Cybele, als die große Mutter und Erzeugerin aller Dinge, auf einem Löwen sitzend abgebildet. Dann folgten drey Altäre, wovon der erste den großen, der zweyte den starken, und der dritte den mächtigen Göttern gewidmet war, unter welchen Benennungen man die geheimnißvollen Schutzgötter Roms verehrte.

Hierauf folgte die Bildsäule der Göttin Roma, ebenfalls mit dem Antlitz gegen Abend gekehrt, und mit dem schützenden Palladium in der einen und dem Spieß in der andern Hand.

Dann war der Göttin Setia, die die Saaten schützt, der Göttin Metia, welche der Ernte vorsteht, und der Göttin Tutilina, welche die Früchte in Schutz nimmt, jeder ein Säulenpaar, mit einer besondern Art von Frontispitz gewidmet.

Die Göttin Fortuna selber, mit dem Frucht-horne in der einen und dem Spieß in der andern Hand, auf einer Säule abgebildet, und ihr Antlitz gegen Abend wendend, winkte den Wetteifernden, die aus den Schranken liefen, gleichsam zu, alle ihre Kräfte anzustrengen, um nicht die süße Frucht des Sieges zu verscherzen. Vor der Bildsäule der Glücksgöttin loderte, auf dem ihr geweihten runden Altare, die Opferflamme.

Zunächst der Bildsäule der Fortuna waren auf einem viereckigten Fußgestelle vier niedrige Säulen mit Architraven errichtet, auf welchen von Stein gebildete Eyer befindlich waren, die man nach Gefallen wegnehmen und wieder aufstellen konnte, und deren man sich dazu bediente, um die Zahl der Umläufe bey dem Wettrennen zu bemerken.

Den Beschluß der Spina, zunächst an der dreyfachen Pyramide gegen Morgen zu, machte ein kleiner Sonnentempel, so wie gegen Abend der Mondenobelisk am westlichen Ende der Laufbahn stand.

Die Sinnbilder also, welche denjenigen entgegensahen, die von Abend gegen Morgen aus den Schranken liefen, deuteten vorzüglich auf Ruhe, Glück und Uiberfluß, um die Wetteifernden erst anzuspornen.

Die Sinnbilder hingegen, welche denen entgegen sahen, die von Morgen gegen Abend zu den Schranken wieder zurückkehrten, deuteten vorzüg-

lich auf Sieg und Ehre, um die Rückkehrenden jedesmahl zum neuen Wettlauf wieder anzufrischen, bis die Zahl voll war, und derjenige, welcher nach einem siebenmahligen Umlaufe am ersten das Ziel erreichte, der Palme theilhaftig wurde.

Bey einem jeden Umlaufe also hielt Fortuna, mit ihrem Antlitz gegen Abend gekehrt, den Auslaufenden ihr Fruchthorn, und Viktoria, mit ihrem Antlitz gegen Morgen gewandt, hielt den Rückkehrenden Krone und Palme entgegen: weil nur derjenige den Preis erhielt, welcher am westlichen Ende der Laufbahn zuletzt den Sieg davon trug.

Auf den siebenten als den letzten Umlauf kam daher alles an, und derjenige, welcher bis dahin seine Pferde geschont hatte, ließ ihnen nun den vollen Zügel schießen. Der siebenmahlige Umlauf selber aber, welcher nach der wiederkehrenden Stundenzahl vier und zwanzigmahl wiederhohlt wurde, hatte, nebst den Schranken, wo man auslief, und deren gerade zwölfe, nach der Zahl der himmlischen Zeichen waren, zugleich eine geheimnißvolle Bedeutung auf die Umwälzung des Sonnenjahrs und den bestimmten Lauf der Zeit.

Der ganze Cirkus war der Sonne geweiht, und war gewissermaßen selbst ein Bild des Immerwiederkehrenden in dem Kreislauf der Dinge. Man findet daher auch das Wettrennen im Cirkus, als ein sehr bedeutendes Symbol an den Marmorsärgen der Alten zum öftern vorgestellt. Alles wett-

eifert; alles strebt vorwärts nach einem Ziele; und ist am Ende doch nur auf den Fleck, wo es ausging, wieder zurückgekehrt.

Ehe das Wettrennen anging, mußten die Lenker der Wagen um die Schranken loosen, aus denen sie auslaufen sollten: weil diejenigen von den zwölf Behältnissen, welcher der Spina am nächsten waren, den Wettrennenden, die aus denselben ausliefen, den Vortheil gewährten, daß sie einen kleinern Umkreis, um die Spina, zu beschreiben hatten, und also auch leichter das Ziel erreichen konnten.

Von deu zwölf Schranken wurden größtentheils nur die sechse gebraucht, welche zur Rechten des großen Einganges gegen Süden lagen. Vor alle zwölf Schranken aber war ein Seil gezogen, welches zwey kleine Bildsäulen des Merkur, die Hermuli hießen, zu halten schienen, und wobey die Einrichtung getroffen war, daß es, nach gegebenem Zeichen, sobald man die Gewichte niederließ, den steinernen Händen, worin es ruhte, plötzlich entfallen mußte.

Das Zeichen zum Auslauf wurde von dem Balkon oder Halle über dem großen westlichen Eingange in den Cirkus, von demjenigen, welcher die höchste obrigkeitliche Würde in Rom begleitete, oder von sonst einer hohen Magistratsperson, welche diese Spiele auf ihre Kosten gab, mit einem weißen Tuche, das Mappa hieß, ertheilt; wenigstens war dieß Zeichen unter den Kaisern üblich,

wo der Cirkus erst in seinem vollen Glanze stand, und in allen seinen Theilen ein Gegenstand der Beschreibung wurde.

Sobald nun dieß Zeichen gegeben war, stürzten die Lenker der Wagen über das niedergelassene Seil, mit verhängtem Zügel nebeneinander in die Rennbahn, und lenkten, sich einander vorstrebend, Roß und Wagen siebenmahl um das Ziel in Osten; beym siebenten Mahle aber verdoppelte sich das Streben, und jeder suchte nun zuerst, koste es auch was es wolle, am westlichen Ziele der Laufbahn anzulangen; die Erwartung des Volks war nun aufs höchste gespannt, mit lautem Freudengeschrey wurde der Sieger ausgerufen, und erhielt zum Preise des Sieges den Palmzweig und die Krone.

Es gibt kein schöneres poetisches Bild, als dieses, um die Belohnung nach der Mühe, den Sieg nach jeder Anstrengung zu bezeichnen, und den Muth durch die Einbildungskraft anzuspornen.

Auch sind alle diese Bilder, vom Streben nach dem vorgesteckten Ziele, vom Ringen nach der Palme, von Erreichung der Krone, selbst in die christlichen Religionsbegriffe mit eingewebt, und von neuern Dichtern häufig benutzt, eben weil dergleichen einfache und schöne Symbole durch keine andere zu ersetzen sind.

Sieben Umläufe um die Spina entschieden nun, wie wir schon bemerkt haben, immer erst den Sieg,

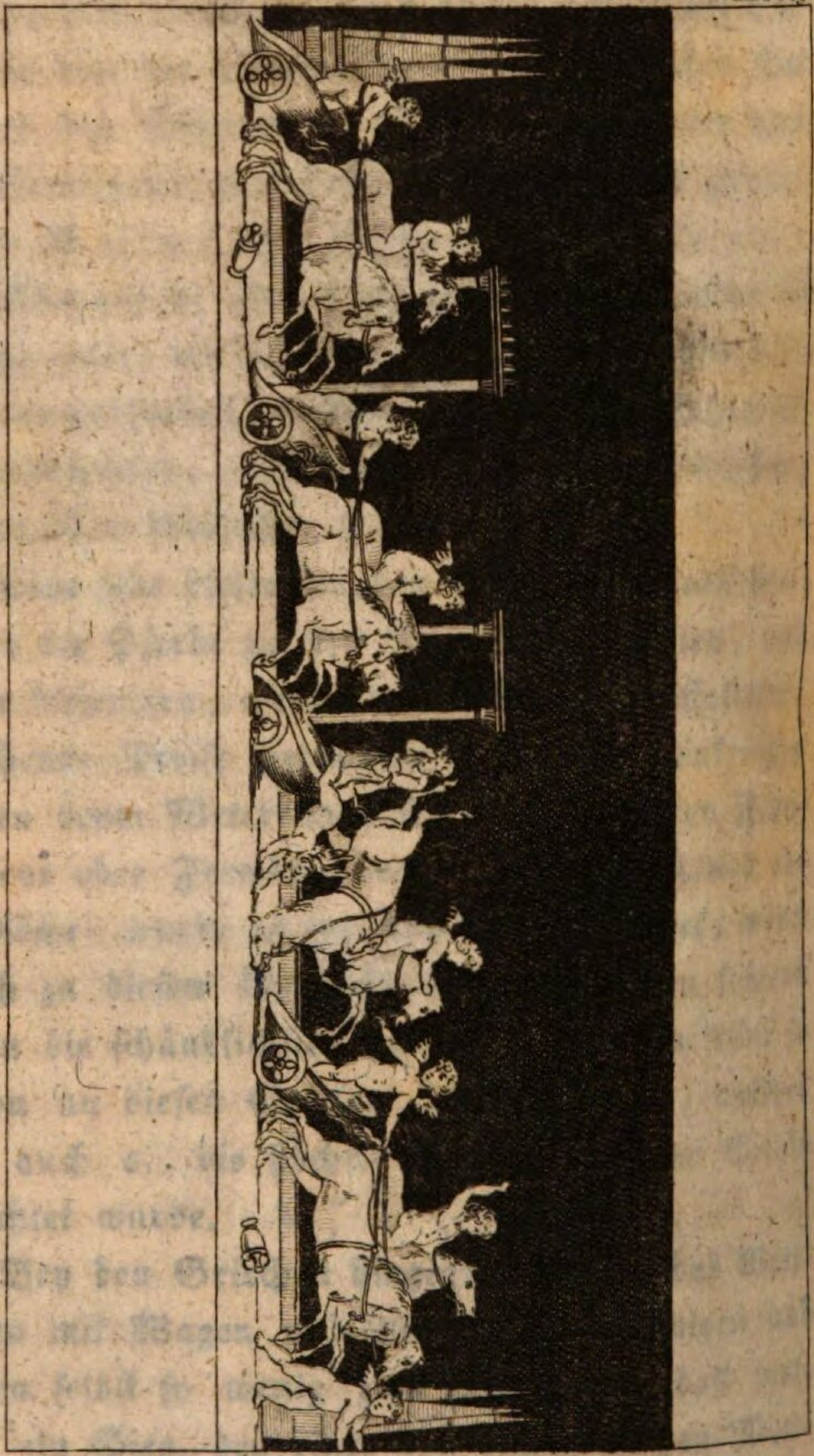
und machten gleichsam einen Gang für sich aus, welcher vor der jedesmahligen Loslassung des Seiles vor den Schranken, Missus hieß; ein ganzes Wettrennen aber bestand aus vier und zwanzig solcher Missus oder Gänge.

Nun gab es aber auch verschiedene Banden der Wagenlenker, die sich voneinander durch ihre Kleidung unterschieden, welche, um auf die Jahreszeiten anzuspielen, entweder von röthlicher, weißer, grüner oder bläulicher Farbe war.

Eine jede dieser Banden hatte ihre Vorsteher, welche die Pferde zu den Spielen anschafften, und sie an diejenigen, welche die Spiele veranstalteten, um theure Preise vermietheten. Die Lenker der Wagen beym Wettrennen selber aber waren Freygelassene oder Fremde; denn einem freyen und edlen Römer wurde es zur Schande gerechnet, wenn er sich zu diesem Geschäfte hergab, bis in spätern Zeiten die schändlichsten unter den Kaisern selbst in Person an diesen Spielen Theil nahmen, welches dann auch als die höchste Verderbniß der Sitten betrachtet wurde.

Bey den Griechen hingegen gereichte das Wettrennen mit Wagen und Pferden den Königen und Helden selbst so wenig zum Vorwurf, daß vielmehr ein Sieg, den einer bey einem solchen Wettstreit erhielt, beynahe eben so rühmlich und ehrenvoll, als ein wirklicher Sieg über die Feinde war:

I.B.S. 350



weßwegen auch die Siegeskrone, die einer im Wettkampf erhielt, bey den Griechen eine weit höhere Bedeutung, als bey den Römern hatte.

Man siehet, daß die Idee zu diesen Spielen eigentlich von fremdem Boden auf den römischen verpflanzt war. Der ernsthaftere Römer wollte auch jene Belustigung haben; aber nur als Zuschauer, weil er es unter seiner Würde hielt, sich selber mit ins Spiel zu mischen.

Indeß erhielten sich doch durch diese Spiele die schönen griechischen Ideen, welche die bildende Kunst auf mancherley Art benutzte. Auf der hier beygefügten Abbildung nach einem Basrelief an einem antiken Marmorsarge, sieht man die Spina im Cirkus, mit der Meta oder dreyfachen Pyramide an beyden Enden derselben, und den aufgestellten Eyern von Stein, womit die Zahl der Umläufe bezeichnet wurde.

Geflügelte Genien lenken die Roße am Wagen; und einer von ihnen in der Mitte der Laufbahn ist mit Roß und Wagen zu Boden gestürzt. Ein anderer weinender Genius mit der umgekehrten Fackel steht neben ihm, und der, welcher vor ihm mit seinen Wagen hält, blickt sich mitleidig nach ihm um. — Es gibt vielleicht kein schöneres Bild als dieß, um den Tod eines Jünglings, der mitten in seiner Laufbahn hingerafft wird, bedeutungsvoll zu bezeichnen.

Vor den Spielen im Cirkus ging ein feyerlicher Aufzug, welcher Pompa hieß, vorher. Dieser nahm vom Tempel des Kapitolinischen Jupiters seinen Anfang, und ging über das römische Forum um das Velabrum in den Cirkus Maximus. Wer die höchste obrigkeitliche Würde in Rom begleitete, führte diesen Zug.

Den Anfang des Zuges machte die Hoffnung des Staats, der Kern der römischen Jugend, aus edlen Stamm entsprossen, theils zu Pferde, theils zu Fuße, bewaffnet, als zögen sie in den Krieg; man ließ ihnen als den künftigen Vertheidigern des Vaterlandes gleichsam den Vorrang.

Hierauf folgten die zum Wettrennen bestimmten einspännigen und zweyspännigen Wagen, nebst einzelnen Pferden, und den Lenkern der Wagen und Pferde.

Nächst diesen kamen die Athleten, welche von dreyerley Art, Läufer, Fechter und Ringer waren und nach der alten griechischen Sitte, außer einer Bedeckung um die Hüften, ganz nackend gingen.

Tanzende Knaben, Jünglinge und Männer schloßen sich nun an den Reihen, nebst dem musikalischen Gefolge, wovon einige auf einer Art von Trompete oder Tuba, die etweder gerade oder nach oben zu etwas gekrümmt war, oder auf einem ungeheuer großen beynahe in einen Cirkel gekrümmten Blaseinstrumente, und noch andere auf zwey

[illegible] Weihwasserfläschchen in der Linken, und den kleinen Opferkrug in der Rechten tragend.

IBS 360.

Pfeifen oder Flöten bliesen, wovon die zur rechten Hand, welche die vorstimmende hieß, den tiefern und die zur linken, welche die nachstimmende hieß, den höhern Ton von sich gab.

Hyagnis hieß, nach dem Zeugniß eines römischen Schriftstellers, der erfinderische Mann, der zuerst zwey Flöten mit einem Hauch beseelte, und zuerst, indem er mit den Fingern der rechten und linken Hand auf den Oeffnungen spielte, den hellen Klang mit dem dumpfen Schalle harmonisch zusammen tönen ließ. — Außer denen, welche sich auf den Blaseinstrumenten hören ließen, gab es noch einige in diesem Zuge, die eine Art von Becken schlugen, und andere, die auf einer Zither mit sieben Saiten spielten.

An die tanzenden Männer, Jünglinge und Knaben, schloß sich ein Haufen in Satyrn und Silenen verkleideter Personen an, welche mit großen Guirlanden von Blumen in den Händen, unter allerley scherzhaften Sprüngen, nach einer eignen Weise tanzten.

Und dicht an das Frohe und Scherzende schloß sich nun das Heilige wieder an, auf Musik und Tanz folgte gleichsam die Bundeslade: zuerst kamen die Knaben, welche beym Opfer den Dienst bey den Priestern hatten, und Kamilli hießen, das eröffnete Weihrauchkästchen in der Linken, und den kleinen Opferkrug in der Rechten tragend.

Hierauf folgten die Opferdiener mit allerley Opfergeräthschaften in den Händen, und dann die Haruspicen mit den langen spitzigen Messern, womit sie die Eingeweide der Opferthiere erforschten.

Nach diesen führten die Opferschlächter selbst die geschmückten und bekränzten Opferthiere; und nun folgten die Bildsäulen aller Götter, theils auf Wagen, theils auf den Schultern emporgetragen: Jupiter mit dem Adler und dem Donnerkeil, Juno mit dem Pfau, Minerva mit Helm und Spieß, Neptun mit dem Dreyzack, u. s. w.

Diesen langen majestätischen Götterzug begleiteten noch einige Wagen mit Trophäen, und hierauf folgte der Pontifex Maximus und die übrigen Pontifizes, vierzehn an der Zahl, mit umhülltem Haupte und der Opferschaale in der Hand.

An diese schloßen sich die Flaminen mit ihren zugespitzten Priesterhüten, und einen Stab und Oelzweig in der Hand; worauf die Auguren mit dem nach oben in sich gekrümmten Lituus oder Augurstabe, und mit umhülltem Haupte folgten.

Nach den Funfzehnmännern mit den heiligen Büchern in den Händen, welche sich an die Auguren schloßen, kamen die Vestalischen Jungfrauen mit verhülltem Haupt und Kinn, und in der Hand den Oelzweig und die Opferschaale.

Die übrigen geringen Priesterorden folgten nach ihrem Range, und hierauf der Senat nebst allen

I.B.S. 362.

obrigkeitlichen Personen, außer denen, welche den Zug anführten.

Sobald nun der feyerliche Umgang um die Spina im Cirkus vollendet war, gab der Anführer des Zuges den Befehl zum Opfer, welches man den Göttern darbrachte, denen die Altäre auf der Spina mitten im Cirkus, gewidmet waren.

Nach vollbrachtem Opfer nahmen die Zuschauer ihre Plätze, und die feyerlichen Spiele huben zuerst mit dem Wettlauf der zwey und einspännigen Wagen an. Wenn dieß Spiel zu Ende war, so traten die Athleten auf; diese wetteiferten, als Läufer, als Fechter, oder als Ringer um den Preis. — Und dieß sey genug vom Cirkus, in so fern die Spiele in demselbeu mit zu den Festen und heiligen Gebräuchen gezählet wurden, und in sofern hier auf dem vorzüglichsten Schauplatze der Ergötzung und Belustigung des Volks zugleich der Hauptvereinigungspunct für alles Religiöse war.

Anjetzt ist der Cirkus Maximus ein Garten, mit vielen kleinen abgetheilten Beeten. Man sieht noch ganz deutlich die Figur und den ganzen länglichten Umfang des ehemahligen Cirkus; der Boden ist noch jetzt ganz flach und eben wie ein Teppich, und macht mit seinen grünen Beeten, wenn man vom Palatinischen Hügel in das Thal herabsieht, einen schönen Anblick.

Vor der Porta St. Sebastiano in Rom sind

noch die Uiberreste von einem Cirkus des Karakalla, woraus man sich eine sehr lebhafte und anschauende Vorstellung vom Cirkus machen kann, weil noch die Spuren von der ganzen Spina, nebst dem Portal, und einem Theil der übrigen Einfassung des Cirkus sich erhalten hat. Der flache Boden um die Spina bis an die Uiberreste der alten Mauer ist mit Gras bewachsen, und die Gegend umher ist still und öde.

Merkwürdig ist es, daß noch jetzt fast jede kleine italiänische Stadt ihren sogenannten Korso oder ihre Straße zum Wettrennen hat; daß das jährliche Wettrennen der Pferde zur Karnevalszeit in dem Cirkus Maximus und jetzt auf dem Platze del Popolo steht, beginnt, wo der Gebrauch mit dem Seile vor den Schranken noch jetzt, wie damahls Statt findet.

Der lange und schmale Korso selber, mit der Menge der Zuschauer auf Balkons, in Fenstern, und auf den Erhöhungen der Straße an beyden Seiten, gibt von dem Cirkus der Alten gewissermaßen noch jetzt ein schwaches Bild. Auch machen die prachtvollen Equipagen der vornehmen Römer, welche langsam, und gleichsam zur Schau, im Korso auf und nieder fahren, und besonders der Zug des Pabstes mit den Kardinälen, oder auch Prozessionen mit heiligen Bildern, noch jetzt eine Art von Pompa.

Die Paar Pferde zum Wettrennen im Karneval werden noch jetzt gleichsam im Triumph vorher aufgeführt, und sind mit Flittergold geziert, das um sie her rauscht, so wie sie im Rennen ohne Reuter die Luft durchschneiden. Auf dieß Wettrennen ist noch jetzt während dem Karneval die ganze Erwartung des römischen Volks gespannt, so, daß gleichsam ein schwaches oder vielmehr leeres Schattenbild von jenen Zeiten übrig geblieben ist, wo Triumphe, Siege, Feste und Spiele, bey immerwährender Anstrengung aller thätigen Kräfte, und Erwartung großer Ereigniße, sich einander drängten; wo alles Religiöse in das wirkliche Leben auf das innigste verwebt und verflochten war, und das ganze öffentliche und Privatleben selber, wie ein Fest, im hohen mit Thätigkeit verknüpften Lebensgenuß gefeyert wurde.

Das alte Rom hatte, außer seinem üblichen, noch einige geheime Nahmen, unter denen man es dem besondern Schutz der Gottheit empfahl, wenn etwa der eigentliche Nahme, einmahl entweiht, den Göttern mißfällig werden sollte. Einer von jenen geheimen Nahmen hieß ΑΝΘΟΥΣΑ die Blühende.

Die Herrlichkeit des alten Roms ist nun verwelkt, und die Zeit hat über seine großen Schicksale längst ihre Furche hingezogen — Aber aus Schutt und Asche drängte sich dennoch einmahl wie-

der auf eben den Fleck eine zarte Blühte, die Blühte der Kunst empor. Unter ihrem jugendlichen Glanze und ihrem frischen Dufte erheben sich nun die majestätischen Trümmer der Vergangenheit, wie ein Grabhügel, der ein Veilchen schmückt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Anhang.

Römischer Kalender.

Januarius.

Im Schutz der Juno.

Am 1sten. Das Janusfest.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 =
= 6 = Schwarzer Tag.
= 7 =
= 8 =
= 9 =
= 10 =
= 11 = Die Karmentalien.
= 12 =
= 13 =
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 =
= 16 = Die Einweihung des Tempels der Konkordia.
= 17 =
= 18 =
= 19 =
= 20 =
= 21 =
= 22 =
= 23 =
= 24 =
= 25 = Die Sementinen.
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =
= 31 =

Februar.

Im Schutz des Neptun.

Am 1sten.	Das Fest der Juno Sospita.
= 2 =	Schwarzer Tag.
= 3 =	
= 4 =	
= 5 =	
= 6 =	Schwarzer Tag.
= 7 =	
= 8 =	
= 9 =	
= 10 =	
= 11 =	
= 12 =	
= 13 =	Die Fannalien.
= 14 =	Schwarzer Tag.
= 15 =	Die Luperkalien.
= 16 =	Die Fornakalien.
= 17 =	Die Quirinalien.
= 18 =	Der Anfang der Todtenfeyer.
= 19 =	
= 20 =	Die Charisten.
= 21 =	Die Terminalien.
= 22 =	
= 23 =	Die Königsflucht.
= 24 =	
= 25 =	
= 26 =	
= 27 =	Die Equiren.
= 28 =	

März

Im Schutz der Minerva.

Am 1sten. Die Matronalien.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 =
= 6 =
= 7 = Das Vejovisfest.
= 8 = Schwarzer Tag.
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 =
= 13 =
= 14 =
= 15 = Das Fest der Anna Perenna.
= 16 = Schwarzer Tag.
= 17 = Die Liberalien.
= 18 =
= 19 = Die Quinquatrien: erster Tag.
= 20 = = = zweyter Tag.
= 21 = = = dritter Tag.
= 22 = = = vierter Tag.
= 23 = = = fünfter Tag.
= 24 =
= 25 = Die Hilarien.
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 = Janus, Konkordia, Salus und Pax.
= 31 = Das Fest der Luna.

Aprill.

Im Schutz der Venus.

Am	1sten.	Das Fest der Venus Verticordia.
=	2 =	Schwarzer Tag.
=	3 =	
=	4 =	
=	5 =	Die Megalesischen Spiele.
=	6 =	Schwarzer Tag.
=	7 =	
=	8 =	
=	9 =	Die Cerealien.
=	10 =	
=	11 =	
=	12 =	
=	13 =	
=	14 =	Schwarzer Tag.
=	15 =	Die Fordicidien.
=	16 =	
=	17 =	
=	18 =	
=	19 =	
=	20 =	
=	21 =	Die Palilien.
=	22 =	
=	23 =	Die Vinalien.
=	24 =	
=	25 =	Die Robigalien.
=	26 =	
=	27 =	
=	28 =	Die Floralien.
=	29 =	
=	30 =	Das Fest der Palatinischen Vesta.

May.

Im Schutz des Apollo.

Am	1sten.	Das Fest der Laren.
=	2 =	Schwarzer Tag.
=	3 =	
=	4 =	
=	5 =	
=	6 =	
=	7 =	
=	8 =	Schwarzer Tag.
=	9 =	Die Lemurien.
=	10 =	
=	11 =	
=	12 =	Das Fest des rächenden Mars.
=	13 =	
=	14 =	
=	15 =	Das Merkursfest.
=	16 =	Schwarzer Tag.
=	17 =	
=	18 =	
=	19 =	
=	20 =	
=	21 =	
=	22 =	
=	23 =	
=	24 =	Die Flucht des Opferkönigs.
=	25 =	Das Fest der Fortuna Publika.
=	26 =	
=	27 =	
=	28 =	
=	29 =	
=	30 =	
=	31 =	

Junius.

Im Schutz des Merkurs.

Am	1sten.	Das Fest der Juno Moneta.
=	2 =	Schwarzer Tag.
=	3 =	Das Fest der Bellona.
=	4 =	Das Fest des Herkules.
=	5 =	Das Fest des Sankus.
=	6 =	Schwarzer Tag.
=	7 =	Das Fischerfest.
=	8 =	Die Verehrung des Mens.
=	9 =	Die Vestalien.
=	10 =	Die Matralien.
=	11 =	
=	12 =	
=	13 =	Die kleinen Quinquatrien.
=	14 =	Schwarzer Tag.
=	15 =	
=	16 =	Die Reinigung des Tempels der Vesta.
=	17 =	
=	18 =	Das Fest der Aventinischen Pallas.
=	19 =	Das Summanusfest.
=	20 =	
=	21 =	
=	22 =	
=	23 =	
=	24 =	Das Fest Fortunä Fortis.
=	25 =	
=	26 =	
=	27 =	Das Fest des Jupiter Stator.
=	28 =	Das Fest des Romulus.
=	29 =	
=	30 =	Das Fest des Herkules und der Musen.

Julius.

Im Schutz des Jupiters.

Am 1sten	
= 2 =	Schwarzer Tag.
= 3 =	
= 4 =	
= 5 =	Die Apollinarischen Spiele.
= 6 =	Das Fest der Fortuna Muliebris.
= 7 =	Das Fest der Mägde.
= 8 =	Schwarzer Tag.
= 9 =	
= 10 =	
= 11 =	
= 12 =	Das Geburtsfest Julius Cäsars.
= 13 =	
= 14 =	
= 15 =	Das Fest des Kastor und Pollux.
= 16 =	Schwarzer Tag.
= 17 =	
= 18 =	
= 19 =	
= 20 =	
= 21 =	
= 22 =	
= 23 =	Die Neptunalien.
= 24 =	
= 25 =	
= 26 =	
= 27 =	
= 28 =	
= 29 =	
= 30 =	
= 31 =	

August.

Im Schutz der Ceres.

Am 1sten. Das Fest der Hoffnung.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 = Das Salusfest.
= 6 = Schwarzer Tag.
= 7 =
= 8 =
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 =
= 13 = Das Fest der Diana.
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 =
= 16 =
= 17 = Die Portumnalien.
= 18 = Die Konsualien.
= 19 =
= 20 =
= 21 = Die zweyten Vinalien.
= 22 =
= 23 = Die Vilkanalien.
= 24 = Die Eröffnung der unterirdischen Welt.
= 25 = Die Opekonsiven.
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =
= 31 =

September.

Im Schutz des Vulkan.

Am 1sten.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 =
= 6 = Schwarzer Tag.
= 7 =
= 8 =
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 =
= 13 = Die Einschlagung des Nagels.
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 =
= 16 =
= 17 =
= 18 =
= 19 =
= 20 =
= 21 =
= 22 = Das Geburtsfest des Augustus.
= 23 =
= 24 =
= 25 =
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 = Die Meditrinalien.

October.

Im Schutz des Mars.

Am 1sten
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 =
= 6 =
= 7 =
= 8 = Schwarzer Tag.
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 = Die Augustalien.
= 13 =
= 14 =
= 15 = Die Opferung des Pferdes.
= 16 =
= 17 =
= 18 =
= 19 = Das Waffenfest.
= 20 =
= 21 =
= 22 =
= 23 =
= 24 =
= 25 =
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =
= 31 =

November.

Im Schutz der Diana.

Am 1sten.	
= 2 =	Schwarzer Tag.
= 3 =	
= 4 =	
= 5 =	
= 6 =	Schwarzer Tag.
= 7 =	
= 8 =	
= 9 =	
= 10 =	
= 11 =	
= 12 =	
= 13 =	Die Götterspeisung.
= 14 =	Schwarzer Tag.
= 15 =	Die Volksspiele.
= 16 =	
= 17 =	
= 18 =	
= 19 =	
= 20 =	
= 21 =	
= 22 =	
= 23 =	
= 24 =	
= 25 =	
= 26 =	
= 27 =	
= 28 =	
= 29 =	
= 30 =	

December.

Im Schutz der Vesta.

Am 1sten.
= 2 = Schwarzer Tag.
= 3 =
= 4 =
= 5 = Die ländlichen Faunalien.
= 6 =
= 7 = Schwarzer Tag.
= 8 =
= 9 =
= 10 =
= 11 =
= 12 =
= 13 =
= 14 = Schwarzer Tag.
= 15 =
= 16 =
= 17 =
= 18 =
= 19 = Die Saturnalien.
= 20 =
= 21 = Die Angeronalien.
= 22 =
= 23 =
= 24 =
= 25 =
= 26 =
= 27 =
= 28 =
= 29 =
= 30 =
= 31 =

Register.

Akka Larentia oder Lautia, 228.
Altäre, 11.
Ambarvalien, 235.
Amburbien, 241.
Angeronalien, 225.
Anna Perenna, 55.
Apollinarische Spiele, 156.
Apollo, 11.
Archigallus, 72.
Arvalische Brüder, 240.
Auguren, 337.
Augustalien, 186.
Auspicien, 343.

Baechus, 10.
Bellona, 12.
Bildsäule, 13.

Carna, 114.
Cerealien, 81.
Ceres, 10.
Charistien, 43.
Chronien, 214.
Chronos, 214.

Circensische Spiele, 79.
Cirkus, 350.
Cybele, 62.

Diana, 171. 268.

Egeria, 91. 187. 188.
Epulonen, 192. 193.
Equirien, 50.
Evander, 21. 31. 33.

Faunalien, 27. 194.
Faunen, 31. 195.
Faunus, 31. 194.
Februation, 288.
Februus, 288.
Fetialis, 119.
Fidius, 121.
Flamen des Jupiter, 331.
Flaminen, 330.
Flaminika, 332.
Flora, 99. 100. 101.
Floralien, 99. 100. 101.
Fontinalien, 187.
Fordicidien, 90. 91. 92.
Fornakalien, 39. 40.

Fornax, 39. 40.
Fortuna Virilis, 75.
Fortuna Publika, 112. 113.
Fortuna Fortis, 149. 150.
Fortuna Muliebris, 158.

Galli, 72.
Genius, 277.
Grane, 114.

Haruspicen, 313.
Herkules, 12. 120. 203. 229.
Hermuli, 356.
Hilarien, 62.

Janikulus, 18.
Janus, 18. 72. 115. 238. 239. 297.
Idäische Mutter, 64.
Idus, 27.
Ilias, 223.
Ilithya, 267.
Ino, 135.
Julius Cäsar, 163.
Juno, 10.
Juno Lucina, 52.
Juno Moneta, 113. 114.
Juno Kaprotina, 162.
Juno Juga, 276.
Juno Regina, 276.
Juno Sospita, 26.
Jupiter, 10. 20. 96. 97.
Jupiter, der Becker, 130.
Jupiter Latialis, 131.
Jupiter Stator, 150. 153.
Jupiter, der unüberwindliche, 144.
Jupiter Vejovis, 54.
Juturna, 187.

Kalendä, 337.
Kalender, 27. 30.
Kamillus, 319.
Kaprotinen, 161.
Karmentalien, 20.
Kastor und Pollux, 165. 167.
Klitumnus, 14.
Kompitalien, 226.
Konkordia, 22.
Konsualien, 173 — 176.
Konsus, 173 — 176.
Koriolan, 158.
Kumäische Sibylle, 247.
Kurien, 328.
Kurio Maximus, 330.
Kurionen, 328.

Lalara, 105.
Lararium, 42. 105.
Laren, 42. 102.
Larentinalien, 228.
Larven, 42.
Latiarisches Bundesfest, 231.
Latium, 196.
Lektisternium, oder die Götterspeisung, 10 — 182. u. 275.
Lemurien, 106.
Liberalien, 56.

Lukarien, 27.
Luna, 73.
Luperkalien, 31 — 37.
Luperci, 349.
Lustrum, 243.

Mamurius, 53.
Manen, 42. 106.
Mania, 226.
Manius, 254.
Mappa, 356.
Mars, 50. 107. 116. 121. 188. 237.
Matralien, 135.
Matronalien, 52.
Matuta, 135.
Meditrina, 185.
Meditrinalien, 185.
Megalesische Spiele, 78.
Merkur, 109.
Meta, 352.
Metia, 353.
Mimus, 79.
Minerva, 11.
Missus, 358.
Mola, 312.
Musen, 155.

Neptunalien, 167.
Nonen, 28.
Numa, 40. 90.

Opalien, 224.
Opekonsiven, 181.
Ops Konsiva, 181. 224.

Palatinische Vesta, 101.
Pales, 92.
Palilien, 92.
Palladium, 128.
Palantium, 33.
Pan, 31. 35. 36.
Parzen, 265.
Petauristen, 285.
Pluto, 108. 178. 265.
Pollux, 165.
Pomona, 331.
Pontifex Maximus, 334.
Pontifizes, 333.
Portumnus, 137. 172.
Postvorta, 267.
Prästigiatoren, 285.
Priapus, 131.
Prosa, 267.
Proserpina, 178. 265.
Pullarius, 346.
Puteal, 348.

Quinquatrien, 59.
Quinquatrien, die kleinen. 144.
Quintilis, 163.
Quirinalien, 37.
Quirinus, 38. 333.
Quiriten, 38.

Remurien, 160.
Remus, 32.
Rhea, 69.
Robigalien, 97.
Robigo, 97.
Roma, 353.
Romulus, 32. 37. 150. 155.

Salische Priester, 53.
Salus, 169.
Sankus, 120.
Saturnalien, 196.
Saturnus, 18. 196.
Scenische Spiele, 79.
Scipio Nasika, 66.
Sekularische Spiele, 229.
Sementinen, 24. 25.
Septimontium, 228.
Servius Tullius, 138.
Sextilis, 163.
Sibyllen, 246.
Sibyllinische Bücher, 246.
Sigillarien, 205.
Spina, 351.
Sühne, 258.
Sulpicia, 77.
Summanus, 148.
Suovetaurilien, 236.

Tellus, 25. 269.
Terminalien, 45.
Terminus, 45.
Themis, 12.
Trabea, 166.
Tutela, 161.
Tutilina, 353.

Vakuna, 129.
Valeria, 159.
Valesius, 251.
Vejovisfest, 54.
Valabrum, 33.
Venus, 10. 11. 74. 176.
Venus Vertikordia, 75.
Venus Erycina, 97.
Vesta, 101. 147.
Vestalien, 122.
Vestalinnen, 132.
Vinalien, 96.
Vinalien, die zweyten, 176
Volumnia, 159.
Vulkan, 12. 177.
Vulkanalien, 177.

W. Obermeier
Buchbinderei
Rottenburg / L.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Moritz, Karl Philipp,

Anthusa oder Roms Alterthümer Ein Buch für die Menschheit

Bd.: Th. 1

Wien u.a. 1801

Ant. 476 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10254751-1